Ex Bibliotheca ecclesiæ
Collegiatæ Lateranensis ad
S. Nicolaum prope Passavium.

<36605995600010

<36605995600010

Bayer. Staatsbibliothek

Hist lit part germ. 835.
l 2. C. 111.

Mag. coll 66.-4

Büsching

164

Beytrage

zu der

Lebensgeschichte

denkwürdiger Personen,

insonderheit

gelehrter Männer,

von

D. Anton Friederich Büsching,

Königl. preußisch. Oberconsistorialrath,
Director des vereinigten berlinischen und cölnischen Gymnasiums,
und der beyden Schulen desselben.

Vierter Theil.

Halle,
verlegt von sel. Joh. Jac. Curts Witwe.
1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Fünf Hauptpersonen kommen in diesem Theil der Beyträge vor. Die erste, ist Herr Erdmann Heinrich Graf Henkel, Freyherr von Donnersmark, des-

sen Lebensgeschichte ich aus guten schriftlichen Nachrichten abgehandelt, den ich auch persönlich und durch Umgang gekannt, und dessen noch lebende Frau Tochter mich seit vielen Jahren mit Ihrer Gnade und Freundschaft beehret hat. Es kommen in seinem Lebenslauf genug Veränderungen und Merkwürdigkeiten vor, welche Liebhabern derselben zur angenehmen Unterhaltung dienen, mir aber ist hauptsächlich daran gelegen, in ihm eine verehrungswürdige Standesperson aufzustellen, welche in ihrem Privatleben ein Muster christlicher Gottseligkeit, wahrer Menschenliebe, und kluger Thätigkeit gewesen ist.

Vorrede.

Ich will nicht sagen, daß solche Personen seltener würden, denn das wäre falsch; ich will noch weniger die Besorgniß äussern, daß sie unter uns bald ganz aussterben mögten, denn das wird Gottes Vorsehung verhüten: sondern ich will an diesem denkwürdigen Mann ein neues Beyspiel darstellen, daß man eine Person von vornehmer Herkunft, und zugleich ein wahrer Christ seyn, und sich dadurch Menschen von allen Ständen nützlich, musterhaft, und angenehm machen könne.

Die zweyte, ist Sophie Ernestine von Alefeldt, Stiftsfräulein des adelichen evange-

lischen

Vorrede.

lischen Klosters zu Itzehoe in Holstein. Mit Vorbedacht habe ich auf dem Titelblatt dieser Beyträge, Nachrichten von denkwürdigen Personen versprochen, um nicht auf das männliche Geschlecht eingeschränkt zu seyn, sondern auch einige vom weiblichen Geschlecht anbringen zu können.

Das Stiftsfräulein von Alefeldt, mit welchem ich den Anfang mache, hatte einen vortreflichen Character, war deswegen eine Zierde und Muster des weiblichen Geschlechts, und erwarb sich grosse Hochachtung. Ich habe 1779, gleich nach ihrem Abschied von der Erde, eine

kleine

kleine Schrift zu ihrem Andenken drucken lassen, und verschenket, sie ist aber nicht in viele Hände gekommen. Jetzt, da ich sie in diese Sammlung gebracht, habe ich sie etwas verändert und vergrössert.

Auch diejenigen, welche Lebensbeschreibungen nur um ausserordentlicher Begebenheiten willen lesen, werden in dieser etwas von solcher Art finden. Ich will aber diese und alle andere Leser erinnern, daß sie den königlichen Kammerherrn, welcher des Fräuleins Bräutigam gewesen ist, nicht an dem königlich dänischen, sondern an einem deutschen Hof, suchen müssen.

Die

Die dritte, ist der hochberühmte Herr Rochus Friedrich Graf zu Lynar, der durch seine ansehnliche Person, grossen Talente und Eigenschaften, glänzenden Aemter und Verrichtungen, die Augen vieler Menschen von allen Ständen auf sich gezogen, und sich merk- und denkwürdig gemacht hat.

Die theils unmittelbare theils mittelbare Verbindung, in welcher ich mit ihm gestanden, und die Nachrichten, welche ich von 1748 an gesammlet hatte, setzten mich in den Stand, sogleich nach dem Tode seines Leibes, im 50sten bis 52sten Stück meiner

ner wöchentlichen Nachrichten von 1781 einen kurzen Entwurf von seiner Lebensgeschichte zu liefern, der 6 Octavblätter kleinen Drucks anfüllet.

Wenig Wochen hernach ließ sein gelehrter Sohn, Herr Graf Casimir, auf anderthalb Bogen in groß Octav drucken: den Lebenslauf des — — Grafen zu Lynar, wie solcher, nach der am 2ten Dec. 1781 in der Stadtkirche zu Lübbenau — — gehaltenen Gedächtniß-Predigt, von der Kanzel abgelesen worden. Es ist aber dieser sogenannte Lebenslauf viel kürzer, als mein erwehnter Entwurf, und bestehet vor-

vornemlich in einer ausführlichen Beschreibung der christlichen Gesinnung des seligen Grafen, wie sie sich in seinen letzten Tagen und Stunden auf eine sehr rührende Art geäussert hat; es ist auch das Gebet beygefüget worden, welches man vor der Eintragung seines Leichnams in die Begräbnißgruft abgelesen hat. Diese kleine Schrift hat Herr von Moser in den 4ten Band seines patriotischen Archivs für Deutschland aufgenommen.

Sonst ist, meines Wissens, keine Lebensgeschichte von dem Herrn Grafen zu Lynar gedruckt worden. Die meinige, welche ich hier lie-

liefere, ist bloß aus geschriebenen Nachrichten, Briefen, und eigener persönlicher Kenntniß desselben, entstanden, und sowohl für Personen, die sich in die grosse Welt begeben, als für andere, welche diese Welt von fern kennen lernen wollen, sehr lehrreich.

Die vierte, ist der gelehrte Herr Friedrich Wilhelm von Taube, k. k. wirklicher Regierungsrath in der niederöstreichischen Regierung zu Wien.

Auch diesem Mann habe ich schon ein kleines Denkmal in meinen wöchentlichen Nachrichten

richten von 1778, S. 333 — 339 und S. 341 — 345, gestiftet, welches ich hier vergrösere. Persönlich habe ich ihn nicht gekannt, sondern er ist nur 18 Jahre lang mein fleißiger und vertrauter Correspondent gewesen, und seine aufgehobene Briefe haben mir die meisten Materialien zu seiner Lebensgeschichte gegeben, doch habe ich auch das Wenige zu Hülfe genommen, was in des Herrn Raths Ignatz de Luca zweytem Stück des ersten Bandes seines gelehrten Oesterreichs von ihm stehet, welches allem Ansehen nach aus Taubens eigenem Bericht gezogen ist. Daß er ein merk- und achtungswürdiger Mann sey, wird den Lesern der Nachrich-

ten, welche ich von ihm gebe, ohne Zweifel ein-
leuchten.

Die fünfte ist Sigismund Streit, Kaufmann zu Venedig, ein geborner Berliner, der durch seine fromme und nützliche Stiftungen sich unvergeßlich gemacht hat. Alles, was ich von ihm melde, habe ich mit Mühe aus seinen Briefen zusammengesucht.

Schon 1776, einige Monate nach sei-
nem Tode, machte ich seine vornehmste Le-
bensumstände in einer Schulschrift in Quart
bekannt, und einige Wochen hernach wur-

de

Vorrede.

de diese Schrift in Octav mit einigen Zusätzen abermals gedruckt. Es waren aber damals, mir und meinen Mitdirectoren seiner hiesigen wichtigen Stiftung, die beyden andern Stiftungen, welche er aus seinem Vermögen gemacht hat, unbekannt, von welchen ich aber nun auch Nachricht gegeben habe.

Was ein Mann durch Mühe und Arbeit, Vertrauen auf Gott, Sparsamkeit und Menschenliebe ausrichten könne, das kann man an seinem Beyspiel mit Vergnügen erkennen, um ihm, so viel es jedem möglich ist, darinn nachzufolgen.

Vorrede.

Aus diesen Lebensbeschreibungen lernet man nicht nur die Hauptpersonen, sondern auch viele andere hohe und mittlere Standespersonen, adeliche und bürgerliche, beyderley Geschlechts, Gelehrte und Leute aus andern Ständen, sonderbare und merkwürdige Characteere, manche romanhafte und doch wahre Begebenheit, kennen; sie befördern also die Welt- und Menschenkenntniß, und sie geben Beyspiele, die mehrentheils zur Nachahmung, zuweilen auch zur Warnung dienen. Einige wichtige Stücke der politischen Geschichte neuerer Zeit erhalten hier eine gute Aufklärung.

Vielleicht

Vorrede.

Vielleicht kann ich den ganzen künftigen fünften Theil dem grossen König Friedrich dem zweyten von Preussen widmen, ohne das zu wiederholen, was schon bey seinen Lebzeiten von ihm geschrieben worden. Berlin, am 16ten September 1786.

Büsching.

Erdmann Heinrich Graf Henkel, Freyherr von Donnersmark,

Herr zu Gfäll und Wesendorf, Erbherr der freyen Land- und Standes-Herrschaft Beuthen, wie auch von Tarnowitz, Oderberg und Pölzig.

Eingang.

Wenn ein hoher Grad christlicher Rechtschaffenheit, ein musterhafter Wandel, eine innige Verbindung aufrichtiger Gottes- und Menschenliebe, eine grosse Gabe sich in Menschen von allen Ständen zu schicken, und dadurch ihr Zutrauen zu erwerben, ein gründlicher Verstand, eine Tüchtigkeit zu vielen und wichtigen Geschäften, und sehr viel persönliche Anmuth und Würde, einen Mann hochachtungswerth und denkwürdig machen: so muß **Erdmann Heinrich Graf Henkel, Freyherr von Donnersmark**, nach seinem Abschiede von der Erde, immer so hoch von allen Kennern seiner vorzüglichen Eigenschaften geschätzet werden, als es während seines Lebens auf derselben geschehen ist.

Seine Herkunft.

Die Grafen Henkel stammen, vermöge der Familiennachrichten, von Jacob Henkel ab, dem Kaiser Sigismund 1417 zu Costanz wegen seiner treuen Dienste einen adelichen Wapenbrief ertheilte, und von welchem alle Henkel herkommen, die in der ungarischen Gespan-

schaft Zips, zu Bethlehemsdorf, (Bethlehem-Falva) Donnersmark und Leutschau, gewohnet haben. Der Marktflecken Donnersmark, lat. Quintoforum, war der erste Wohnort der Henkel, von welchem sie sich Domini Henkel de Quintofloro nenneten. Der Ort Bethlehem-Falva hat zwar der berühmten Familie Turzo gehört, welche vom 16ten bis 17ten Jahrhundert über 100 Jahre lang die Obergespanwürde dieser Provinz bekleidete: daraus folget aber nicht, daß die Henkel zu derselben gerechnet werden müssen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die ersten Henkel mit zu den Deutschen, insonderheit Sachsen gehöret haben, durch welche die ungarschen Könige die Zipsergespanschaft bevölkert hatten. Jacob Henkels Nachkomm im siebenden Grad, **Eleasar** oder **Lazarus Henkel von Donnersmark**, der ältere, (geb. 1551, gest. 1624,) wurde sehr berühmt. Denn er war nicht nur dreyer römischer Kaiser wirklicher Rath, und Director der Bergwerke in allen kaiserlichen Erblanden, sondern es überließ ihm auch Kaiser Rudolph, auf Abschlag seiner Forderungen, wiederkäuflich für 222000 rheinische Gulden, die Herrschaft Gfäll oder Gefäll, im Land unter der Ens, und im Kreise ob dem Manhardsberge; auf Abschlag seiner übrigen Forderungen aber nachher auch die Gebiete Oderberg und Beuthen in Schlesien. Er hinterließ diese Herrschaften seinem Sohn **Lazarus dem jüngern**, welcher sie 1619 vom Kaiser erblich erhielt, auch 1632 in den wirklichen Besitz derselben gesetzet wurde. Er ward auch 1632 vom Kaiser Ferdinand zum Freyherrn, und 1661 zum Reichsgrafen gemachet, und führte den Titul: des H. R. R. Graf Henkel, Freyherr von Donnersmark, Erbherr der Herrschaften Gfäll und Wesendorf, (eben da wo Gfäll belegen,) Herr von Beuthen, Tarnowitz und Oderberg. Er starb 1664, und von seinen drey Söhnen überließ der älteste, Elias Andreas, die freye Standesherrschaft Beuthen, nebst der Regierung, den beyden gleich zu nennenden

Brü-

Brüdern, und erwählte die abgesonderte Herrschaft Oderberg; Gabriel bekam den beuthenschen Antheil, und Georg Friderich den Tarnowitzer oder neudeckschen Antheil der Herrschaft Beuthen. Der zweyte starb 1666 ohne männliche Erben; von dem dritten stammet, durch den ältern Sohn Leo Ferdinand, die beuthensche Linie, und durch den jüngern Sohn Carl Maximilian die tarnowitzische oder neudeckische Linie der Grafen Henkel, Freyherren von Donnersmark, ab. Der vorhin genannte Elias Andreas Graf Henkel, Freyherr zu Donnersmark, bekam ausser der Herrschaft Oderberg auch einen Antheil an den beuthenschen Kammergütern, welchen er aber nachher seinem Vetter, Grafen Leo Ferdinand, verkaufte, und 1691 von Oderberg nach Pölzig, im Fürstenthum Altenburg, zog, welches Rittergut er im Namen seiner Gemalin, Barbara Helena, Freyin von Malzahn, aus dem Hause Neuschloß, gekauft hatte. Er starb 1700. Von seinen fünf Söhnen und fünf Töchtern nenne ich nur den Grafen Johann Ernst, der Anna Catharina, Freyin von Stolz, zur Gemalin hatte; Helena Constantia, welche mit Johann Christian, Grafen von Solms zu Baruth, vermälet war; Wenzel Ludewig, der die Gräfin von Solms-Baruth, Hedewig Charlotte, zur Gemalin hatte; und den **Grafen Erdmann Heinrich**, (geb. zu Oderberg am 21. Sept. 1681.) dessen Leben ich beschreibe.

Sein Herr Vater war ein frommer und geschickter Mann, und seine Frau Mutter eine kluge und fromme, und dabey sehr strenge Frau. Beyde zogen aus Schlesien nach dem Fürstenthum Altenburg auf das Rittergut Pölzig, weil sie fürchteten, daß der römischkaiserliche Hof nach des Vaters Tode sich ihrer Kinder bemächtigen, und sie für die römischkatholische Kirche erziehen lassen mögte. Die Jesuiten, welche den kaiserlichen Hof regierten, hatten diese Furcht durch manches Beyspiel solcher Vergrösserungssucht der römischen Kirche verursachet. Es sahen zwar diese frommen Eheleute nicht voraus,

daß

daß dennoch ein Paar ihrer Kindeskinder die evangelische Kirche verlassen, und zu der römischkatholischen treten würden: allein Gottes Vorsehung leitete sie zu anderen Zwecken nach Pölzig, die sich in der folgenden Zeit entwickelten.

Seine Erziehung im Hause der Eltern, und Studierjahre.

Graf Erdmann Heinrich war zehn Jahre alt, als seine Eltern ihren Wohnsitz zu Pölzig aufschlugen. Sie verwendeten an die Erziehung ihrer Kinder Mühe und Kosten, um ihre Köpfe aufzuklären und zu bereichern, ihre Herzen zu bilden, und insonderheit wahre Christen aus ihnen zu machen. Ich kann aber nichts besonders davon sagen, auch die Hauslehrer nicht nennen, durch welche ihre beyden jüngsten Kinder, die Grafen Wenzel Ludewig und Erdmann Heinrich, unterrichtet worden; aber das weiß ich, daß der Zweck der rechtschaffenen und weisen Eltern besonders an dem jüngsten Sohn, Grafen Erdmann Heinrich, völlig erreichet worden, und daß sie ihn zugleich mit seinem Bruder, Wenzel Ludewig, nach Leipzig auf die Universität geschicket haben, ob er gleich $1\frac{1}{2}$ Jahr jünger als derselbige war. Es scheinet daraus zu folgen, daß er diesem Bruder an Kenntniß der Sprachen, Künste und Wissenschaften wenigstens ungefähr gleich gewesen sey, und wenn dieses war, so wurde dadurch in Ansehung des Hofmeisters und der Einrichtung etwas ersparet, daß sie zu gleicher Zeit auf der Universität studirten. Ich verdanke Herrn Doctor und Professor Dathe die Nachricht, daß beyde gräfliche Brüder im Sommerhalbenjahr 1698 in die Universitäts-Matrikel eingetragen worden. Die wirkliche Gelehrsamkeit, welche Graf Erdmann Heinrich als Mann zeigte, bewies, daß er als Jüngling auf die Wissenschaften ernstlichen Fleiß verwendet hatte. Er steute auch die sogenann-

nannten ritterlichen Uebungen an, und begonn am gesellschaftlichen Tanz und Spiel viel Vergnügen zu finden. Aber bald bedachte er, daß daraus ein überwiegender Hang zu beyden entstehen, und dieser ihm gefährlich, ja wirklich sehr schädlich werden könne; also fassete er den herzhaften Entschluß, vom Tanz und Spiel sich ganz los zu reissen, um der Gefahr desto gewisser zu entgehen. Dieser Sieg, den seine christlich-gottselige Gesinnung schon in seiner Jügend über eine Neigung davon trug, die so leicht zur herschenden Leidenschaft wird, war desto wichtiger und merkwürdiger, weil er fortgesetzet wurde, und ihn so unüberwindlich machte, daß er selbst eines scheinbarlich starken Hülfsmittels nicht bedurfte, welches man ihm vorschlug. Es hatte nemlich eine alte gottselige Fürstin einen Orden gestiftet, der seine Mitglieder unter anderen zur Vermeidung des Tanzes und Spiels verpflichtete. Man rieth also dem Grafen Henkel, daß er sich denselben verschaffen mögte, um in der grossen Welt mit Anstand vom Tanz und Spiel sich enthalten zu können. Er antwortete aber, daß er schon als Christ verpflichtet sey, sich von allem, was ihm zu einer schädlichen Versuchung werden könne, los zu machen, und es also nicht erst als eine Ordensschuldigkeit übernehmen dürfe. Eine solche Festigkeit und Standhaftigkeit des christlichen Characters bey einem jungen Herrn war etwas seltenes, erregte also Verwunderung, und einige damalige Religionsparthеyen, als die Gichtelianer, Inspirirten, und andere, wünscheten den jungen Helden im Christenthum an sich zu ziehen. Sie fanden sich aber in ihrer Meynung von ihm betrogen, denn er war kein Sectirer, sondern ein Christ nach der Lehre und dem Beyspiel des Herrn, der den Sinn Christi an denjenigen, welche ihn hatten und äusserten, hochschätzte, ohne ein Sonderling zu seyn, und ohne Sonderlinge zum Muster zu erwählen.

Seine ersten Reisen.

Nach vollendeten academischen Studien ließ die Frau Mutter (denn der Herr Vater war 1700 gestorben) ihn, in Gesellschaft seines vorhin genannten Bruders, und unter der Aufsicht des Hofmeisters Orlich, eine Reise nach Frankreich, England und Holland antreten, von welcher er nicht Moden und Laster, sondern Länder- und Menschenkenntniß und Weisheit, zurückbrachte. Vermuthlich ist er entweder schon von Leipzig aus, oder auf der eben erwehnten Reise, zu Halle gewesen, und hat daselbst die gottselige Freundschaft mit den dasigen frommen Theologen errichtet, die nachher beständig und lebhaft fortgesetzet worden, und viel zu seiner Befestigung in der christlichen Gesinnung beygetragen hat. Es schien zwar, daß er auch zu Halle studieret habe, ich weiß aber durch Herrn Doctor und Professor Semler, daß er in der dasigen Universitäts-Matrikel nicht vorkommt, sondern daß der erste Graf Henkel, welcher daselbst studieret hat, Graf Gottlob Alexander Maximilian, von der tarnowitzischen oder neudeckischen Linie, sey, der 1736 als Student eingeschrieben worden.

Läßt sich zu Pölzig wohnhaft nieder.

Was ihn bewogen habe, weder ein Hof- noch Civil- und Kriegesamt im Dienst eines Königs oder Fürsten anzunehmen, sondern sich dem Landleben zu widmen, ist mir nicht bekannt: ich vermuthe aber, daß er das letzte als den ruhigsten Zustand, und vornemlich nach dem Wunsch seiner ihn vorzüglich liebenden Frau Mutter, erwählet habe, die ihm das Rittergut Pölzig verkaufte, und sich zu ihrer einzigen Tochter, Helena Constantia, begab, welche seit 1697 mit dem Grafen Johann Christian von Solms vermälet war, der zu Baruth wohnte. Weil ihr aber doch die Trennung von

ihrem

ihrem jüngsten Sohn schwer wurde, und dieser sie auch sehr liebte und verehrte: so versprach er, daß er nicht nur fleißig an sie schreiben, sondern sie auch oft besuchen wolle, welches beydes er auch bis an ihren 1726 erfolgten Tod erfüllete, obgleich die Reise, welche gemeiniglich über Leipzig, Eulenburg, Torgau und Herzberg ging, nicht sehr klein war. Einstmals zog er sich auf einer Reise zu ihr durch Verkältung die rothe Ruhr zu, welche ihn nicht nur unterwegens bettlägerig machte, sondern auch in Todesgefahr setzte. Seine Leute, welche er bey sich hatte, berathschlageten sich mit einander, ob es nicht nöthig sey, daß seine Frau Mutter Nachricht von seiner Krankheit bekäme? und da sie dieser Meynung waren, so berichtete einer von ihnen des Grafen Zustand nach Baruth. Seine Frau Mutter gerieth dadurch in grosse Angst; er aber, als er nach angefangener Genesung erfuhr, was seine Leute gethan hatten, eilete so geschwind als es thunlich war nach Baruth, um seine Frau Mutter durch seine Ankunft bey ihr zu beruhigen. Er kam daselbst unter dem Blasen des Postknechts an, welchen die angstvolle Mutter für einen Todesboten hielt; sie ward aber durch den Anblick ihres nicht nur lebendigen, sondern auch wiedergenesenen Sohns so hoch erfreuet, daß sie ihn mit einer wichtigen goldenen Kette beschenkete, für welche er den Braunshayner Wald, ohnweit Pölzig, im churfürstlich-sächsischem Gebiet, kaufte, der zwanzig tausend Thaler kostete, und durch welchen das Rittergut Pölzig ansehnlich verbessert wurde. Weil dieses Gut nur wenige Meilen von Obergreitz und Köstritz, den Residenzörtern der Grafen Heinrichs des zweyten und des vier und zwanzigsten Reuß, lieget, so veranlassete diese geringe Entfernung der Oerter einen oftmaligen Umgang dieser dreyen durch den Sinn Christi innigst verbundenen vortreflichen Grafen, die einander auf dem Wege zum Himmel zur Unterstützung und Ermunterung dieneten. Ich will jetzt nichts davon

sagen,

sagen, zu welchem nützlich angenehmen Vergnügungs- und trostvollen Zufluchtsort der Graf Henkel seinen Wohnsitz gemacht hat, weil es weiter unten, wenn von seinem Character die Rede seyn wird, besser vorkommen kann.

Von seinen Reisen, die er nach Wien und Prag unternommen hat, um seine Verwandte zu besuchen, weiß ich weiter keine besondere Umstände, als daß er wegen seiner christlichen Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und Weltkenntniß, und wegen der Feinheit und Heiterkeit seines Umgangs, die durch seine männlich schöne Leibesgestalt sehr erhöhet wurde, allenthalben Beyfall, Freunde und Verehrer fand, und insonderheit seiner Mutter Schwester, der Gräfin von Sternberg zu Prag, so sehr gefiel, daß sie sich äusserst bemühte, ihn bey sich zu behalten, und zum Uebergang zu der römischkatholischen Kirche zu bewegen. Sie bedauerte, unter Vergiessung vieler Thränen, daß ein so vortreflicher junger Mann wegen seiner Religionsirrthümer verdammet werden sollte, und versprach, daß sie mit den Ihrigen zu seiner Bekehrung durch Fürbitte und Messe alles, was sie vermögte, beytragen wolle. Ihr zu Gefallen wohnte er einmal dem römischkatholischen Gottesdienst bey; weil er aber bey der Erhebung der Monstranz nicht niederkniete, so würde er von den umstehenden Leuten als ein Ketzer gemißhandelt worden seyn, wenn ihn nicht die Heyducken, welche ihm die Gräfin zu Begleitern mitgegeben, gerettet hätten. Sie beschenkte ihn beym Abschiede reichlich.

Seine erste Vermälung.

Noch bey Lebzeiten seiner Frau Mutter verheirathete er sich 1714 mit Louise Sophie, Gräfin von Solms zu Sonnewalde, welche eine Tochter des Grafen Heinrich Wilhelm, und seiner Gemalin Johanna, Freyin von Friese,

Friese, war. Weil sie nicht nur eine schöne und angenehme Frau war, sondern auch in der gottseligen Gesinnung mit ihm übereinstimmete, so liebete er sie gar sehr, und zeugte mit ihr eine Tochter und einen Sohn. Allein er verlor sie schon 1717 durch den Tod, und nichts konnte ihn bey dieser äusserst herben Erfahrung aufrecht erhalten, als der Trost des Evangeliums, und die auf dasselbige gegründete Hofnung der künftigen Wiedervereinigung mit seiner geliebten Gemalin im Himmel. Die anhaltende wehmüthige Erinnerung an dieselbige veranlassete ihn, eine Sammlung von dem Verhalten wahrer Christen bey ihrem Abschiede von der Erde zu machen, deren erster Theil 1720 mit einer Vorrede der theologischen Facultät zu Halle gedruckt wurde. Der Schmerz über den Verlust seiner Gemalin wurde erneuert und vergrössert, als 1725 auch der Sohn, den sie ihm geboren hatte, an der rothen Ruhr starb. Seine Tochter, Henriette Helene, erzog die Frau von Montbel, eine hochachtungswürdige Frau, die aber an einem portugiesischen General einen ungemeinen harten Mann gehabt hatte. Diesem war es nicht genug, ihr Vermögen zu verschwenden, sondern er mißhandelte sie auch auf eine grausame Weise. Er zwang sie Schönpflästerchen zu tragen, und als sie sich dessen weigerte, klebte er ihr dergleichen mit heissem Siegellack auf; und weil sie nicht unterlassen wollte in ihrer Bibel, im Folio-Format, zu lesen, so schlug er ihr mit derselben eine Ribbe entzwey. Sie wohnte zu Pölzig, und erzog die junge Gräfin Henkel.

Zweyte Ehe.

Häusliche Umstände, und die Vorstellung seiner Familie und Freunde, daß die freye Minderherrschaft Oderberg in Schlesien, welche sein Bruder, Graf Wenzel Ludewig, besaß, leicht an die römischkatholische beuthensche Linie der Grafen Henkel fallen könne, bewogen den Gra-

fen

fen Erdmann Heinrich an eine zweyte Vermälung zu denken. Unter den Vorschlägen, die ihm geschahen, machte insonderheit derjenige einen starken Eindruck in sein Gemüth, welcher auf die Gräfin **Charlotte Marie Albertine von Leiningen** ging. Sie war die älteste Tochter des Grafen Johann Friderich von Leiningen Dachsburg-Hartenburg, von seiner Gemalin Cathrine, Tochter des Markgrafen Friderich Magnus zu Baden-Durlach, und auf dem alten Schloß Pattenberg, unweit Dürksheim an der Hart, am letzten Tage des 1704ten Jahrs, geboren. Schon 1709, im vierten Jahr ihres Alters, nahm sie ihrer Frau Mutter Schwester, Johanna Elisabeth, Gemalin des regierenden Herzogs von Wirtemberg-Stuttgard, Eberhard Ludewig, zu sich, und erzog sie mit mütterlicher Sorgfalt. Dieser ihrer Pflegemutter gereichte ihr lebhafter Verstand und ihre anmuthige Freundlichkeit zur angenehmen Unterhaltung, auch zum Trost in den vielen und mannigfaltigen Widerwärtigkeiten des Ehestandes, welche sie erfuhr, und für die junge Gräfin war das musterhafte Beyspiel ihrer Tante sehr lehrreich. Sie sahe, daß Stand und Würde allein keine wahre Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths, keine grosse und dauerhafte Glückseligkeit verschaffe, daß sie aber durch die lebendige Erkenntniß Gottes und des Heilandes der Welt erlanget werde, die ihr also wichtig ward, und welche insonderheit der herzogliche Hofprediger Gramlich, bey ihrer Zubereitung zum erstmaligen Genuß des Abendmahls des Herrns, in ihrem Gemüth so stärkte, daß sie sich ernstlich entschloß, Gott zum Wohlgefallen zu leben, und eine aufrichtige und treue Bekennerin des Heilandes der Welt zu seyn. In dieser Gesinnung befestigte sie auch der Special-Superintendent Rieger, und der damalige Vicarius an der Stiftskirche zu Stuttgard, Eberhard David Hauber, (s. Theil 3. dieser Lebensbeschreibungen, S. 166. 171.) der mit der Herzogin und ihr viel umging. Als 1722 am

am 9ten Febr. ihr Herr Vater starb, begab sie sich auf einige Zeit zu ihrer Frau Mutter, kehrete aber schon 1724 zu der Herzogin zurück. Dem Grafen Henkel war ihr vortreflicher Geist und Character glaubwürdig beschrieben, und er beschloß also eine Reise nach Stuttgard vorzunehmen, um persönliche Bekanntschaft mit ihr zu errichten, und, wenn er sie so fände, als sie ihm war geschildert worden, sich um sie zu bewerben. Es zeigte sich aber bey seiner Ankunft zu Stuttgard daß die guten Freunde, welche ihm die Gräfin vorgeschlagen, seinen Zweck dem Hofe schon verrathen hatten: denn ob er gleich in ein Wirthshaus eingekehret war, so ward er doch, als er sich am Hofe als ein Fremder anmelden ließ, in einer herzoglichen Kutsche mit vielem Gepränge auf das Schloß geholet, und auf demselben mit seinen Leuten in allem frey gehalten. Dieser feyerliche Empfang mußte ihn nothwendig befremden und beunruhigen, weil er die Gräfin noch nicht gesehen, und also auch in Ansehung der Vermälung mit derselben noch keinen festen Entschluß gefasset hatte. Er betrug sich aber klüglich, denn als er bey der Herzogin Audienz hatte, äusserte er nichts von dem Zweck seiner Reise, suchte und fand aber Gelegenheit mit der Gräfin Bekanntschaft und Freundschaft zu errichten, und lernte sie im täglichen Umgange von mehreren Wochen so kennen, daß er die gewisse Hofnung fassete, sie werde ihn als Gemalin glücklich machen; und nun hielt er um sie an, und die Heirath ward am 27sten Sept. 1727 vollzogen.

Die Herzogin gab der Gräfin eine fürstliche Ausstattung, aber die Mitgabe war höchst mittelmäßig, und die Gräfin mußte, dem Herkommen gemäß, auf alle Erbschaft von der leiningischen Familie eidlich Verzicht thun. Vier Wochen nach der Hochzeit reisete der Graf mit seiner Gemalin nach Pölzig, nicht wenig besorgt, ob ihr die Verwechselung des herzoglichen Hofs mit einem einsamen Landsitz gefallen würde? Die Reise ging über

Eisenach

Eisenach und Gotha; an jenem Hofe besuchten sie der Frau Gräfin Muhme, die Herzogin Maria Christina Felicitas, Gemalin des Herzogs Johann Wilhelm, und diesem liessen sie sich vorstellen. Das Landleben zu Pölzig gefiel der Gräfin wohl, weil ihr Gemal ihr täglich liebenswürdiger wurde. Ueberhaupt war die Ehe in allen Stücken glücklich. Der Gräfin lebhaftes und feuriges Wesen wurde durch des Grafen sanftes und gesetztes Wesen gemildert, und ihre uneingeschränkte Wohlthätigkeit wurde durch seine Weisheit geleitet; er aber hatte und behielt eine zärtliche Liebe gegen sie, welche er durch die zärtlichsten Ausdrücke und die gefälligste Begegnung an den Tag legte. Fiel ja etwas Unangenehmes vor, so ward es durch ihre Stieftochter aus der ersten Ehe des Grafen veranlasset, die bey seiner zweyten Vermälung schon 12 Jahr alt war, ungeachtet die Gräfin alles mögliche beharrlich anwendete, um sich des Herzens derselben ganz zu bemeistern.

Die Ehe war nicht unfruchtbar, denn die Gräfin gebar am 17ten August 1728 einen Sohn, welcher die Namen **Johann Erdmann** bekam, und am 13ten May 1731 eine Tochter, welche **Johanne Charlotte** genennet wurde. Der Sohn war damals sehr erwünscht, und ward also mit Freude empfangen. Diese verminderte sich dadurch, daß seine Amme zu wenig Milch hatte, und er also sichtbarlich abnahm; der Graf war zwar darüber innerlich sehr bekümmert, sagte aber niemanden etwas, sondern wendete einen Spatziergang vor, und betete gehend zu Gott, daß er ihm Rath und Hülfe für das Kind verschaffen mögte. Es begegnete ihm eine junge Frau aus seinem Dorf, welche er fragte, ob sie nicht eine Amme für seinen Sohn vorschlagen und verschaffen könne? Ich biete mich selbst an, antwortete sie, denn ich kann wohl drey Kinder stillen. Der Graf nahm sie mit sich nach seinem Hause, sie legte das Kind an, und es erlangte von dem Augenblick an neues Leben und

neue

neue Kraft. Anstatt der Tochter wünschte und erwartete das ganze Haus wieder einen Sohn; als aber diese Erwartung nicht eintraf, wurde sie mit Wehklagen empfangen. Als der Graf dieses hörete, sagte er, gebet mir meine Tochter, sie wird mir Freude machen! Er trug sie in seine Stube, sorgete für ihre Verpflegung, und gab sich nachher vorzüglich mit ihr ab; es traf auch das, was er von ihr erwartete, vollkommen ein, weil sie die väterlichen und mütterlichen Tugenden in sich vereinigte. Von beyden Kindern wird unten ein mehreres vorkommen.

Seine Mitvormundschaft über den jetzt regierenden Fürsten Reuß Heinrich den eilften.

Ein Hauptgeschäft in seinen besten Jahren war die Vormundschaft über den Grafen Heinrich den eilften Reuß zu Greitz, jetzigen Reichsfürsten, welche er zugleich mit dem Grafen Heinrich den vier und zwanzigsten Reuß zu Köstritz führete, und welche diesen Grund hatte. Es machten diese drey Herzensfreunde (S. 9) ein gegenseitiges Testament, in welchem sie verordneten, daß wenn einer von ihnen stürbe, die beyden andern Vormünder der Kinder desselben seyn sollten. Dieser Fall trug sich zu, als Graf Heinrich der zweyte am 17ten Nov. 1722 starb, und seinen eben genannten Sohn Heinrich den eilften hinterließ, der erst acht Monate alt war. Er hätte nun entweder zu Köstritz oder zu Pölzig erzogen werden sollen; es behielt ihn aber seine Frau Großmutter, des churfächsischen Feldmarschalls Reuß Heinrichs des sechsten Witwe, welche zu Dresden wohnte, in seinen ersten Kinderjahren bey sich, und dieses war eine der Ursachen, wegen welcher Graf Henkel zuweilen nach Dresden reisete. Als er im May 1728 daselbst ankam, war ein Paar Tage vorher der Leichnam des Feldmarschalls, Grafen von Flemming, aus Wien in einem Reisecoffre angekommen; welches dem Grafen Henkel Anlaß gab, folgende Anmerkungen in einem Briefe an seine Gemalin zu machen.

„So

„So hat der Mann, welcher in seinem Leben an „so vielen und kostbaren Pallästen nicht genug „gehabt, sich nach seinem Tode als ein Stück „Wäsche zusammen legen, und in einen Coffre „packen lassen müssen. Die katholische Geistlich„keit zu Wien mag seines Begräbnisses wegen „übermäßig viel gefordert haben; es würde auch „an allen Orten, durch welche der Leichnam ge„gangen, viel verlangt seyn worden, weil er „wegen seines grossen Reichthums berufen ge„wesen: also haben ihn die Seinigen lieber so „heimlich fortgeschaffet. Als etwas sonderbares „wird auch bemerket, daß wenige Tage nach ein„ander jetzt gedachter Feldmarschall, die polni„sche Kronschatzmeisterin, und der Graf Ponia„towski gestorben, welche zur Erreichung der Ab„sichten des Königs in Polen insonderheit wirk„sam gewesen. Aber so kann der Herr den Rath „der Menschen auf einmal vereiteln, wenn er „spricht: kommet wieder, Menschenkinder!„

Die Feldmarschallin Reuß, Henriette Amalia, starb am 2ten August 1732, und nun wollte ihre Schwiegertochter, Heinrichs des eilften Mutter, Sophie Charlotte, Gräfin von Bothmar, ihn zu sich nehmen, und ihn in Dresden ferner erziehen. Hierbey war seinen Vormündern bange, weil der Hof zu Dresden die Lande des Grafen Reuß als sächsische, und nicht als Reichslehen ansahe. Sie reiseten also gleich, als sie den Tod der Feldmarschallin erfuhren, nach Dresden, um den jungen Grafen von da abzuholen. Als sie aber dahin kamen, höreten sie, daß desselben Mutter nicht nur bey dem königl. und churfürstl. Geheimenraths-Collegium sich als Mitvormünderin angegeben, und gebeten habe, ihr, und nicht den Vormündern, welche Pietisten wären, den Sohn zur Vorsorge und Aufsicht zu übergeben, sondern daß

sie

sie auch zu Wien bey dem Kaiser um die Mitvormundschaft bittlich eingekommen sey. Sie brachte es auch dahin, daß ihr Sohn eine doppelte Soldatenwache bekam, damit er von seinen Vormündern nicht entführet würde, er durfte also auch nicht aus dem Hause gehen, geschweige spatzieren fahren. Nun fanden die beyden Vormünder für nöthig, daß einer von ihnen nach Wien reise, der andere aber zu Dresden bleibe, und den jungen Grafen beobachte. Die Reise nach Wien übernahm der Graf Reuß, in Gesellschaft seines Raths von Geusau, und Graf Henkel bewachte den jungen Grafen Reuß zu Dresden. Er ging zwar fast täglich mit den Geheimenräthen, mit dem Feldmarschall, und mit dem General von Lützelburg um, konnte aber doch nicht erhalten, daß die Soldatenwache aus dem reußischen Hause weggenommen wurde, weil die Mutter des jungen Grafen alle für sich eingenommen hatte. Der General von Lützelburg rieth dem Grafen Henkel, dem königlichen Prinzen seine Aufwartung zu machen, und demselben nicht nur eine schriftliche Vorstellung zu überreichen, sondern ihm auch die Beschaffenheit der Sache mündlich vorzutragen. Beydes geschahe zwar am 15ten August 1732, es versprach auch der damals nach Dresden zurückgekommene Geheimerath von Gersdorf seinen Beystand; es kam aber doch hauptsächlich auf die kaiserliche Entscheidung in Wien an. Diese ward endlich von dem Grafen Reuß bewirket, und nach Dresden gesandt, und nun nutzte Graf Henkel die erlangte Erlaubniß, mit dem jungen Grafen ausfahren zu dürfen, dazu, um ihn unvermuthet nach Köstritz zu bringen.

Noch andere Vormundschaften.

Während dieser Vormundschaft bekam er noch zwey andere, nämlich über den einzigen Sohn seines Bruders, des Graf Wenzel Ludewig, Besitzers der freyen Minderherrschaft Oderberg in Schlesien, der am 29sten März

1734 an der Wassersucht starb, als er eben bey demselben zum Besuch war; und hernach über den Grafen Johann Christian den zweyten, Enkel seiner Schwester, der Gemalin des Grafen Johann Christian des ersten von Solms-Baruth. Er übernahm die letzte auf anhaltende und dringende Bitte seiner Frau Schwester, sie verursachte ihm aber viel Mühe, brachte ihm grossen Verdruß, und kostete ihm zugleich einen beträchtlichen Theil seines Vermögens.

Wird zu einer Stelle am Hofe des Königs von Dänemark in Vorschlag gebracht.

Er wurde 1734 dem gottseligen König Christian dem sechsten vorgeschlagen, und reisete deswegen im May von Pölzig nach Baruth, und von da über Potsdam und Kloster Bergen bey Magdeburg nach Wernigerode, woselbst er von dem dasigen regierenden Grafen Christian Ernst von Stolberg (der sich zu Bremen aufhielt, bis der König zu Oldenburg angekommen seyn würde,) Nachricht erwartete, ob und wohin er zu dem König reisen, und sich demselben vorstellen lassen solle? Zu Kloster Bergen war der Abt Steinmetz, nebst den frommen Hallensern, die bey ihm zum Besuch waren, der Meynung, daß er die dänischen Dienste, wenn sie ihm angetragen würden, nicht wohl ausschlagen könne, zumal wenn er eine Stelle bekäme, welche ihm Gelegenheit gäbe, zur Beförderung des wahren Christenthums etwas beyzutragen. Als der Graf dieses am 22sten May seiner Gemalin aus Wernigerode berichtete, (woselbst die regierende Gräfin ihn auch nach Dänemark haben wollte,) setzte er demüthig hinzu, „eine blosse Staatsbedienung kann und „werde ich mir ohnedem nicht aufbürden lassen, weil ich „dergleichen nicht verstehe.„ Aus Wernigerode schrieb er auch am sechsten Junius an eben dieselbige: „Nun muß „es sich bald zeigen, ob mein Weg nach Oldenburg oder

„nach

„nach Pölzig gehen werde? Ich wünsche, wenn es Got„tes Wille ist, das letzte.„ Zwey Tage hernach kam der Graf von Stolberg nach seiner Residenz Wernigerode zurück, und zeigte dem Grafen Henkel die Briefe, welche zwischen dem König von Dänemark und ihm in der Sache des Grafen Henkel waren gewechselt worden, und setzte hinzu, der König habe ihm bey der Abreise von Oldenburg befohlen, dem Grafen Henkel zu sagen, daß er nach Altona kommen solle. Allein eben diese Briefe, und einige mündliche Erzählungen, benahmen dem Grafen die Freudigkeit, die Reise zu dem König anzutreten. Er bat Gott, daß er ihm in dieser wichtigen Sache leiten wolle, und Gott that es auch, aber auf eine andere Weise als die frommen Leute vermutheten, welche ihm zu der Reise nach Altona riethen, die er auch am zweyten Junius freudig, obgleich mit der Ahndung antrat, daß sie vergeblich seyn werde. Er kam am zwölften glücklich zu Hamburg an, woselbst er den Grafen Reuß den vier und zwanzigsten aus Köstritz mit seiner Gemalin antraf. An demselben Tage kam der König von Dänemark mit der Königin, und derselben Schwester, der Markgräfin, aus Oldenburg nach Altona zurück, und Graf Henkel speisete am Abend dieses Tages bey seiner Gemalin leiblichen Tante, der Herzogin Albertine Friderike von Holstein, Mutter des Königs Adolph Friderich von Schweden, und Großmutter der jetzigen rußischen Kaiserin Catharine der zweyten. Am dreyzehnten ward er dem König in der Markgräfin Zimmer vorgestellt, der in Gegenwart des Hofstaats sehr gnädig mit ihm sprach, aber nichts von der Hauptsache. Am vierzehnten des Abends speisete er sowohl als Graf Heinrich der 24ste Reuß beym König, zweifelte aber, daß er in desselben Dienste treten werde, und am sechszehnten, da er besondere Audienz bey dem König hatte, ward er davon gewiß, und reisete nun freudig über Wernigerode zu seiner geliebten Gemalin zurück. Die Personen, durch welche seine Berufung

an den dänischen Hof hintertrieben worden, sind mir nicht bekannt, sie waren aber dadurch den Grafen Henkel nicht schädlich, der zu Pölzig weit ruhiger und glücklicher lebete, als er an dem königlichen Hofe hätte leben können.

Reiset in das Reich.

Im 1736sten Jahr begleitete er den Grafen Erdmann von Promnitz auf seiner Reise in das Reich, die um einer Heirath willen angestellet wurde, welche aber nicht zu Stande kam. Er war auf dieser Reise im Maymonat zu Stuttgardt, und wartete der verwitweten Herzogin von Wirtemberg auf. Mehr kann ich von derselben nicht sagen.

Traurige Vorfälle in seinem Hause.

Der Graf hatte 1736 seinen Neffen und Pupillen, den Grafen Ludewig Bernhard Henkel aus Oderberg, seines verstorbenen Bruders Wenzel Ludewig Sohn, zu Pölzig bey sich, und **Scheidt** war desselben Hofmeister. (s. den dritten Theil meiner Lebensbeschreibungen S. 267.) Beyde reiseten noch in demselben Jahr nach Göttingen auf die neue Universität. Als Scheidt 1738 auf derselben Professor wurde, ging der neunzehnjährige Graf auf eine Zeitlang wieder nach Pölzig, und hielt nicht lange hernach bey seinem Oheim und Vormund um desselben älteste Tochter aus erster Ehe, Henriette Helene, (S. 11) an. Dem Grafen Henkel war dieser Antrag an sich lieb und angenehm, er ermahnete aber seinen Neffen, erst seine akademischen Studia zu vollenden, hernach nützlich zu reisen, und sich alsdenn wieder bey ihm zum Schwiegersohn zu melden. Das gefiel dem jungen Grafen nicht, sondern er drang darauf, daß die junge Gräfin (welche vier Jahre älter als er war) den Ausspruch thun solle. Diese gab ihm, man weiß nicht, ob im Ernst, oder nur zum Schein, eine abschlägige Antwort, und nun wurde der Tag zu sei-

ner

ner Abreise festgesetzet. Am Tage vor derselben befahl er seinem Bedienten, ihm seine Sachen einzupacken, und ging mit seinem Stutzer von zwey Läufen in sein Zimmer. Es geschahe ein Schuß, und als der Bediente nach dem Zimmer lief, fand er den Grafen in seinem Blute liegen. Es wurden ein Doctor und Chirurgus zur Hülfe geholet, welche die Wunde wegen der vielen Splitter für gefährlich erkläreten, aber doch Hofnung zu seiner Wiederherstellung gaben. Diese erfolgte auch wirklich innerhalb 3 Monaten, und der Graf behauptete, er habe den Schuß, weil er sehr fest gesteckt, mit den Zähnen herausziehen wollen, da er denn von ungefähr an den Hahn gestossen haben müsse; zu der jungen Gräfin aber sagte er, er habe sich aus Verzweifelung über die fehlgeschlagene Hofnung, sie zur Gemalin zu bekommen, erschiessen wollen. Dadurch gewann er ihre Liebe völlig, und sie verpflegte ihn während der Krankheit sehr sorgfältig, ließ sich auch durch keine Vorstellung von Unschicklichkeit, von häufiger Besuchung des Kranken abhalten. Dieser bekam aber ein hitziges Fieber mit Flecken, welches die Wunde wieder eröfnete, und ihn am 19ten Jänner 1739 tödtete. Die Gräfin war untröstlich, daher sie ihr Vater zur Aufmunterung mit seiner Schwägerin nach Carlsbad in Böhmen schickte. Von da entfloh sie mit Extrapost nach Prag, und trat zu der römisch-katholischen Kirche. Dieser Entschluß läßt sich nicht erklären, wenn man ihn nicht als eine Rache betrachtet, die sie an ihrem Vater ausüben wollen, der ihre frühzeitige Verheirathung mit ihrem Vetter nicht zugegeben, sondern ihr wegen der Vertraulichkeit mit demselben Vorwürfe gemacht hatte. Zu diesen bittern Erfahrungen gesellte sich noch die schändliche Verleumdung, daß der Tochter die Zuneigung ihres Vaters entwendet, ihr Bräutigam aber um der Herrschaft Oberberg willen vergiftet worden sey; wodurch die rechtschaffenen Eltern aufs stärkste gekränket und gebeuget wurden. Der jungen Gräfin ward die Stelle einer Hofdame an dem kai-

kaiserlichen Hofe versprochen, zu welcher sie aber nicht gelangte, weil Kaiser Karl der sechste bald darauf starb. Es ward aber eine kaiserliche Commißion verordnet, welche den höchst betrübten Vater zu Pölzig einen Eid ablegen ließ, daß er seiner Tochter wegen ihrer Flucht und Religionsänderung nichts entziehen, vielmehr ihr jährlich 800 Rthlr. zum Unterhalt geben wolle. Alles, was ihr an Mobilien, Schmuck, Kleidung, und dergleichen, gehörte, mußte ihr entweder ausgeliefert, oder nach dem von dem Commissarius und seiner Frau bestimmten Werth bezahlet werden. Dieser Commissarius war zwar ein strenger und harter Mann, aber die Geduld, Standhaftigkeit und väterliche Uneigennützigkeit des Grafens Henkel rührte ihn so stark, daß er beym Abschiede weinete, und gestand, daß wenn er von einem seiner Kinder so beleidiget werden sollte, er es nicht würde ertragen können. Sagen sie, antwortete der Graf, meiner geliebten aber unglücklichen Tochter, sie habe ihren Vater tief gebeuget, aber seine Religion unterstütze ihn. Er schicke ihr nicht Flüche, sondern Segen und Fürbitte nach. Das väterliche Haus und die väterlichen Arme, welche sie so muthwillig verlassen habe, sollten beständig offen für sie seyn. Er wünsche nur dieses, daß Gott ihre Seele retten möge. Die Gräfin stand nachher im Briefwechsel mit ihrem Vater, erkannte ihr Unrecht, und bereuete ihr Verfahren; sagte auch zu ihren Vertrauten, daß sie im Herzen noch evangelisch sey, und nicht zu den Heiligen, sondern allein zu Gott bete; sie hatte sich auch die Erlaubniß, in der Bibel lesen zu dürfen, ausgebeten. Ihren Herrn Vater ersuchte sie, zu bewilligen, daß sie einen französischen Obristen, Namens August Grafen von Sanguin heirathen dürfte, der ein reicher und angenehmer Mann, und der letzte von seiner Familie sey. Der Vater gab dazu gerne seine Einwilligung, weil sie auf solche Weise aus dem Kloster kam; sie heirathete ihn auch 1742, und gebar ihm einen Sohn. Bey der Belagerung von Prag verlor er 1743 durch eine Kanonen-

nenkugel beyde Beine, und in diesem Zustande ward er zu ihr gebracht, starb aber wenige Tage hernach, und sein Sohn folgte ihm bald. Es ward aber ihr Zustand durch ihn nicht verbessert, denn seine Eltern, die noch lebeten, wollten ihr Vermögen nicht aus dem Lande schicken, und um sich mit einigem Schein des Rechts von ihr los zu machen, gaben sie vor, ihre Ehe mit ihrem verstorbenen Sohn sey vermuthlich nicht rechtmäßig, sie hätten während des Krieges keine Briefe von ihm bekommen. Nun begab sich die Gräfin wieder als Kostgängerin in das Kloster, in welchem sie vorher gewesen war, in welchem sie auch 1773 starb. Die oben genannte Generalin Montbel (S. 11) wohnete nach der Gräfin Flucht zu Dresden bey der Geheimenräthin Le Fort, wurde aber von dem gräflich-henkelschen Hause, so lange sie lebte, sehr geschätzet, und mit dem Mutterertitul belegt. Die Gräfin Henkel nahm nun ein Fräulein von Gersdorf zur Gesellschafterin, und zur Aufseherin über ihre Gräfin Tochter zu sich, welches nach Verfliessung unterschiedener Jahre den Doctor und Professor Franke zu Halle heirathete.

Reiset 1740 mit seiner Familie zu der Herzogin von Wirtemberg.

Die verwitwete Herzogin von Wirtemberg meldete dem Grafen Henkel 1740, daß ihre Finanzen durch die Untreue eines ihrer Bedienten in Unordnung gerathen wären, und bat ihn, mit seiner Familie zu ihr zu kommen, und sich auf ihrem Lustschloß Stetten so lange aufzuhalten, bis er ihre Sachen wieder in Ordnung gebracht hätte. Man erkennet daraus, daß er als ein Mann bekannt gewesen, der die Haushaltungskunst verstanden habe. Er reisete dahin, stellete in einem Vierteljahr wieder gute Ordnung her, gewann Processe, handelte mit den Gläubigern, und tilgete die Schulden. Als die Herzogin ihrem ungetreuen Bedienten anzeigte, daß ihre Kinder (so

nannte sie die gräflich-henkelsche Familie,) kommen würden, nahm er Gift, und starb. Es fand sich, daß er der Herzogin vieles an Gold und Schmuck entwandt hatte; sie wollte es aber seine entfernte Erben nicht entgelten lassen, sondern trug den Verlust mit Geduld.

Die Herzogin wünschte sehr, daß der Graf mit seiner Familie noch länger bey ihr bleiben, oder ihr doch seine Gräfin Tochter, Johanne Charlotte, zu welcher sie Gevatterin war, zur Erziehung lassen mögte: er ließ aber weder sich noch die Seinigen zurück halten, und stellte die Rückreise nach Pölzig durch die Pfalz an, um seine fürstliche Frau Schwiegermutter zu Dürkheim an der Hart zu besuchen, bey welcher er mit den Seinigen während des Winters bis in den Februar des 1741sten Jahrs blieb, da er voraus reisete, seine Gemalin mit den beyden Kindern ihm aber bald folgete.

Unterschiedene kleine Reisen, vormundschaftliche und andere Geschäfte.

Seine eigene und fremde Angelegenheiten erhielten ihn in beständiger Thätigkeit, und machten es nothwendig, daß er jährlich einige kleine Reisen vornehmen mußte. Im August 1741 war er zu Baruth bey seiner Schwester, und besorgete als Vormund ihres Sohns mancherley Geschäfte, insonderheit den Proceß mit den Schönebergern Bauern, den diese zwar damals verloren, mit welchen er aber doch den von ihnen selbst angebotenen Vergleich nicht zu Stande bringen konnte. Es kam der feine und christliche Mann, Doctor Wellner, aus Charlottenburg in der Mittelmark, dahin, welcher damals schon 66 Jahre alt war, ungeachtet er seit ungefähr der Mitte dieses Alters Blut auswarf. Er ließ seit 21 Jahren alle Monat (keinen ausgenommen,) zur Ader, und befand sich wohl, wenn er auch ein Pfund Blut auf einmal weglaufen ließ; er vermied aber alle kalte und rauhe Witterung,

rung, und wenn er täglich seine mäßige Leibesbewegung fortsetzte, war sein Zustand ganz erträglich, so daß Graf Henkel dafür hielt, er könne noch zehn und mehr Jahre leben. 1742 im Februar war er mit seiner Familie auf dem Schloß Obergreitz, und als 5 oder 6 Monate hernach Graf Heinrich der eilfte von seinen Reisen zurück kam, legte Graf Henkel seine zum grossen Nutzen desselben geführte Mitvormundschaft nieder. Im April eben dieses Jahrs war er zur Meßzeit in unterschiednen Geschäften in Leipzig, und wartete lange auf die Ankunft des Königs von Polen aus Dresden, von deren ungewöhnlichen Verzug man verschiedene Ursachen angab. Einige sagten, es sey eine grosse Veränderung am Hofe vorgegangen, denn der Graf Rutowsky sey in Ungnade gefallen, der Herzog von Sachsen-Weissenfels vermöge nun alles, und dergleichen mehr. Es ist im ersten Theil dieser Lebensbeschreibungen S. 339 f. vorgekommen, daß König Friedrich der zweyte von Preussen am 1sten November 1741 mit dem Churfürsten zu Sachsen und Bayern einen Vertrag geschlossen habe, vermöge dessen das Churhaus Sachsen den größten Theil von Oberschlesien und ein Stück von Böhmen bekommen sollen, und daß sowohl von polnischer und churfächsischer, als preußischer Seite Commißarien ernannt worden, um die Gränzen zwischen beyden Landesantheilen zu bestimmen. Es scheinet mir, daß in die Stelle des zweyten königl. polnischen und churfürstl. sächsischen Commissars, des geheimen Kriegsraths von Bockel, der im April 1742 nach Dresden zurück berufen war, Graf Henkel in Vorschlag gekommen sey: denn der Geheimerath von Hennicke sagte am 19ten April zu dem Grafen, der König sey gesonnen, ihm einen gewissen Auftrag wegen Oberschlesien zu thun, weil er, als ein Oberschlesier, das Land kenne; man wisse aber noch nicht, welchen Ausgang die Unterhandlungen haben würden? Es wurde nichts daraus, weil der Hof sein System änderte; und Graf Henkel kam in Ansehung der Hauptsache, we-

gen

gen welcher er zu Leipzig die Ankunft des Hofes erwartete, nicht so weit, als er wünschte. Denn da diese gewisse Patente betraf, welche Churſachsen in dem Gebiet des Obergreitzer Grafens Reuß angeschlagen wissen wollte, und Graf Henkel am 20sten April Vormittags mit dem Geheimenrath von Hennicke, und Nachmittags mit desselben Vertrauten, den Kammer-Commißionsrath Höpfner, eine lange Unterredung hatte: so erkläreten sich beyde dahin, die königl. Patente müßten erst angeschlagen, und hernach darüber mit dem König Unterhandlungen gepflogen werden. Am 25sten April wartete er dem König selbst auf, der sich sehr gnädig gegen ihn bezeigte, das Memorial, welches er ihm wegen der reußischen Sache übergab, annahm, und viel mit ihm sprach, aber nichts von der Hauptsache, in welcher er auch, aller angewandten grossen Mühe ungeachtet, weder in Leipzig noch in Dresden, woselbst er im Junius und Julius, da er auf dem Landtage war, etwas ausrichten konnte. Aber als Vormund des Erbgrafen von Solms zu Baruth brachte er in dem Appellationsgericht den schweren Proceß mit den Schönefelder Bauern, welche zwey Urtheile für sich hatten, durch einen Vergleich also zum Ende, daß zwar sein Mündel einen empfindlichen Verlust erlitte, aber doch mehr erlangte, als jemand hatte erwarten können. Er ließ sich dem König, der Königin, und den königlichen Prinzen vorstellen, und speisete bey den letzten; aber ihre Tafel war etwas geringes in Vergleichung mit der Tafel des Ministers Grafen von Brühl. Dieser bewirthete am achten Julius die vornehmsten Landstände, die Geheimenräthe, und einige der ersten Hofbeamten. Graf Henkel hatte am Vormittag dieses Tages den D. Marperger predigen gehöret, welcher im Eingange aus dem Buch Esther Kap. 5, 11-13. Hamans Beschreibung seiner Herrlichkeit, und den Zusatz, an dem allen habe ich kein Genüge, angeführet hatte. Diese Worte fielen ihm sehr oft ein, als er die Herrlichkeit des Hauses und der

Tafel

Tafel des Grafens Brühl sahe, und man jenes auf eine Million Thaler, auf der letzten aber bloß das prächtige Silber und Porcellan auf hunderttausend Thaler schätzete. Graf Henkel hatte diesmal viel Verkehr mit der Menge vornehmer Personen, die zu Dresden war; den angenehmsten Umgang aber pflog er mit einigen gottseligen Personen, als mit dem Bergrath von Heynitz, einem Bruder des Kammergerichts-Assessors von Heynitz zu Welzlar, mit dem Geheimenrath von Uffel, Kammerrath von Lüttichau, und dem königl. Kammerpagen von Bölau, aus welchem der König viel machte. Der von Heynitz hatte ohnweit Dresden ein Gut, auf welchem er einen Kastanienwald angeleget hatte, der ihm in manchem Jahr für einige hundert Thaler Früchte lieferte. Graf Henkel war auch sehr oft bey dem preußischen Gesandten, Grafen von Bees, welcher nach seinem Tode seine Gräfin Tochter heirathete. Im August dieses Jahrs reisete er nach Berlin, um zuverläßig zu erfahren, ob die Herrschaft Oberberg in Schlesien unter östereichischer oder preußischer Landeshoheit stehe? Er hörete endlich von dem großbritannischen Gesandten, Mylord Hindfort, und von dem preußischen Cabinetsminister, Grafen von Podewils, daß sie theils unter östereichische, theils unter preußische Botmäßigkeit komme, welches ihm nicht lieb war, aber veranlassete, daß er sich in Abwesenheit des Königs der verwitweten Königin am 15ten August, gegen Abend, vorstellen ließ, welche ihn zur Tafel behielt, die erst um 10 Uhr anging. Die Königin war sehr gnädig gegen ihn, legte ihm aber sehr viele Fragen vor, als, warum er nicht spiele? was er von Comödien und Opern halte? welche Prediger er zu Berlin kenne? ob er auch Bücher schreibe? (Sie zielte auf die letzten Stunden;) u. a. m. Sie erzählte auch viel Abentheuerliches von dem Grafen von Zinzendorf, und versicherte, daß es wahr sey.

Wird völliger Besitzer der Herrschaft Oderberg.

Die vorhin erwehnte freye Minderherrschaft Oderberg in Schlesien fiel 1743 ganz allein an ihn, und er hielt sich mit seiner Familie ein Jahr lang in derselben auf, um alles in Ordnung zu bringen; überließ sie alsdenn seiner Frau Schwägerin pachtweise, und ging nach Pölzig zurück. Als aber 1744 ein neuer Krieg entstund, litte diese Herrschaft, wegen der getheilten Oberherrschaft, durch Ausfouragierung, Plünderung und Brand, durch die gewöhnlichen Folgen des Krieges und Viehsterben, so viel, daß der Graf Henkel nicht nur keine Einkünfte aus derselben zog, sondern auch grosse Summen an ihre Wiederherstellung verwenden, und also Schulden machen mußte. Von dieser Zeit an kamen seine Finanzen in Verwirrung, welches ihm viel heimlichen Kummer verursachte, den er zwar vor den Seinigen, so viel ihm möglich war, verbarg, der aber seine Gesundheit heimlich untergrub.

Seine tödtliche Krankheit.

Auch die baruthische Vormundschaft verursachte ihm nicht nur viel Mühe, sondern auch viel Gram und Kosten, und trug zur Schwächung seiner Kräfte nicht wenig bey. Er ward endlich im Augustmonat 1752 krank, und die Seinigen glaubten, daß er wieder eben das Flußfieber habe, an welchem er um diese Zeit unpäßlich zu seyn pflegte. Allein sein Hausarzt, der Doctor Grundmann zu Gera, sagte gleich, als er zu Pölzig ankam, er habe ein gefährliches hitziges Fieber. Alles was er zu des Grafen Wiederherstellung verordnete, wurde sorgfältig gebraucht und beobachtet; aber seiner Familie und Hausgenossen ängstliche Furcht, daß sie ihn verlieren würden, nahm mit seiner Krankheit täglich zu, und war desto grösser, je mehr sie ihn verehrten. Er selbst zeigte sich auf seinem Sterbebette eben so, wie er in gesunden Tagen gewesen war,

war, gelassen und heiter, voll freudigen Vertrauens auf Gott, voller Dankbarkeit gegen den Heiland der Welt; und so thätig, als die Kräfte es verstatteten. Er lächelte, wenn man ihn bat, diese und jene Geschäfte bis zu seiner Wiederherstellung zu verschieben. Seinen von der Ritterakademie zu Soröe in Dänemark, mit seinem gelehrten Hofmeister, den nachmaligen tübingischen Professor Schott, zurückgekommnen Sohn, ermahnte er zu rechtschaffener Gottseligkeit, und zur Sorge für seine Mutter und Schwester. Von seiner Krankheit sprach er nie, und wenn man von dem, was er in derselben litte, zu reden anfing, so lenkete er das Gespräch sogleich auf etwas Unterrichtendes und Ermunterndes. Wenn man von den Widerwärtigkeiten und Trübsalen sprach, die er erfahren hatte, so antwortete er: Kinder! was ist das bisgen Leiden gegen jene uns durch Jesum erworbne Herrlichkeit! und als jemand die Worte des Apostels anführete, wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen, machte er die artige Anmerkung, wir Menschen verstehen oft nicht, den Accent dahin zu setzen, wohin er gehört; er muß nicht auf das Wort Trübsal, sondern auf den Ausdruck, Reich Gottes, gelegt werden. Die Trübsal gehört zur Vorbereitung zu unserer künftigen Glückseligkeit. Wer diese zum Zweck hat, muß sich auch die Mittel zu derselben wohl gefallen lassen. Als einer seiner Hausgenossen ihn dadurch ermuntern wollte, daß er sagte, er werde bald die Worte hören, ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; antwortete er demselben demüthig, ach! wäre ich doch Gott noch treuer gewesen! doch er sieht auf den guten Willen und die geringe Kraft seines Knechts! Seinen Bedienten, die ihm aufwarteten, dankete er für jede Handreichung und Pflege, und beklagte, daß sie durch die Nachtwachen bey ihm an Schlaf und Ruhe gehindert würden.

Am

Am fünften Tage seiner Krankheit, welcher der 31ste August war, beschäftigte sich sein Geist und Herz mit den unschätzbaren Worten des Apostels, daß der Herr dem Tod die Macht genommen, und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht habe, durch das Evangelium, und er erfuhr die beruhigende und erfreuende Kraft derselben so stark, daß er zu seiner Gemalin frölich sagte, sie sollten der Text seyn, über welchen nach seinem Abschiede die Gedächtnißrede gehalten würde, und an seinen Leichnam sollte kein schwarzer Faden kommen. Das ist der vernünftige getroste Muth des Christen, der eine richtige Erkenntniß des unschätzbaren Evangeliums hat, und sein Leben nach demselben einrichtet. Am ersten September früh um 5 Uhr bekam er eine Ohnmacht, die so stark war, daß man glaubte, er werde in derselben verscheiden; aber durch die reitzenden und stärkenden Mittel, welche seine Gemalin und Tochter anwendeten, erhohlte er sich wieder. Nun ließ er sich in dem Bette aufrichten, und drückte zuvörderst seiner Gemalin zärtlich die Hand, sagte auch zu ihrer Ermunterung nach der ausgestandenen Angst, „du dachtest, dein „Erdmann würde sich so wegschleichen, aber siehe, da ist „er wieder. Gott segne dich, beste Frau! Er wird mit „dir seyn, und dich unterstützen.„ Als sie aber doch grosse Traurigkeit äusserte, umarmte er sie, und fuhr fort zu sagen, „weine nicht, nichts kann uns trennen, wir „kommen bald wieder zusammen.„ Unterdessen hatte sich sein ganzes Haus um sein Bette versammlet, und er wünschte allen mit freundlichem Gesicht einen guten Morgen. Als nach seinem Verlangen die Vorhänge des Bettes zurückgelegt waren, freuete er sich über den heitern Himmel und Sonnenschein, und setzte hinzu: gottlob! daß es in meiner Seele auch heiter ist. Erst segnete und vermahnete er seinen Sohn, hernach sagte er zu seiner Tochter, „du hast mich nie betrübt, Kind meines

„Her-

„Herzens! mein Segen soll auf dir ruhen. Ich verlasse „mich auf dich, du wirst deine Mutter trösten.„ Als sie antwortete, „ja! so viel in meinem Vermögen stehet; „aber da ich sie verliere, habe ich selbst Trost nöthig;„ so fuhr er fort:

„Wo du den Herrn hast rathen lassen,
„da hat er alles wohl gemacht,
„und was dein Denken nicht kann fassen,
„das hat er längst zuvor bedacht.

„Du wirst sehen, daß Gott dir beystehen wird; verlasse „dich auf ihn. Auch meine Henriette (S. 11. 20 f.) muß „gesegnet und unter meinen Kindern unvergessen seyn. „Sie hat sich verirret, die Unglückliche! Gott bringe sie „zurück, rette ihre Seele, und lasse es ihr wohlgehen. „Ich habe ihr alles vergeben. Gott hat mir so viel ver„geben, sollte ichs nicht auch thun? Schreibet es ihr, „wenn ich nicht mehr hier bin. „Auf eine ähnliche Weise segnete er seines mittelsten Bruders älteste unverheirathete Tochter, die seit einigen Monaten in Pölzig war, ein Fräulein von Carlowitz, welches er zu seinen Kindern zu rechnen mit dem freundlichsten Gesicht versicherte, einen Herrn von Koschitzky, den er zu seinen Freunden zählte, und alle seine Bedienten, die sich zum Empfang seines Segens herzudrängten. Er war aber durch das viele und anhaltende Reden so abgemattet, daß, als auch noch der Prediger des Orts kam, er ihm nur mit ein Paar Worten Gottes Segen zu seinem Amt wünschte, die Hand dabey drückte, und sagte, ich muß jetzt ein wenig ruhen. Bald hernach verstand man noch, daß er die oben erwehnten Worte, er hat dem Tod die Macht genommen, u. s. w. leise aussprach, und sich durch dieselben stärkete. Die Sprache verlor sich nach und nach, und die Augen waren fast immer verschlossen; denjenigen

aber, die ihm etwas zur Labung einflösseten, drückte er sanft die Hand, und in diesem ruhigen Zustand blieb er bis zum Untergang der Sonne, da er seinen fast ein und siebenzigjährigen Lauf auf Erden, unter dem Gebet der Seinigen, sanft beschloß.

Er hat in der Beschreibung der letzten Stunden selig verstorbener Personen weit mehr von denselben erzählet, als ich hier von ihn melde: es kommt aber nicht sowohl auf das viele, als vielmehr auf dasjenige an, welches den besondern Charakter einzelner Personen zuverläßig zeiget. Herr Graf Henkel machte während seines ganzen Lebens auf Erden wenig Aufhebens, und bey seinem Abschied von derselben blieb er sich ähnlich. Man erblickte ihn auf dem Sterbebette als den Mann, der sich durch sein ganzes Leben zum Himmel zubereitet hatte, und als der Eingang zu demselben ihm eröffnet wurde, that er diesen Schritt mit eben der sanftfreudigen Hofnung, mit welcher er ihn erwartet hatte.

Sein Charakter.

Er war ein Mann von mittler Grösse, wohl gebildet, lebhaft ohne Geräusch, angenehm in der Stimme und in den Minen, in der Bewegung und im ganzen Wesen, und nahm dadurch jedermann für sich ein. Seine verständige, wohlbedachte und passende Rede, seine Weisheit, Klugheit und Bescheidenheit im Urtheilen, seine Rechtschaffenheit, welche sich durch Gesicht und ganzes Wesen äusserte, und seine leutselige Art und Weise, sich in allerley Menschen zu schicken, gewannen ihm die Hochachtung, die Liebe und das Zutrauen aller, mit welchen er umging, und die sich ihm näherten, von welchem Stande, Geschlecht und Alter sie auch waren. Für den gesellschaftlichen Umgang war er ein erwünschter Mann, denn durch seine Heiterkeit und Munterkeit belebte

er

er alle, sann anständige und unschädliche Mittel zum Vergnügen aus, und ließ bey der Bemühung, andere auf eine angenehme Weise zu unterhalten, keine seiner Arbeiten liegen. Auch diejenigen, welche ihn täglich sahen, bemerkten keine Unzufriedenheit und Unlust des Gemüths an ihm, sondern er war immer derselbige gesellige, gefällige und freundschaftliche Gesellschafter, der alle zufrieden und vergnügt zu machen sich bestrebte, sollte er sich auch darüber selbst die nöthige Ruhe entziehen. Es ist ihm sehr viel Unangenehmes und Betrübtes begegnet, es machte ihn aber gegen die Seinigen nicht mürrisch. Sobald dergleichen vorfiel, begab er sich in sein Zimmer, überlegte es in der Einsamkeit, betete darüber zu Gott, und dann kam er wieder so heiter zum Vorschein, als die Sonne hintern dunkeln Wolken hervortrit. Von dem was vorgefallen war, erfuhr niemand etwas, als diejenigen, welche dabey zu thun hatten. Er verbarg das Unangenehme und Schreckhafte insonderheit vor seinen Gemalinnen. Wie weit er dieses getrieben habe, bezeuget folgender Vorfall. Seine zweyte Gemalin hatte einige Nächte hinter einander wegen heftiger Zahnschmerzen nicht schlafen können. In einer derselben schlief sie endlich ein, er aber wachte noch, und hörte, daß Diebe durch ein mit eisernen Stangen versehenes Fenster in die unter dem Schlafzimmer befindliche Küche einbrachen, und zinnerne Schüsseln und Teller aus den verschlossenen Schränken zusammenpackten. Er überlegte, was zu thun sey, und wollte lieber einigen Verlust leiden, als seine Gemalin aufwecken und erschrecken. Um aber die Diebe furchtsam zu machen, zog er seine Pantoffeln auf dem Boden einigemal hin und her, daß zwar die Diebe es hören konnten, seine Gemalin aber nicht davon erwachte: jene fürchteten sich, liessen das Zinn stehen, und liefen davon.

Mit seinen Gemalinnen ging er ungemein liebreich um. Ich habe ehedessen einige Briefe gesehen, die er an die

zweyte nicht nur in den ersten, sondern auch in spätern Jahren des Ehestandes geschrieben hatte, und in welchen er sich der liebreichsten Worte bediente, für alle ihre Gefälligkeiten auf das zärtlichste dankete, von ihren Briefen und Nachrichten, welche sie entschuldigte, viel Rühmens machte, seine Aufträge sich als Liebesbeweise von ihr ausbat, und ihren Einrichtungen, Anordnungen und Bemühungen viel Lob beylegte. Das Zutrauen seiner Kinder suchte er von ihrer ersten Kindheit an zu gewinnen. Er ordnete ihre Spiele an, erfand neue für sie, und verstattete ihnen, sich in aller ihrer Lebhaftigkeit, sollte sie auch zu groß seyn, zu zeigen. Kam seine Gemalin dazu, wenn er sie in seiner Gegenwart lustig und frölich seyn ließ, und sagte, lieber Vater! sie leben ja nur für ihre Kinder! wie können sie das Geräusch derselben ausstehen? jagen sie doch die Kinder zur Stube hinaus! so antwortete er, liebe Mutter! gehe und störe uns nicht; vielleicht bist du in dem Alter unsrer Kinder eben so munter und lustig gewesen! Ungeschicklichkeiten und Beschädigungen verzieh er ihnen gern, aber wirkliche Unarten bestrafte er empfindlich. Er war der Freund und Vertraute seiner Kinder, die es also für grosse Belohnung hielten, bey ihm allein bleiben zu dürfen. Wenn etwa seine Gemalin, oder jemand anders, seine Verwunderung darüber bezeigte, wie er, da er so viel zu thun hätte, doch so viel Zeit bald auf das Spiel, bald auf die belehrende Unterhaltung seiner Kinder verwenden könne: so antwortete er, sie sind ja meine Kinder, und meine Arbeiten werde ich desto munterer und geschwinder ausrichten, wenn ich mich erst mit ihnen beschäftiget habe. Er schaffte ihnen kleine Schreibtische, Schränke, Buchdruckereyen, (damit sie selbst etwas setzen und abdrucken konnten,) Orgelwerke, Bergwerke u. s. w. an, um ihnen durch die Spielwerke nützliche Begriffe beyzubringen. Mit seiner jüngsten Tochter, der nachmaligen Frau Gräfin von Bees, gab er sich insonderheit aus zärtlicher

Vater-

Vaterliebe viel ab. Er verstattete ihr keine Puppen, weil er dafür hielt, daß sie durch dieselben zu lange bey kindischen Vorstellungen erhalten würde, aber er gab ihr solche Spielwerke, wie ich eben genannt habe, in die Hände. Selbst unter seinen Arbeiten ließ er sie in seiner Stube bleiben, unterrichtete sie, und betete täglich allein mit ihr. Wenn er mit den Kindern, als sie älter und grösser wurden, reisete, so beschrieb er ihnen die Gegenden und Länder, und was in denselben merk- und denkwürdiges vorgefallen sey, und in grossen Städten besuchte er mit ihnen Künstler, und Oerter, wo etwas sehenswürdiges war. Er sahe es gern, wenn sie ihm ihre Gedanken und Wünsche ohne Zurückhaltung eröfneten; waren sie gut, so gab er ihnen Beyfall, waren sie es nicht, so unterrichtete und überzeugte er sie davon, und sie begaben sich derselben. Als seine Tochter erwachsen war, betrug er sich gegen sie als ein Freund, und vertrauete ihr manches an. Mit den Hofmeistern seiner Kinder ging er als mit vertrauten Freunden um, und wenn er nicht in allen Stücken mit ihnen übereinstimmete, so war dieses ein Geheimniß, von welchem insonderheit seine Kinder nichts erfahren und entdecken mußten. Er sorgte auch für sie so viel als er vermogte.

Seine Bediente und Unterthanen hatten an ihm einen väterlichen Herrn. Um die ersten vor schädlichem Müßiggang zu bewahren, gab er ihnen unvermerkt Geschäfte, die für sie passeten, ohne ihnen lästig zu seyn. Diejenigen, welche sich in seine festgesetzte Ordnung durchaus nicht schicken wollten, entließ er mit Sanftmuth. So lange er noch hoffte, durch Ernst und Nachdruck etwas auszurichten, gebrauchte er in seinen Vorstellungen, so oft es nöthig war, Worte, die, ohne zu beleidigen, durch Mark und Bein drangen, und den sonst Fühllosen Thränen auspresseten. Er hatte eine ganz eigne Gabe, die Strafbaren so zu überzeugen, daß sie sich der Strafe willig unterwarfen; er erreichte also auch

den Zweck derselben, ihre Besserung, und ihre Liebe zu ihm wurde dadurch eher vermehret, als geschwächet. Er ließ mehrere seiner Unterthanen auf seine Kosten Handwerker erlernen.

Vor seinem Wohnhause ließ er durch den anliegenden Wald eine Allee hauen, die über achthundert Fuß lang war, und also aus den Saalfenstern eine freye und schöne Aussicht eröfnete. Diese ward aber dadurch verschlimmert, daß in dem angränzenden reußischen Gebiet, in dem Garten eines Bauern, ein wilder und ungeschickt gewachsener Baum stand. Er schickte einen seiner Unterthanen zu dem Bauer, und ließ ihn bitten, daß er ihm den Gefallen erzeigen, und verstatten mögte, daß er den Baum umhauen lassen dürfte; er wolle ihm für diese Gefälligkeit fünf Thaler schenken, und den Baum könne er auch zu seinem Nutzen anwenden. Der Bauer war eigensinnig, und antwortete, der Baum habe schon bey Lebzeiten seines Vaters da gestanden, und solle, so lange er lebe, an dem Ort stehen bleiben. Diese Antwort verdroß den Boten mehr als den Herrn Grafen, und er hieb den Baum in der Nacht um. Graf Henkel vermissete am folgenden Morgen, da er in die Allee sahe, den Baum, und erkundigte sich, wo er geblieben sey! Sein Unterthan glaubte ein verdienstliches Werk gethan zu haben, und erzählte lächelnd, daß er ihn umgehauen habe. Der Graf bezeigte sich sehr unzufrieden mit dieser That, verwies sie dem Thäter scharf, ließ ihn auch bestrafen, und verschaffte dem reußischen Unterthan alle Genugthuung. Noch ein Beyspiel von seiner Menschenliebe, die er an geringen Leuten bewiesen. Als er nach der Besitznehmung von der Herrschaft Oderberg (S. 28) aus Schlesien zurückreisete, verirrete sich der Postknecht, und Herr Graf Henkel ließ einen Wegweiser suchen, auch denselben, weil er ein alter Mann war, den Kutscherstz besteigen. Der Mann erzählte, er sey katholisch, habe Frau und Kinder, es fehle ihm aber oft das nöthige

Brodt. Er stieg oft von dem Wagen herab, und ging neben demselben, um sich mit dem Herrn Grafen zu unterreden. Weil dieser aber befürchtete, daß der alte Mann auf dem von vielem Regen schlüpfrig gewordenem Wege ausglitschen und fallen mögte, so befahl er ihm wieder aufzusteigen, und ließ so lange still halten, bis es geschehen war, nahm auch, um das Gespräch des Mannes zu vermeiden, ein Buch in die Hand, und las in demselben. Der Mann stieg aber wieder ab, fiel, und der stark bepackte Wagen ging ihm über die Brust. Sein jämmerliches Geschrey machte dem Herrn Grafen das Unglück bekannt, er sprang aus der Kutsche, ließ den Mann neben sich setzen, gab ihm aus seiner Reiseapotheke einige Arzney ein, und wollte ihn in den nächsten Ort bringen. Der Mann konnte aber vor Schmerz das Fahren nicht ertragen, daher stieg der Herr Graf aus, und trug ihn mit Hülfe eines Bedienten in das nahe Haus eines Windmüllers; den andern Bedienten aber schickte er nach dem nächsten Ort, und ließ aus demselben einen Doctor, Wundarzt und katholischen Pfarrer holen. Unterdessen suchte er dem sterbenden Mann alle mögliche Erleichterung und Erquickung zu verschaffen, betete auch mit ihm, und ermahnete ihn, seine Zuflucht mehr zu dem Heiland, als zu den Heiligen zu nehmen. Ein Wundarzt kam, und ließ ihn zu Ader, sagte aber gleich, daß der Mann vom Tode nicht errettet werden könne, denn seine Brust sey zerquetschet. Weil der Graf sich nicht länger aufhalten konnte, sondern nach einem gewissen Gut eilen mußte, so ließ er einen seiner Bedienten bey dem Kranken, zu desselben Verpflegung, zurück, und fuhr fort. Der katholische Pfarrer kam, versahe den Sterbenden mit den Sakramenten, erkundigte sich aber auch genau bey demselben, ob nicht der Ketzer, dem er den Weg gezeiget habe, an seinem Tode Schuld sey? Nein, sagte der Sterbende, der Mann war kein Ketzer, sondern ein Engel Gottes. Seitdem ich lebe, ist mir von

keinem

keinem Menschen so viel Gutes, und so viel Trost, als von ihm wiederfahren. Er hat mich auch genug vor dem Unglück gewarnet, ich bin ihm aber nicht folgsam gewesen, und also selbst an meinem Tode Schuld. Er starb in der folgenden Nacht; Herr Graf Henkel aber übernahm die Begräbnißkosten, und bezahlte alles übrige für ihn, gab auch etwas zum Unterhalt seiner Witwe und Kinder.

So lange er auf Erden lebete war sein Wohnsitz ein Ort des edlen Vergnügens, der Erbauung, und der Zuflucht für sehr viele Personen von allen Ständen, aus benachbarten und entfernten Gegenden; und keiner verließ ihn, ohne starken Eindruck von seiner und seiner Gemalin leutseligen Güte, und rechtschaffenen Gesinnung. Man könnte sagen, daß seine Gastfreyheit und Freygebigkeit zu groß gewesen sey, weil sie zu viel Aufwand erforderte: aber wer kann und will dem Menschenfreund in allen Fällen die Gränzen der Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit bestimmen, über welche er nicht gehen soll? wer kann die Aeusserungen seines gefühlvollen Herzens jedesmal hemmen, und sagen, sie sind zu groß? Das kann man aber mit Wahrheit sagen, daß es nach und nach zu einer unerträglichen Last werde, wegen seiner Menschenliebe bekannt, ja berühmt zu seyn, weil es der zudringlichen Menschen zu viel giebet. Wenn Graf Henkel solche Männer aufnahm, und eine Zeitlang versorgete, als Steinmetz, nachmaliger Abt in Klosterbergen bey Magdeburg, Muthmann, nachheriger Prediger und adjungirter Superintendent zu Salfeld, und Sarganeck, nachmaliger Inspector des Pädagogiums zu Glauche bey Halle, waren, die aus Schlesien vertrieben wurden; so erhielt es aller guten Menschen Beyfall: aber wenn Heuchler und Betrüger zu ihm kamen, oder ihm empfohlen wurden, die ihm Kosten und Last verursachten, so hätte man ihn wegen seiner Gastfreyheit und Gütigkeit nicht tadeln sollen, zumal da er scharfsichtig genug war,

ihren

ihren Character bald zu entdecken. Einst kam eine aus einem Kloster entlaufene Nonne bey ihm an, und begab sich in seinen Schutz, die aus Wernigerode die besten Zeugnisse mit sich brachte. Sie hatte eine sehr fromme Gestalt, seufzete und betete, war strenge in ihren Sitten, und in ihren Urtheilen von andern Menschen: allein der Graf entlarvete sie bald, und sie merkte, daß er sie entlassen wolle. Nun bekam sie die fallende Sucht, und das ganze Haus des Grafen, welches sie für eine vortrefliche Person hielt, hatte grosses Mitleiden mit ihr: der Graf aber befahl, daß man sie, bey dem nächsten Anfall der scheinbaren Krankheit, mit einer Nadel stechen solle, und als dieses geschahe, war die Krankheit im Augenblick weg. Nun war sein ganzes Haus überzeuget, daß sie von rechtswegen fortgeschicket würde.

Ich selbst kann aus eigener Erfahrung, und unmittelbarer Kenntniß, so wie überhaupt den vortreflichen Character des Grafen, also insonderheit seine ausnehmend grosse Leutseligkeit rühmen. Er ließ mich im Sommer 1749, von dem gräflich-reußischen Residenzschloß zu Köstritz im Vogtlande, nach Pölzig abholen, und ich brachte ein Paar Tage in seinem paradiesischen Hause mit unbeschreiblichem Vergnügen und Nutzen zu. Des angenehmen Umganges mit seines Herrn Sohnes Hofmeister, Magister Schott, (S. 29) nicht zu gedenken, so war es etwas herrliches, mit dem Herrn Grafen, seiner Frau Gemalin und Gräfin Tochter zugleich umzugehen, und etwas Unschätzbares, mit dem Grafen allein, bald entweder spatzierend oder sitzend zu reden, bald zu beten. Er äusserte gegen mich keine andere Sorge, als die, welche er für seinen Herrn Sohn hatte, daß er wohl gerathen mögte.

In der Theologie stimmte er mit Spener und den ältern hallischen Theologen seiner Zeit überein. Im thätigen Christenthum hatte er zwar auch etwas von der hallischen Form und Sprache angenommen, er ließ sich aber nicht von dem Secten- und Formengeist beherrschen, sondern

übete

übete es auf seine eigene Weise aus, die den Sinn Christi, und die allgemeine Liebe, ausdrückte. Wer Gott von Herzen verehrte, liebte und vertraute, und wer ein aufrichtiger Verehrer und Bekenner Jesu Christi war, der war ihm angenehm, mit dem vereinigte sich sein Herz.

Um seine Art, sich christlich und erbaulich auszudrücken, in einer noch nicht gedruckten Probe zu zeigen, so theile ich hier die Antwort mit, welche er mir am 21sten Nov. 1749 gab, als ich ihm den Abschied des Herrn von Geusau berichtete, von welchem ich im zweyten Theil dieser Lebensbeschreibungen gehandelt habe.

„Für die mir so umständlich ertheilte Nachricht, „von dem tödtlichen Hintrit des Herrn Raths und „Hofmeisters von Geusau, bin ich Ew. H. recht „sehr verbunden. So schmerzlich es mir und meinem ganzen Hause gewesen, bey der gewissen „Hoffnung, die uns kaum zwey Tage zuvor „noch gemacht worden, daß es zur Besserung sich „anzulassen scheine, einen solchen Ausgang (der „Krankheit) ganz unvermuthet zu vernehmen: so „sehr habe ich mich doch nun durch dasjenige aufgerichtet und getröstet gefunden, so Ew. H. „von den erbaulichen Reden, und von dem ganzen „Bezeigen des selig Verstorbenen, anzumerken, und „mir mitzutheilen, sich haben gefallen lassen. Der „Verlust, welchen, wie die theuerste Herrschaft in „Köstritz, also auch mehrere, und gewiß auch ich mit „den Meinigen dadurch erfahren, und schmerzlich „empfinde, ist gewiß nicht geringe; doch da der „Wechsel, welchen der Selige hierbey getroffen, so „vortreflich und herrlich ist, so sey es fern von uns, „ihm solchen zu mißgönnen. Vielmehr erwecken „wir uns billig unter einander, den Herrn zu loben, „der, wie er alles gut zu machen pfleget, auch dieses, „ob es gleich uns noch zur Zeit unbegreiflich scheinen mögte, recht gut, und so wohl gemachet, daß

ihm

„ihm auch dafür insbesondere Preis und Lob gebühret, in Zeit und Ewigkeit. Ew. H. haben „bey der dem seligen Rath und Hofmeister so liebreich und unermüdet gethanen Handreichung und „Pflege, (die der Herr Ihnen zu vielem Segen „anschreiben wolle,) Gelegenheit gehabt, manches zu „sehen, zu hören und zu erfahren, was Ihnen selber, „und künftig auch andern, zu nicht geringem Vortheil gereichen kann. **Die Kunst selig zu sterben, ist so wichtig, und die Erlernung derselben von einer solchen Beschaffenheit, daß „es der Mühe schon lohnet, ein dergleichen „*Collegium privatissimum* darüber zu hören, „zumal von einem solchen *Professore moribundo*.** „Ich gratulire also von Herzen dazu, ob ich gleich „den Verlust eines so treuen Freundes eben so wie „Sie bedaure, und mich mit Ihnen ermuntere, „das Ende desselben nicht nur anzuschauen, sondern „auch seinem Glauben nachzufolgen u. s. w.

Schriften des Herrn Grafen.

Herr Graf Henkel konnte ein hochachtungswerther und denkwürdiger Mann seyn, ohne ein Schriftsteller zu seyn, er hat aber ein Werk von 4 Theilen in Octav, unter folgendem Titul herausgegeben:

Die letzten Stunden einiger der evangelischen Lehre zugethanen, und in diesem und nächstverflossenen Jahren selig in dem Herrn verstorbenen Personen, von unterschiedenem Stande, Geschlecht und Alter, zum Lobe Gottes, und zu allgemeiner Erweckung, Erbauung und Stärkung sowohl derer jetzo Lebenden, als der Nachkommen, aus gewissen und wohlgeprüften Nachrichten zusammen-

Sammengetragen von Erdmann Heinrich Grafen Henkel. Halle, von 1720 bis 1733.

Ich habe oben (S. 11) schon angeführet, daß er zu dieser Sammlung durch den frühen Verlust seiner ersten Gemalin veranlasset worden, von welcher er auch in dem ersten Theil Nachricht giebet. Dieser Theil trat 1720 mit einer Vorrede der theologischen Facultät zu Halle an das Licht, und 1722 ward er wieder aufgeleget. Der zweyte Theil ist dreymal, und der dritte zweymal gedruckt worden; und es mögen wohl noch mehrere Ausgaben vorhanden seyn, die mir nicht zu Gesicht gekommen. Die Sammlung enthält Nachrichten von 51 Personen. Der Titul verspricht nur eine Beschreibung des Verhaltens rechtschaffener Christen in der letzten Zeit ihres Lebens auf Erden, insonderheit in den Krankheiten, an welchen ihre Leiber verstorben sind, und er ist von einigen vorhergegangnen ähnlichen Büchern, als des River und la Rocque, entlehnet, zeiget auch den Hauptzweck des Buchs an: es enthält aber doch auch etwas von den merkwürdigsten Lebensumständen der Personen, und von einigen liefert es ausführliche und hinlängliche Lebensbeschreibungen. Siehet man auf den Hauptzweck des Herrn Grafen, so ist es allerdings der Mühe werth, zu erfahren, wie verschiedene rechtschaffene Christen sich bey ihrem Abschiede von der Erde betragen haben, um sich zu überzeugen, daß sich davon keine Formel und Manier vorschreiben lasse, und daß die hier beschriebenen Personen, ungeachtet ihrer ernstlichen Bemühung, dem Herrn wohl zu gefallen, sich keiner Verdienste um und bey Gott bewußt gewesen sind, und berühmet, sondern insgesammt ihre künftige Glückseligkeit bloß von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes erwartet haben. Die hier vorkommenden Personen haben sich auch bey ihrem Abschied von der Erde des Verdienstes Jesu Christi getröstet, und man erkennet daraus, daß die Lehre der Lutheraner, welche dieses verlanget, bey

solchen

solchen wahren Christen ganz unschädlich sey. Es nützet auch die Sammlung solcher Beyspiele zu der Ueberzeugung, daß die verschiedne natürliche Beschaffenheit und Erkenntniß der Menschen, so wie in ihren ganzen Wandel, also auch in ihr Betragen beym Beschluß ihres Lebens auf Erden, einen grossen Einfluß habe, des Unterschieds nicht zu gedenken, den die Arten der tödtlichen Krankheiten bey den Sterbenden hervorbringen. Wenn der Herr Graf auch die ihm mitgetheilten Nachrichten unverändert beybehalten hat, so hat er doch die erbaulichen Eingänge zu denselben gemacht.

Seine Familie.

Von seiner ersten Gemalin, **Louise Sophie**, kommet oben (S. 10. 11) nur etwas weniges vor, welches ich hier erweitern, und die Materie dazu aus dem ersten Theil der letzten Stunden nehmen will, in welchem S. 160 sein eigner Aufsatz von derselben vorkommet.

Ihr Herr Vater war **Heinrich Wilhelm Graf zu Solms**, und ihre Frau Mutter **Johanne Christiane Freyin von Friesen**. Sie ward am 24sten Sept. 1693 zu Sonnewalde geboren. Ihre Mutter starb schon am 6sten Oct. 1694, als sie eben das zweyte Lebensjahr angetreten hatte. Nun unterliessen nicht nur ihr Vater und ihre Großmutter, Frau **Anna Sophia, Fürstin zu Anhalt**, nichts, was zu ihrer guten Erziehung nöthig war, sondern es nahmen auch ihre Tanten von mütterlicher Seite sich ihrer treulich an, behielten sie einige Jahre bey sich, und liessen sie von der ersten Kindheit an zu der Erkenntniß und Liebe Gottes anleiten, in welcher sie Lebenslang beharrete. Sie wurde 1714 am 15ten September mit dem Herrn Grafen Henkel verlobet, und am 6sten December vermälet. Kurz vorher war sie von einer langen Frieselkrankheit genesen, und diese mogte nicht recht wieder

gehei-

geheilet worden seyn, weil sich der Friesel von Zeit zu Zeit wieder bey ihr einstellete; sie war aber auch von der Kindheit an kränklich. Ungeachtet ihrer Schwächlichkeit gebar sie am 14ten October 1715 eine Tochter, und am 5ten May 1717 einen Sohn. In den ersten Wochen nach der letzten Entbindung konnte man zwar hoffen, daß sie nach und nach werde gesünder und stärker werden; allein am 25sten May stellten sich starke Leibesschmerzen bey ihr ein, die am 26sten, da sie ein Donnerschlag erschreckte, heftiger zu werden anfingen, und am 27sten eine starke Blutstürzung zur Folge hatten. Weil dieselbige anhielt, so wurde sie je länger je mehr entkräftet, es überfiel sie ein Schlagfluß, es brach auch auf der rechten Seite des Körpers ein starker Friesel aus, und ihre schmerzhafte Krankheit währete unter abwechselnder Beängstigung bis zum 7ten Junius, da sie Gott von allem Uebel erlösete. Im Anfang ihrer letzten Krankheit fürchtete sie sich sehr vor dem Tode des Leibes, und gerieth in grosse Traurigkeit. Sie stellte eine strenge Untersuchung ihrer Gesinnung an, demüthigte sich sehr vor Gott, und wußte sich nichts mit dem edlen, freundlichen, liebreichen, sanftmüthigen und gütigen Wesen, welches sie von ihrer Jugend an gezeiget, und jedermann, der mit ihr umgegangen war, gerühmet hatte. Es war ihr an nichts als an Gnade gelegen, um welche sie in tiefster Demuth flehete, und die gewisse Ueberzeugung, daß Jesus Christus gekommen sey in die Welt, die Sünder selig zu machen, und daß auch sie zu den Gläubigen an ihn gehöre, die nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben sollen, verschaffte ihr den Trost, der sie bis zu ihrem Abschied stärkte und erquickte. Ihr munterer Geist zeigte sich sehr wirksam, so lange die Kräfte des Körpers es verstatteten, und als diese völlig erloschen waren, sahe man in ihrem Angesicht noch Spuren des sanften und liebreichen Wesens, welches sie während ihres kurzen Lebenslaufs von 23 Jahren und 9 Monaten so angenehm gemacht, auch ihren Gemal gereitzet hatte,

sich,

sich, ungeachtet ihres schwächlichen Körpers, mit ihr zu verheirathen.

Von seiner zweyten Gemalin, Charlotte Marie Albertine, Gräfin von Leiningen-Dachsburg, ist oben (S. 12—15) schon viel vorgekommen. Sie war die Mutter ihres ganzen Hauses und ihrer Unterthanen. Im Wohlthun fand sie für sich selbst Glückseligkeit, und die Art und Weise, mit welcher sie die Wohlthätigkeit ausübte, erhöhete den Werth derselben. Denn entweder leistete sie dieselbige unbemerkt, oder mit solcher Leutseligkeit und Frölichkeit, daß die Empfänger ihrer Gaben deutlich wahrnahmen, wie wohl sie sich selbst dabey befinde, geben zu können; aber es that ihr wehe, daß sie darinn nicht so viel vermogte, als sie wünschte. Von ihrer überaus grossen Dienstfertigkeit und Gefälligkeit kann ich aus eigner Erfahrung zeugen. *) Ueberhaupt konnte man sie ein Urbild der Menschenliebe und Leutseligkeit nennen. Ihre Zufriedenheit bey und nach dem Abschied ihres Gemals, welche sich auf das herzlichste Vertrauen zu Gott gründete, war bewundernswürdig und musterhaft. Krieg, Vormundschaften, Bürgeschaften, Gastfreyheit und Gutthätigkeit hatten ihrem Gemal beträcht-

*) Sie war eine von den aufgeklärten Standespersonen, die sich darüber freueten, daß ich einen deutschen Auszug aus Vitringa lateinischen Erklärung des Propheten Jesaias verfertigte. Ich hatte das Werk selbst noch nicht, als ich zu Halle den Auszug aus demselben anfing, und als ich mich 1748 von Halle nach Köstritz begab, fehlte es mir auch noch. Die Frau Gräfin Henkel, welche dieses erfuhr, liehe ein Exemplar, und schickte es mir nicht nur nach Köstritz, sondern, da ich 1749 nach Pet. Petersburg reisete, erlaubte sie mir auch, es mit dahin zu nehmen, und es ihr erst nach meiner Zurückkunft wieder zu schicken. Ich mögte hier gern ein Paar schöne Briefe, welche sie an mich bey dieser Gelegenheit geschrieben, abdrucken lassen; ich kann sie aber, leider! unter den tausenden der aufgehobenen Briefe nicht finden, und es fehlt mir an Zeit, sie länger zu suchen.

trächtliche Schulden zugezogen, so daß er beym Einbruch seiner tödtlichen Krankheit in keinen guten Umständen war; folglich seine Gemalin in keinen bessern hinterließ, zumal da die Unterschrift des Kaufbriefs über das Ritter-gut Pölzig, welches sie an sich gebracht hatte, von Zeit zu Zeit aufgeschoben war. Während seiner kurzen Krankheit von sechs Tagen gedachte man theils an diese Angelegenheit nicht, theils wollte die ihren Gemal zärtlich liebende Gräfin ihn durch ihre besondere Angelegenheiten nicht stören, und also auch an die gänzliche Vollziehung des Kaufbriefs nicht erinnern. Hier wurde von beyden vortreflichen Eheleuten ein Fehler begangen, in welchen, leider! auch die besten Personen verfallen. Der Graf entschlief, und die Gräfin überließ sich Gottes väterlicher Vorsorge mit freudigem Herzen. Es fand sich unter des Grafen Papieren ein von ihm unterschriebenes Blanquet, und man rieth der Gräfin, daß sie den eben erwehnten Kaufbrief wörtlich auf dasselbige schreiben lassen, und sein Pettschaft darunter drücken sollte; das wollte sie aber nicht thun, weil sie es für einen Betrug hielt, sondern sie verbrannte das Blanquet. Nun war ihr Zustand sehr eingeschränkt, weil die Zinsen für die schuldigen Capitalien den größten Theil der Einkünfte wegnahmen. Doch so lange ihre Tante, die **Herzogin von Wirtemberg**, lebte, wurde sie von ihr mütterlich unterstützt, und als dieselbige 1758 starb, trat der regierende Herr **Markgraf von Baden-Durlach, Karl Friedrich**, in ihre Stelle, der ihr auch von der **rußischen Kaiserin, Catharina der zweyten**, ihrer Frau Mutter leiblichen Cousine, (S. 19) ein ansehnliches Geschenk auswirkete, welches sie größtentheils zur Tilgung der beschwerlichsten Schulden anwendete. Unter den göttlichen Prüfungen, die ihr wiederfuhren, war diese eine der empfindlichsten, daß sie einige Jahre lang auf beyden Augen den grauen Staar hatte; und daß ihr munterer und wirksamer Geist dadurch an vielen Geschäften, insonderheit am Briefwech-

wechsel, vornemlich an dem vertrauten, welchen sie wöchentlich mit ihrer innigstgeliebten Frau Tochter unterhielt, gehindert wurde. Sie fand sich freylich darein, sie freuete sich aber doch unbeschreiblich, als sie 1768, durch den geschickten Handgrif eines reisenden Augenarztes, von diesem beschwerlichen Uebel in so weit befreyet wurde, daß sie vermittelst einer Staarbrille alles sehen konnte; wofür sie Gott, als für eine unschätzbare Wohlthat, herzlich dankete. Dieser schenkete ihr ein gesundes und fröliches Alter; wenn ihr aber schnell eine Unpäßlichkeit wiederfuhr, oder wenn ihr von ihren vielen Verehrern überhaupt ein langes Leben gewünschet wurde, so sagte sie: lasset mich in Frieden ziehen, und gönnet mir, daß ich zur Ruhe komme. Ihre Gedanken waren auch täglich auf den Himmel gerichtet, bis zu ihrer Vollendung. Am 20sten May 1783 wurde sie plötzlich sehr unpäßlich; erholete sich aber wieder, nachdem sie einige Arzeneyen gebraucht hatte; doch vier Tage hernach bekam sie ein heftiges hitziges Flußfieber, an welchem sie am 30sten May, in einem Alter von 78 Jahren und 9 Monaten, 30 Jahre und 9 Monate nach ihrem vollendeten Gemal, entschlief. Während dieser letzten Krankheit erwartete sie ihre Auflösung stille, zufrieden und geduldig. Am Tage vor derselben ließ sie sich den Gesang: Eins ist Noth, ach Herr dies eine lehre mich bedenken doch, vorlesen, und blieb insonderheit bey dem Verse stehen: Nun was soll ich mehr verlangen ꝛc. welchen sie einigemal wiederholte.

Von des Herrn Grafen ältesten Tochter aus der ersten Ehe, **Henriette Helene**, habe ich (S. 20—23) hinlänglich geredet. Sein Sohn aus der zweyten Ehe, **Herr Johann Erdmann Graf Henkel, Erbherr von Donnersmark**, (S. 14) welcher Besitzer der freyen Minderherrschaft Oderberg ist, und in derselben wohnet, vermälte sich am 28sten Febr. 1753 mit des Grafen Heinrich von Bünau, auf Dahlen, Tochter, Henrike Friderike. Seine Frau Mutter hatte die Hoffnung, daß durch diese

Hei-

Heirath sich ihre Umstände in etwas verbessern würden, sie schlug aber fehl; nichts destoweniger erzeigte sie ihrer Schwiegertochter wahre mütterliche Liebe und Freundschaft, bis dieselbe sich von ihrem Sohn, wider desselben Willen, auch ohne seine Schuld, scheiden ließ, worüber sie viel Betrübniß hatte. Ein Sohn und eine Tochter, welche ihm diese Gemalin gebar, starben bald, jener wenige Tage nach seiner Geburt, diese im zweyten Jahre ihres Lebens. Der Herr Graf hat sich nachher wieder mit Maria Theresia Gollfinger von Steinsberg aus Prag verheirathet, und einige Kinder mit derselben gezeuget. Sie ist der römisch-katholischen Kirche zugethan, ob er aber sich jetzt auch zu derselben bekenne? oder ein Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche geblieben sey? davon habe ich keine Gewißheit.

Weit mehr Kenntniß und Gewißheit habe ich von des Herrn Grafen Erdmann Heinrich jüngsten Tochter, **der Frau Gräfin Johanne Charlotte.** (S. 14.) In dieser Dame ist der väterliche Verstand mit der mütterlichen angenehmen Lebhaftigkeit verbunden, und beyder Eltern christliche Tugenden sind ihr Erbtheil geworden, und ihr Eigenthum geblieben. Was das Beyspiel vorzüglicher Eltern zur Bildung ihrer gutgesinnten Kinder beytragen könne, ist an der Frau Gräfin im hellen Licht zu erkennen. Sie hat von der Jugend an die Eigenschaften ihrer Eltern mit einander, und mit der Lehre Jesu, nachdenkend und prüfend verglichen, und sich selbst ein Muster der Nachahmung gebildet, dem sie so ähnlich geworden, daß die Bekannten und Freunde ihrer Eltern derselben Character in ihr deutlich erkennen. Wenige Kinder sind gleich aufmerksam auf die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten ihrer Eltern, um sich nach jenen zu formen, und diese zu vermeiden; aber diejenigen, welche es sind, erreichen auch einen Grad menschlicher Vollkommenheit, so wie sie auf Erden Statt findet, und sie sind doppelt schätzbar und verehrungswerth, wenn sie alles, was sie

sind, bloß der Gnade Gottes zuschreiben. Alles dieses gilt von der Frau Gräfin. Als ich sie 1749, da sie 18 Jahre alt war, in dem Hause ihrer vortreflichen Eltern kennen lernte, machte ihre schöne Gestalt, ihr angenehmes Wesen, und ihr eben so anmuthiges als geschicktes Lautenspiel, einen unvergänglichen Eindruck in mein Gemüth. Da ich sie aber 1766 als verwitwete Gräfin von Bees in Berlin wiederfand, und nun im oftmaligen Umgange genauer kennen lernte, ward ich von ihrer Verehrungswürdigkeit je länger je stärker überzeugt; und weil sie insonderheit meine nun himmlische **Christiane** durch ihre gnädige Freundschaft sehr glücklich machte: so nahm mein sie verehrendes Herz an allem, was ihr begegnete, den lebhaftesten und stärksten Antheil. Sie war am 4ten Nov. 1756 mit dem königl. preußischen Staatsminister und Oberhofmarschall, auch Rittern des schwarzen Adlerordens, Herrn **Otto Leopold, Grafen und Herrn von Bees**, vermälet worden, mit welchem, als er königl. preußischer Gesandte zu Dresden war, ihr Herr Vater viel Umgang gehabt hatte. (S. 27.) Er starb schon 1761 am 6sten Jänner, und hinterließ ihr auf Lebenslang zum Besitz und Genuß die Rittergüter **Vorhaus** in Schlesien, und **Lindenberg** in der Mark Brandenburg, im beeskowschen und storkowschen Kreise derselben. Auf dem letzten wohnet sie seit unterschiednen Jahren, nachdem sie Berlin verlassen hat, und das Schloß, welches ihr Wohnsitz ist, hat eine bequeme Einrichtung, und eine angenehme Lage und Aussicht. Im Pfingstfest des jetzigen Jahrs, da ich die unbeschreiblich grosse und ewig unvergeßliche Freude hatte, mit meiner geliebten Gattin bey ihr zu seyn, habe ich mit grosser Rührung des Gemüths wahrgenommen, daß sie die liebreichste und mildeste Mutter nicht nur ihrer Domestiquen, sondern auch ihrer Unterthanen sey, auch nicht nur von denselben, sondern von allen die sie in dieser Gegend kennen, verehret werde. Eine Frau von geringem Stande, die einige Meilen von ihr wohnet, sagte zu uns, „es muß alle gute Menschen kränken, wenn

„Ihro Excellenz die Frau Gräfin Bees auch nur durch „eine rauhe Luft beschweret werden.„ Ihre älteste Gesellschafterin, von Pölzig her, ist das **Fräulein Christiane Caroline von Carlowitz**, (S. 31) welches als eine christlich-gottselige, sehr dienstfertige und gefällige Dame rühmlich bekannt ist. Ihre zweyte Gesellschafterin, das **Fräulein Charlotte Henriette Luise von Münchhausen**, ist die einzige Tochter verstorbener vortreflicher Eltern, nemlich des königl. preußischen Staats- und Justizministers Ernst Friedemann von Münchhausen, und desselben Gemalin, einer gebornen von Wurm. Des Vaters grosse Seelenkräfte, Gelehrsamkeit, Arbeitsamkeit, Standhaftigkeit und übrige Vollkommenheiten, durch welche er einer der verdientesten und denkwürdigsten Männer des preußischen Staats, während der Regierung Königs Friedrichs des zweyten, geworden, und der Mutter aufgeklärter Kopf, auch schöne, edle und christliche Gesinnung, geben diesem Fräulein in Ansehung der Abstammung einen Vorzug vor tausend andern ihres gleichen; aber ihr eigner Werth, den sie durch die Erziehung und Bildung ihrer Pflegemutter, der Frau Gräfin von Bees, bekommen hat, ist nicht geringer. Sie ist nicht nur beyden Eltern, sondern auch ihrer zweyten Mutter, ähnlich. Das ist ausserordentlich viel gesagt.

Wahrlich! es ist unbeschreiblich angenehm, von Personen zu reden, die sich unter andern denkwürdigen Personen so hervorthun, als diejenigen, von welchen ich in diesem Abschnitt geredet habe. Natürlicher Weise wird das Herz sehr warm bey ihrer Schilderung. Gott lasse es der Welt nie an solchen fehlen, die den beschriebenen ähnlich sind.

Ein Paar bemerkte Fehler.

S. 11. Z. 3 u. 2. von unten, anstatt, welche sein Bruder Graf Wenzel Ludwig besaß, setze man, welche seine beyden Brüder mit ihm besassen.
S. 24. Z. 23 anstatt, ihres Sohnes, setze, ihres Enkels.

So-

Sophie Ernestine von Alefeldt,

Stiftsfräulein des adelichen evangelischen Klosters zu Itzehoe,

in Holstein.

Sophie Ernestine von Alefeldt ward am 8ten November 1723 geboren. Ihr Vater, Balthasar von Alefeldt, *) starb 1753, in einem hohen Alter, als königl. dänischer Generallieutenant und Commendant zu Glückstadt in Holstein, und hinterließ nichts, weil er sein Vermögen verzehrt hatte. Ihre ganze Erbschaft von demselben war diese, daß sie in der Gestalt ihm ähnlich war. Ihre Mutter, Sophie Hedwig von Wohnsfleth, verlor sie schon 1728, daher wurde sie von ihrer Tante, Sara Ernestine von Wohnsfleth, Gemalin des königl. dänischen Conferenzraths Christian von Alefeldt, auf Colmar, zu Glückstadt erzogen. Ihr Oheim war ein grosser Menschenfreund, und ihre Tante eine Frau, die sich Achtung zu verschaffen wußte. In dem Hause dieser ihrer Pflegeeltern lebte man ansehnlich, und weil es häufig nicht nur von den zahlreichen adelichen Verwandten, sondern auch von vielen andern vornehmen Personen, besuchet wurde: so fehlte es ihr desto weniger an Gelegenheit, die feine Lebensart der vornehmen Welt zu lernen. Ich zweifle, daß sie vorzügliche Lehrer gehabt, sondern glaube, daß ihr fähiger Kopf sich größtentheils selbst durch Lesen und Beobachten gebildet hat.

Sie war in ihrer ersten Kindheit unter die Fräulein gesetzt worden, welche auf eine Stelle und Pfründe in dem adelichen Kloster zu Itzehoe warten; daher gelangte sie schon 1737 zur Einführung, und 1739 zur

*) Die alte und weitläuftige Familie von Alefeldt schreibet ihren Namen zum Theil Ahlefeldt, welches aber eine unrichtige Schreibart desselben ist.

zur Hebung. Es wohnen zwar diese Stiftsfräulein nicht mehr in einem Kloster bey einander, sie kommen aber doch nach freyer Wahl oft zusammen, und meine Freundin erlebte einen Zeitabschnitt, in welchem es unter ihren Mitschwestern einige sehr aufgeklärte Köpfe gab. Dergleichen waren insonderheit die beyden reichen und gelehrten Schwestern **von Alefeldt** aus dem Hause Lammershagen, von welchen die jüngere am 25sten August 1764 gestorben, und die ältere, **Ottilia Elisabeth**, 1762 Aebtißin eben dieses Klosters geworden, und in einem hohen Alter gestorben ist. Die jüngere besaß viele Kenntniß von der Philosophie, und die ältere von der Geschichte. Beyde waren zwar von den Kinderpocken heßlich gemacht worden, aber ein Gelehrter konnte nicht ohne Nutzen und Vergnügen mit ihnen umgehen, weil sie ungemein viel wußten, und sehr gut sprachen und urtheilten. Ich habe der Aebtißin auch schätzbare Beweise wohlthätiger Güte zu danken. Auch ein **Fräulein von Leuenburg** that sich durch Witz und Artigkeit sehr hervor.

Sophie Ernestine von Alefeldt mogte ungefähr 18 Jahr alt seyn, als sie einen Herrn **von L.** welcher Kammerherr an dem königl. Hof zu — — war, kennen lernte; und eben sowohl gegen ihn, als er gegen sie, eine freundschaftliche Zuneigung empfand, die eine Verabredung zur künftigen Ehe nach sich zog. Ich sage, **zur künftigen Ehe**, denn weil er kein Vermögen, auch von seinem Dienst keine solche Einkünfte, als zur Unterhaltung einer Gemalin nöthig waren, und sie damals noch nichts, sondern nur die Hoffnung hatte, dereinst die Erbin ihrer Tante zu werden: so mußten sie die Vollziehung ihres Eheversprechens so lange aussetzen, bis ihre Umstände dieselbige verstatten würden. Unterdessen blieb die freundschaftliche Verbindung ihrer Herzen, und der angenehme Briefwechsel, den sie mit einander führten, durch ihre klugen Maaßregeln so verborgen, daß niemand etwas davon erfuhr. Während der Jahre, die darüber ver-

verfloſſen, trug ſich eine wichtige Veränderung mit ihr zu. Sie ward, ich weiß nicht mehr, wie und wenn? erweckt, Gott und den Heiland der Welt über alles zu lieben, und dazu entſchloß ſie ſich auch aufrichtig und ernſtlich, ſo daß ihr ganzes Leben von ihrer chriſtlichen und himmliſchen Geſinnung zeugte. Dieſe konnte ſie ihrem Freunde nicht verheelen, vielmehr entdeckte ſie ihm dieſelbe ſogleich, als ſie befeſtigt war, und forderte ihn auf, eben ſo, wie ſie, geſinnet zu werden, wenn ihre Freundſchaft und Liebe vollkommen und dauerhaft ſeyn ſollte. Er wurde dadurch nicht nur ſehr gerührt, ſondern auch bewogen, ſich in dieſer Geſinnnng mit ihr zu vereinigen. Sie bekam 1743 die Kinderblattern, und weil ſie durch dieſelben gehindert ward, ihrem Freunde auf ſeine Briefe zu antworten, ſo mußte ſie, um ihn aus der ängſtlichen Ungewißheit, in welchen ihn ihr Stillſchweigen verſetzte, herauszuziehen, einen gewiſſen vornehmen Herrn, der ihr Freund war, erſuchen, daß er ihm von ihrem Zuſtande Nachricht geben mögte. Ein mehreres erfuhr dieſer Herr von der Urſache nicht. Sie überſtand die ſchlimme Krankheit, es ward aber durch dieſelbe ihr Geſicht etwas verändert, und ſie konnte ihrem Freunde die Sorge nicht verbergen, die ſie darüber hatte, ob ihre Geſtalt ihm noch gefallen werde? Dieſer wurde dadurch zu einer Reiſe nach Holſtein veranlaſſet, auf welcher ſie einander zwar nicht viel ſahen und ſprachen, um ihr Geheimniß deſto beſſer zu verbergen, aber doch die Verbindung ihrer Herzen befeſtigten. Ob ſie gleich kein Vermögen hatte, ſo war ſie doch eine ſo liebenswürdige Perſon, daß es an Vornehmen von Adel, welche ſie zu heirathen wünſchten, nicht fehlte. Ihre Anträge ſetzten ſie in weit geringere Verlegenheit, als ihren Freund, den inſonderheit ein Antrag, welcher ihr geſchahe, ſo ängſtigte, daß er auf den Tag, an welchem er einen Brief von ihr erwartete, der ihm ſagen würde, ob ſie ihm ergeben und getreu verbleibe, oder nicht? einen

Wundarzt zum Aderlassen bestellet hatte, wenn er etwa die schreckliche Nachricht bekäme, daß sie dem reichen und vornehmen Edelmann, welcher sie so lebhaft begehrte, nach dem dringenden Rath ihrer Anverwandten, die Ehe versprochen habe. Allein sie blieb ihrem Freunde getreu, ungeachtet sie nicht wußte, ob und wenn die Ehe mit demselben werde vollzogen werden können? So vergingen zehn Jahre, während welcher sie wöchentlich an einander schrieben, aber ihre Briefe unter dem Umschlag an und von einem dritten, zwar geringen, doch zuverläßigen Mann zu Hamburg, reisen liessen, so daß niemand von diesem ihnen höchst angenehmen Briefwechsel etwas erfuhr. Ihre Zufriedenheit wankte nicht, und was sie einander zur Erhaltung derselben schrieben, war so lehrreich und rührend, daß es verdienet hätte, von vielen gelesen zu werden, zumal da sie beyde nicht nur in der deutschen, sondern auch in der französischen Sprache sehr schön schrieben. Allein im 1753sten Jahr wiederfuhr ihnen die schrecklichste Prüfung. Er war ein Mann von vielen äussern und innern Vorzügen, der manchem schönen und reichen Fräulein gefiel, und seine Mutter wünschte sehr, daß er nicht länger unverheirathet bleiben mögte, damit sie noch Nachkommen von ihm sehen könnte. Er wies aber alles, was sie ihm zu dem Ende vorstellte, auf eine solche Weise von sich ab, daß sie wohl merkte, er müsse schon eine Herzensverbindung getroffen haben, die ihn gegen alle und jede, welche sie oder sonst jemand ihm vorschlug, fühllos machte. Endlich nöthigte sie ihn zu dem Bekenntniß, daß er seit zehn Jahren mit dem Fräulein von A. versprochen sey. Seine Mutter hatte weder an desselben Familie, noch an ihrem persönlichen Charakter, den er schilderte, etwas auszusetzen, daß er aber seine Verheiratung noch so lange aufschieben müsse und wolle, bis sie von ihrer Tante etwas Vermögen geerbet haben würde, wollte ihr durchaus nicht gefallen: sie behauptete vielmehr, er müsse diese Liebe aufgeben, und eine

andere Braut suchen. Sie schlug ihm bald diese bald jene Person in der Nähe, insonderheit eine schöne und reiche Hofdame vor, von welcher sie gewiß glaubte, daß sie sich sehr gern mit ihm vermählen werde. Nun bat er zwar seine Mutter inständig, daß sie seine ihn so sehr beglückende Liebe zu dem **Fräulein von A.** nicht stören mögte: das half aber nichts, und da sie allein das nicht ausrichten konnte, was sie wünschte, so brachte sie es dahin, daß selbst der König ihn ermunterte zu heirathen, und zwar eben die Hofdame, welche seine Mutter gern zur Schwiegertochter haben wollte. Er kam dadurch in solches Gedränge, daß er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte. Zwar that er dem König einen Fußfall, und bat denselben unterthänigst und flehentlichst, Mitleiden mit ihm zu haben, und das zärtliche Band, welches seit vielen Jahren sein Herz mit einer vortreflichen Person in Holstein verbinde, nicht zu zerreissen: allein der König antwortete ihm: es sey Thorheit, daß er die besten Jahre seines Lebens in einer Hoffnung hingehen lassen wolle, die doch fehlschlagen könne, und um derselben willen ein gegenwärtiges Glück verscherze; er bedrohete ihn auch mit seiner Ungnade, wenn er den Vorschlag nicht annähme, den er ihn gethan hatte. O wie großmüthig hätte der König gehandelt, wenn er diesem seinem Kammerherrn einen Gehalt gegeben hätte, auf welchen er seine vieljährige Freundin hätte heirathen können! So groß und gnädig dachte aber der König nicht, sondern er wollte, sein Kammerherr solle das für eine ausserordentliche Gnade ansehen, daß er ihm eine so reiche und schöne Hofdame zur Gattin verschaffte. Er berichtete seiner Freundin in Holstein alles, was vorging, aufs genaueste, und versicherte, daß er eher sterben, als ihr ungetreu werden wolle. Sie war aber so großmüthig, daß sie ihn ermahnte, sich in Zeit und Umstände zu schicken, und das ihm vorgeschlagne Fräulein zu heirathen. Diesem war unterdessen in seinem Namen der Heirathsantrag

geschehen, und mit Freuden angenommen worden. Da er sich nun genöthiget sahe, mit diesem Fräulein selbst zu reden, so bekannte er demselben geradezu seine Verbindung mit seiner Freundin in Holstein, und daß er sein Herz von derselben nicht losreissen könne, bat es also auch, daß es, um ihrer beyderseitigen Glückseligkeit willen, selbst von ihm abstehen mögte. Jedoch diese, in ihn verliebte Dame, versicherte, sie wolle gerne geschehen lassen, daß er seine alte Freundin mehr als sie liebe, wenn er sie nur nach derselben am meisten lieben wolle. Zu der Zeit, als diese traurige Auftritte erfolgten, war ich in Itzehoe, und hatte die vortrefliche **von Alefeldt** nicht nur kennen gelernet, sondern ihr auch meine Freundschaft und Liebe zu meiner **Christiane** entdeckt, damit unsere Briefe durch ihre zuverläßige Hände gehen konnten. Sie erwiederte dieses Zutrauen dadurch, daß sie mir auch ihre Liebe zu dem Kammerherrn **von L.** eröfnete, und mir zuweilen aus seinen ungemein schönen Briefen eine erbauliche und angenehme Stelle mittheilte. Als ihm die klägliche Versuchung wiederfuhr, seiner Freundin ungetreu zu werden, verursachte es ihrem Herzen eine bange Wehmuth, die sie mir nicht verschwieg; sie erzählte mir vielmehr alles, und verlangte meine Meinung zu wissen. Ich behauptete, der Kammerherr müsse und werde in die Heirath, zu welcher man ihn zwingen wolle, nicht willigen, auch, aus schuldiger Treue gegen sie, alles darüber leiden, was ihm wiederfahren mögte. Sie stimmete aber nicht mit mir darinn überein, sondern sagte, seine Widerspenstigkeit würde ihn ohne Noth unglücklich machen; das könne sie aber nicht ertragen, daher habe sie ihm die ihr gelobte Treue erlassen, und er müsse und werde die ihm vorgeschlagene Braut heirathen. Aus seinen Briefen ersahe sie, daß der Tag seiner Vermälung mit der neuen Braut festgesetzet sey, und gerade an diesem Tage war ich mit ihr zu Kanzau, bey dem grossen Menschenfreunde und musterhaften Christen, dem Ritter vom Elephanten-Orden,

geheimen Conferenzrath und Administrator der Grafschaft Ranzau, Georg Wilhelm Baron von Sölenthal, und dessen leutseligen ersten Gemalin, einer gebornen von Gratofska. So viel Gewalt sie auch über ihre Gemüthsbewegungen hatte, so war es doch unmöglich, daß sie den nagenden Kummer ihres Herzens ganz verbergen konnte. Er zeigte sich zuweilen in den traurigsten Geberden, welche nicht unbemerkt blieben, die sie aber, so gut sie konnte, andern Ursachen zuschrieb, so daß keiner die Quelle derselben entdeckte. Bald hernach empfing sie einen Brief von ihrem ungetreuen Freunde, in welchem er sich selbst als ein Verzweifelnder anklagte, sie aber doch flehentlich bat, den Briefwechsel mit ihm auf die bisherige Weise fortzusetzen, weil er sonst schleunig umkommen werde; ja selbst seine Gemalin war so gutherzig, daß sie an seine alte Freundin schrieb, und dieselbige bat, den freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm nicht aufzuheben. Sie war auch so großmüthig, daß sie noch zuweilen an ihn schrieb, aber in einem andern Ton als ehedessen. Das konnte er aber so wenig, als die grausame Qual seines Herzens ertragen, er ward aus Gram schwindsüchtig, und starb ohngefähr ein halbes Jahr nach der bundbrüchigen Heirath. Die Gemüthsbewegungen, welche das Schicksal ihres Freundes in ihr hervorbrachte, würde ihr unerträglich gewesen seyn, wenn sie nicht die Gesinnung gehabt hätte, welche sie oft in folgenden Worten ausdrückte: wie Gott mich führt, so will ich gehn, ohn alles eigne wählen! Sie überstand also diese fürchterliche Erfahrung, welche aber die Lust zu heirathen so bey ihr mäßigte, oder vielmehr dämpfte, daß der Antrag zu einer Vermälung, welchen ihr 1756 ein sie sehr verehrender Edelmann in Holstein that, nicht viel Eindruck auf ihr Herz machte, ob sie gleich für diesen Herrn viel Hochachtung hegte und bezeigte. Ueberhaupt ward ihre Abneigung vom Heirathen immer stärker, weil sie wenig beständig vergnügte Ehen kennen gelernet zu

haben

haben glaubte. Sie schrieb noch 1777, „ich kenne „keinen glücklichern Stand als den meinigen, danke auch „meinem Gott täglich dafür.„

Im 1757sten Jahr prüfte und segnete sie Gott nicht wenig. Ihre Tante, die **Conferenzräthin von Alefeldt** zu Glückstadt, ward gefährlich krank, und hatte noch kein Testament gemacht, ja sie konnte es wegen grosser Schwachheit nicht machen. Da gerieth meine Freundin in Gefahr, die Erbschaft zu verlieren, zu welcher ihr eben diese Tante beständig Hoffnung gemacht hatte. Endlich stärkte Gott dieselbe in so weit, daß sie ihrem letzten Willen die gesetzmäßige schriftliche Gestalt geben konnte. In demselben setzte sie ihre Nichte zur Erbin ein, und vermachte ihr 13000 Rthlr. in dänischen Kronen, (etwa 15000 Rthlr. Courant) für 2000 Rthlr. Silberzeug, und anderes Hausgeräth, von ungefähr eben so grossem Werth; jedoch unter der Bedingung, daß sie für den Antheil ihres Gemals an ihrem Mobiliarvermögen, an desselben Erben 1400 Rthlr. auszahlen solle. Als ihre Tante, (an deren mütterliche Treue und Liebe sie lebenslang mit dankbarem Gemüth dachte,) 1760 starb, erkannte ihr Oheim, vor einem Notarius und Zeugen, derselben Testament, nach seinem ganzen Inhalt, für richtig und gültig, und setzte seine Nichte in den Besitz des Nachttisches, der Juwelen, Kleider und anderen von seiner Gemalin hinterlassenen Sachen, nur behielt er sich den Gebrauch der Meublen und des Silbers vor, und das Capital, welches seine Nichte erben sollte, behielt er auch, ohne es zu verzinsen, es war ihr aber sein Gut **Klein-Colmar** dafür verpfändet. Der Zustand seiner Nichte ward also noch nicht verbessert, sondern sie blieb in Schulden, welche 7000 Rthlr. betrugen, stecken, die sie vornemlich gemacht hatte, um die Ehre ihres alten Vaters vor und nach seinem Tode zu retten, um einen ihrer Brüder, der in — — in Gefahr des Verderbens gerathen war, zu erlösen, und um einen jungen **von B.**

der

der ihr Schwestersohn war, aus den Händen der Juden zu befreyen. Sie war nun die ungetrennte Gesellschafterin ihres alten Oheims, dessen Haushaltung, wegen der Verbindungen, in welchen er stand, wegen seiner grossen Gastfreyheit, und hauptsächlich wegen der Untreue seiner Dienstboten, welche sichtbarlich auf eine ungerechte Weise reich wurden, theils beschwerlich, theils kostbar und gefährlich war, daher er ohne ihren Beystand nicht seyn konnte. Er bedurfte desselben auch wegen der häufigen und heftigen Anfälle von Koliken, die ihm wiederfuhren, und die ihn oft dem Tode nahe brachten. Ihr und sein Hausgeräth wurde nun nach und nach vermischet, und wenn etwas neues angeschaffet werden mußte, so geschah es auf gemeinschaftliche Kosten. Ich muß mich in einige besondere Fälle einlassen, um die kindliche Vorsorge zu zeigen, die sie für ihren Oheim bewiesen hat. Er gerieth 1763 in grosse Verlegenheit, als seine Casse erschöpft, und mit Schulden belästigt war, einer grossen Forderung nicht zu gedenken, welche sein Caßirer machte, der aber durch ihre und des Geheimenraths von A. zu P. Vermittelung mit dem fünften Theil derselben befriedigt wurde. Sie verbürgte sich für ihren Oheim, und schaffte ihm wieder Credit. 1766 war er abermals in Noth, aus welcher sie ihm half, aber 1768 kam er schon wieder in noch grössere. Um ihn und das Capital, welches sie von ihrer Tante erben sollte, zu retten, kaufte sie ihm, in Gesellschaft ihres dänischen Herrn Bruders, das Gut Klein-Colmar ab, wobey sie doch jährlich Schaden litten, weil sie ihm alle freye Einkünfte überliessen. Doch der gute Zustand, in welchen er dadurch versetzt wurde, dauerte kein Jahr, da saß er wieder in Schulden, das Vermögen seiner Dienstboten aber nahm zu. Er zog nun nach Itzehoe, weil er des dasigen adelichen Klosters Verbitter war, vermiethete sein Haus zu Glückstadt, und nöthigte seine Nichte, daß sie die 1400 Rthlr. welche sie nach seinem Tode seinen Erben auszahlen sollte,

ihm

ihm schon bey seinem Leben entrichten mußte. Sie verkaufte das meiste Silber, welches sie von ihrer Tante geerbet hatte, und anderes Hausgeräth, und schaffte dadurch die erwehnte Summe an. Ueberhaupt ängstigte sie der Zustand ihres sehr alten Oheims, den seine gar zu grosse Gutherzigkeit gegen seine Dienstboten in einen schlechten Zustand brachte, bis an desselben Tod, der 1772 erfolgte. Ob sie nun gleich mit 1600 Rthlr. Vorschuß für ihn sitzen blieb, welche sie verzinsete; so war sie doch im Ganzen von viel grösserer Unruhe und Sorge befreyt, und würde in ihrem eigenthümlichen wohl eingerichteten Hause mit grosser Zufriedenheit gewohnet haben, wenn nicht auf ihr zärtliches Herz neue schwere Sorge gefallen wäre. Um diese zu begreifen, muß man das Folgende wissen.

So wie sie nach ihrer Mutter Tode von ihrer oben gerühmten Tante war erzogen worden; also hatte sie hinwieder eine Tochter einer ihrer Schwestern, nemlich der verstorbenen Frau **Catharina Hedwig von Brockdorf**, als ein Kind von 6 Jahren, zu sich genommen, versorgt, und mit weiser Sorgfalt erzogen. Diese ihre liebenswürdige Nichte, **Ernestine Charlotte**, begehrte 1766 der damalige Obristwachtmeister **von Warnstedt**, welcher sie auch am sechsten August zur Frau erhielt. Meine Freundin ließ sichs sehr sauer werden, diese ihre Pflegetochter, welche nichts hatte, auszusteuren, und sie überlieferte dieselbige ihrem Manne mit 4000 Thalern. Allein die häuslichen Umstände derselben wurden bald schlecht, und ungeachtet meine Freundin von Zeit zu Zeit so viel half als sie vermogte, so war dieses doch nicht hinlänglich. Daraus erwuchs ihr die schmerzhafteste Betrübniß, welche insonderheit in den Jahren 1774 und 75 sehr groß war. In dem letzt genannten Jahr starb ihre geliebte Nichte nach einer schweren Krankheit, und der Obrist, ihr Gemal, folgte ihr bald; meine Freundin aber sahe Gottes Vorsorge für die drey aus dieser

Ehe

Ehe hinterlassenen Kinder, und wurde dadurch ziemlich getröstet.

Noch während dieser letzten Widerwärtigkeit nahm sie 1774 die verwitwete Frau Obristin **von Scheel**, eine geborne **von Lützow**, in ihr Haus auf, welche bey der Königin Anna Sophia Hofdame gewesen, und damals 60 Jahre alt war. Diese schätzte sie wegen ihres Verstandes, wegen der Güte ihres Herzens, und wegen ihres freundschaftlichen Wesens hoch, und der freundschaftliche Umgang mit derselben brachte ihr viel Vergnügen. Solches häusliche Vergnügen ward 1776 sehr vergrössert, als auch die verwitwete Frau Conferenzräthin **von Horn**, eine geborne **von Bonin**, welche schon lange ihre Herzensfreundin gewesen war, zu ihr zog. Der vorzügliche Verstand, die gottselige Gesinnung, und das sehr feine und gefällige Wesen dieser Frau macht sie verehrungswürdig, und der häusliche Umgang mit derselben konnte meiner Freundin die Hoffnung zu einem sehr vergnügten Alter machen.

Allein sie hat die in ihrer Familie gewöhnlich gewesenen hohen Jahre nicht erreicht. Ihr Körper war fleischigt und fett, aber bey seinem frischen Ansehn dennoch voll von verdorbenen Säften; also war sie oftmals schweren Krankheiten unterworfen. Der Zahnschmerzen, mit welchen sie oft und stark geplaget wurde, und der Masern, welche sie 1754 heftig hatte, nicht zu gedenken, so entstand 1766 von innen in einem Finger ihrer rechten Hand ein Geschwür, wegen dessen sie einige Wochen lang einen Wundarzt gebrauchen mußte. Im Anfang des folgenden Jahrs beschwerte sie ein heftiger Fluß, (catarrhus) der sich durch den ganzen Körper erstreckte, und im Sommer eben dieses Jahrs war sie an den Füssen und auf der rechten Seite unter den Rippen geschwollen. Sie zweifelte, daß dieses letzte Uebel werde aus dem Grunde gehoben werden können, und bat Gott, daß er sie zu allem Erfolg bereit machen wolle, überließ sich übrigens

gens ganz seinem Wohlgefallen. Ihr kranker Zustand währte bis an das Ende des Jahrs, und sie glaubte, insonderheit im October, daß ihr Abschied von der Erde nahe sey, so daß ihr Oheim, welcher damals im 81sten Jahr war, sie überleben werde. Sie wurde dazumal hauptsächlich durch heftige Koliken und Durchfälle entkräftet, und ihre natürliche Munterkeit und Lebhaftigkeit war ganz weg. Noch im Februar des 1768sten Jahrs hatte sie viele Schmerzen in den Armen und im Nacken. Im Herbst des 1772sten Jahres schrieb sie, daß sie in der rechten Seite unter den Rippen eine Art von Verhärtung verspüre, die sich bis an die Herzgrube erstrecke, und ihr das Othemholen schwer mache. Sie setzte hinzu, daß nach einiger Meinung die Wassersucht auf diese Weise anfange; aber, fuhr sie fort, wie süß ist der Trost, daß wir ewig leben und glücklich seyn sollen. Im Anfang des 1773sten Jahrs war sie lange am Husten und Fieber krank, welche Art der Krankheit zu Itzehoe, und in der umliegenden Gegend, ganz gemein war. 1774 bekam sie ein schlimmes Auge, hernach ein Geschwür am linken Backen, alsdenn eines am Fuß, und zuletzt entzündete sich inwendig die linke hole Seite, woselbst sich theils zugleich, theils nach einander 14 Geschwüre ansetzten. 1775 hatte sie gefährliche Zufälle an den Augen, welche sie mit einer Thränenfistel bedroheten, und einige Zeit hernach ein heftiges Catarrhalfieber, welches mit grossen Schmerzen in allen Gliedern verbunden war. Auch im Winter von 1778 bis 79 war sie krank, und im Sommer 1779 gebrauchte sie eine mir unbekannte Cur, die aber die gewünschte Wirkung nicht that. Am 7ten September dieses Jahrs zeigte sich im untersten Gliede des Zeigefingers an der rechten Hand ein kleines Geschwür, welches ganz unerheblich zu seyn schien. Jedoch nach einigen Tagen empfand sie in dem Finger einen Schmerz, der sich immer weiter in die Hand erstreckte, daher sie ihren vieljährigen Arzt, den erfahrnen und geschickten

Regi-

Regimentsfeldscherer von Bergen um Rath fragte, was zu thun sey? Dieser, welcher wußte, mit welchen schlechten Säften ihr Körper durchaus angefüllet war, versuchte denselben durch Aderlässe und abführende Mittel zu reinigen, und einem bösartigen Geschwür, dazu ihr Körper sehr geneigt war, wo möglich, vorzubeugen. Das Uebel ward aber immer grösser, und man erkannte es für den sogenannten Fingerwurm, (Paronychia, panaritium,) der sich zwar gemeiniglich in den Spitzen der Finger zeiget, zuweilen aber auch an der Hand äusseren, und alsdenn viel gefährlicher seyn soll. Ihr Arzt schlug vor, daß sie befehlen, wenigstens ihm erlauben mögte, noch einen andern Wundarzt zu Hülfe zu nehmen: das wollte sie aber lange nicht zugeben, bis sie es endlich verstattete. Ausser dem gewöhnlichen Wundfieber zeigte sich bald ein faules Fieber, dem kein Arzneymittel hinlänglichen Widerstand leisten konnte, und zuletzt fand sich auch die Bräune im Halse ein. So heftige Uebel mußten dem ganz verdorbenen Körper den Tod zuziehen, welcher auch am sechsten October auf eine sanfte Weise erfolgte.

Bald nach dem Anfang der Krankheit bemerkte man an ihr bisweilen eine Art der Betäubung, welche ihr nicht verstattete, viel Zusammenhängendes zu denken. Ihr getreue Freundinnen und sorgfältige Pflegerinnen, die ehrwürdigen Frauen **von Horn** und **von Scheel**, welche ihr Tag und Nacht mit zärtlicher Sorgfalt zur Seite waren, schickten sich in die Umstände, und beschwerten sie nicht mit der Vorlesung langer erbaulicher Abhandlungen, sondern sprachen ihr mit wenigen Worten etwas zur Ermunterung zu. Und wozu wäre das längere und weitläuftigere nöthig gewesen, da diese Kranke zu den Gott ganz ergebenen Menschen, zu den dem Heiland der Welt ganz gewidmeten Seelen gehörte! Sie ertrug die heftigsten Schmerzen mit ungewöhnlich grosser Geduld und Standhaftigkeit. Sie sagte während der Krankheit oft: „ich bin ganz los von der Welt, Jesus

„ist mein Trost, meine Erquickung. Alles, was zu der „Welt gehört, besteht in elenden Lappalien. — — Ich „halte mich an die Verheissungen meines Heilandes, und „danke Gott für den Schatz seines Worts, den ich in „meinem Herzen habe.„ Es war ihr zwar verborgen, und sie glaubte es nicht, daß die Zeit ihres Abschieds da sey, welches sie sogar ganz kurz vorher, ehe sie Sprache und Bewußtseyn verlor, äusserte; das schadete ihr aber für ihre Person nicht, nur ihre Dienstboten, insonderheit die älteste unter denselben, litten darunter, weil sie zum Nutzen derselben nichts verordnete; nur manche gute Absicht, die sie gehabt hatte, blieb unerfüllet. Gott, der einen jeden seiner Menschen auf eine besondere Weise führet, überzeuget den einen von der Nähe seines Abschieds, und den andern nicht; er hat sowohl in diesem als jenem Fall seinen weisen Zweck, den wir selten errathen: gewiß ist, daß er allezeit als unser Vater handelt. Pflegen doch auch wohl gute und vernünftige Eltern, aus erheblichen Ursachen, ihren Kindern wichtige Veränderungen erst kurz vorher, ja erst in den Augenblick, da sie dieselben mit ihnen vornehmen, bekannt zu machen. Hindert der unvermuthet erfolgte Tod solche Verfügungen, die wir und andere für nützlich gehalten haben: so fliesset daraus für die noch Lebenden die heilsame Erinnerung, ihr Haus zur rechten Zeit zu bestellen, welche Bestellung einem jeden Menschen eben sowohl wichtig seyn muß, als die zeitige Bekehrung, und beständige Beharrung in dem Gott ergebenen Sinn.

Der Leichnam meiner Freundin ist nach **Geltorf**, in das dasige alefeldtische Familienbegräbniß gebracht worden.

Sie war klein von Statur, und dabey sehr fleischigt, wie vorher schon angemerkt worden. Ihr Gesicht war nicht schön, aber ihr Auge angenehm, weil es ihr gutes Herz zeigte, sie wußte auch in der ganzen Bewegung ihres Körpers viel Anmuth anzubringen. Sie hatte eine lebhafte Natur, und dabey feine Sitten; sie dachte,

sprach

sprach und schrieb sehr ordentlich, richtig und schön, sie mogte sich der französischen oder deutschen Sprache bedienen, und ihre Schrift war sehr leserlich und flüchtig zugleich. Von ihrem Witz will ich nur zwey Proben, aus ihren vielen Briefen an mich, geben. Man hatte ihr eine gewisse Standesperson empfohlen, sie urtheilte von derselben, „daß sie sich zum Antichambre-Pfeiler „an einem kleinen fürstlichen Hofe in Deutschland, und „sonst zu nichts, schicke.„ Zu einer andern Zeit schrieb sie: „so hat man sie zu St. Petersburg durch die schwarze „Kunst abgebildet! das ist mir lächerlich geworden, und „dennoch sagen sie, das Bild sey ihnen ähnlich. Nein, „schwarz werde ich sie nie schildern.„ Die Klugheit, welche sie durch scharfe Beobachtung der Menschen und viele Erfahrung erlangt hatte, war groß. Hätte sie Gott nicht so früh weggenommen, sondern den Tod der Frau Aebtißin zu Itzehoe erleben lassen, so würde sie ohne Zweifel die Nachfolgerin geworden seyn, und diese Stelle mit seltner Weisheit, Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe bekleidet haben. Ihre Dienstfertigkeit und Gefälligkeit war ausnehmend groß; sie beurtheilte andere Menschen mit mehr als gewöhnlicher Behutsamkeit und Gelindigkeit; ihre Verschwiegenheit war vollkommen, und ihre Freundschaft höchst theilnehmend, zuverläßig und dauerhaft. Durch solche vortrefliche Eigenschaften erwarb sie sich allgemeine Liebe und Hochachtung, sie zog sich aber auch durch dieselben grosse Last zu. Denn sie bekam erstaunlich viele Besuche von hohen und niedrigern Personen; sie hatte einen sehr weitläuftigen Briefwechsel; und sie war mit Aufträgen von Verwandten und Freunden äusserst beladen. Und doch las sie noch viel Bücher, und verfertigte für sich viele zur Kleidung und zum Putz gehörige Sachen. Mit einem Wort, sie richtete für sich und andere sehr viel aus, weil sie einen zur Thätigkeit höchst geneigten, und den Müßiggang verabscheuenden Geist hatte, und also immer geschäftig und wirksam war.

Es wurden ihr aber die häufigen Besuche, welche sie annehmen mußte, oft zu grosser Last, und sie klagte in ihren Briefen an mich nicht selten über dieselben. Am 11ten Jul. 1766 schrieb sie: „Unser Haus ist einige „Wochen lang einem Taubenschlag ähnlich gewesen, so „daß ich unter der Last der Eitelkeit recht geseufzet habe.„ Sie hatte sehr gelernet, sich in andere Leute zu schicken, und folgende Stelle eines ihrer Briefe wird gewiß gefallen. „Der Umgang mit hypochondrischen Leuten ist schwer, „denn sie nehmen leicht etwas übel, und man kann ihnen „nicht leicht etwas recht machen. Allein, man muß nur „nicht empfindlich seyn, auch die Höflichkeit nicht bey „Seite setzen. Wenn man täglich beysammen wohnet, „wird man gegen einander dreist und familiär, das wirket „aber nichts Gutes; wird aber die Höflichkeit beybehal„ten, so wird der Zank vermieden, so beschämt man den „andern Theil gleich, und schiebet den humeurs einen „Riegel vor.„

Ihre Liebe zu Gott und dem Heiland der Welt war aufrichtig und ernstlich: sie schämte sich derselben nicht, sie wußte sich auch gegen andere nicht viel damit; ihr ganzes Leben zeugte davon ohne Verstellung und ohne Kunst. Ihr Christenthum hatte weniger Form, als es gemeiniglich bey gottseligen Frauenspersonen zu haben pfleget, welches um desto mehr zu bewundern war, da sie mit Personen umging, die nach einer verschiedenen Form Bekenner des Heilandes der Welt waren. Ich will aus ihren zahlreichen Briefen an mich nur einige Stellen hieher setzen, welche ihre rechtschaffene christliche Gesinnung hinlänglich zeigen können.

„Was mich betrift, so werfe ich mich im Staube „vor Gott nieder, und flehe meiner Fehler wegen um „Gnade. Denn wie würde es mit mir aussehen, wenn „seine Geduld nicht meine Seligkeit wäre! Ist etwas „Gutes an mir, so ist es gewiß von ihm gewirket, aber

„meine

„meine Fehler und Gebrechen sind mein, und demüthi„gen mich vor ihm.„

„Dem Herrn anhangen und ihm dienen bringet „allein Ruhe und Zufriedenheit. Dabey wollen wir „bleiben in Zeit und Ewigkeit.„

„Worinn besteht die Verleugnung seiner selbst an„ders, als darinn, daß man seinen Willen dem Willen „Gottes aufopfert, und sich so brauchen läßt, wie er es „nützlich findet, und durch seine Vorsehung veranlasset.„

„Ich bin überzeugt, daß wir Menschen, uns selbst „gelassen, nicht das Beste erwählen: daher bitte ich „Gott, daß er mich nach seinem Rath und Willen leiten „wolle.„

„Gott läßt mich in keiner Noth stecken, noch zu „Schanden werden. Es läßt sich nicht aussprechen, wie „viel Proben ich davon habe. Mögte nur mein ganzes „Leben lauter Lob und Dank seyn! Er wird mir weiter „helfen, da ich auf seine Hülfe mein Vertrauen setze.„

Die christliche Religion war ihr in ihrer Jugend auf die Weise vorgetragen worden, die in der evangelischen Kirche in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts überall gewöhnlich war, und die Predigten, welche sie nachmals hörte, waren dieser Lehrform gemäß. Da sie nun durch Vorträge, welche mit dieser Lehrform übereinstimmten, zu der Bekehrung zu Gott, und zu dem Glauben an den Herrn Jesum erwecket und gebracht war; so hielt sie dieselbe für die beste, ja für die einzig gute, und eine jede andere verursachte ihr die Bekümmerniß, ob sie auch ächt, richtig und heilsam sey? Sie wurde dadurch dann und wann zu einem etwas harten Urtheil verleitet, ungeachtet sie von liebreicher und sanfter Gemüthsart war. Dieser Fehler ist nicht nur so gemein, sondern man mögte auch sagen, so natürlich, daß er selbst von denjenigen entschuldiget werden muß, gegen welche er begangen wird. Wenig Menschen sind stark genug, um sich von den Vorurtheilen, welche ihn hervorbringen,

los

los zu machen, und selbst diese wenigen gerathen doch wieder leicht in Vorurtheile von anderer Art, die nicht besser sind, und durch dieselben in neue Fehler. Auf Erden kann die menschliche Natur von dem Fehlerhaften nicht ganz frey werden, daher muß ein Mensch dasselbige an dem andern sanftmüthig dulden, ohne ihn lieblos zu beurtheilen. Weil aber diese Lieblosigkeit doch nicht ganz unterbleibet, so gereicht dem erleuchteten Christen, welcher darüber bekümmert ist, dieses zur Beruhigung, daß die begnadigten und selig gemachten Bekenner Jesu Christi, in ihrem künftigen vollkommnern Zustande, Gott auch darüber gemeinschaftlich preisen werden, daß er sie von den Vorurtheilen frey gemachet hat, die sie ehedessen zu liebloſen Urtheilen verführten, ja daß er ihnen wirkliche Irrthümer vergeben hat, die sie einander nicht zu gute zu halten und vergeben zu können vermeyneten, und um welcher Willen sie einander wohl gar für verdammet hielten.

Die Schwestern und Brüder meiner Freundin sind, insonderheit durch Heirathen, zu einem guten, ja ansehnlichen Vermögen gekommen: sie aber ist niemals dazu gelanget, ob es gleich das Ansehen gehabt, daß sie dergleichen erhalten werde. Die grosse Zärtlichkeit, mit welcher sie für die Nothdurft und den guten Namen ihres Vaters, ihres Oheims und ihrer Nichte, die alle nicht haushälterisch waren, sorgete, war Schuld daran, daß der größte Theil desjenigen, was sie von ihrer Tante spät erbte, für sie keinen unmittelbaren Nutzen hatte. Denn 1775, nach dem Tode ihrer Nichte, der Frau **von Warnstedt**, hatte sie gerade nur so viel, als sie zu ihrer Haushaltung nothwendig gebrauchte, und davon nahm sie, was ihr zur Mildthätigkeit so sehr geneigtes Herz den Armen und Nothleidenden widmete. Sie ist aber in ihrem sehr eingeschränkten Vermögenszustande, und ungeachtet der vielen Widerwärtigkeiten, welche sie auf Erden erfahren hat, dennoch glückselig gewesen: denn sie war gewiß, daß Gott ihr gnädig sey, sie ver-

trauete

trauete ihm mit Zufriedenheit und getrostem Muth, sie hatte die unschätzbare Hoffnung zu einer ewig seligen Fortdauer, es fehlte ihr nicht an der Lebensnothdurft, und sie wurde von vielen ehr- und ruhmwürdigen Personen hoch geschätzet. Ihr Gedächtniß wird da, wo man sie gekannt hat, im Segen, mir aber insonderheit theuer bleiben, und sie ist eine der vortreflichen Personen, die mein Andenken an den Himmel befördern und unterhalten. Sie war ein solches Muster der Eigenschaften und Tugenden, die einen Menschen ehr- und liebenswürdig machen, daß man sich des Wunsches nicht enthalten konnte, sie mögte das höchste menschliche Alter in Munterkeit erreichen. Allein, wer wollte mit Gott, dem eben so weisen als gütigen Vater seiner Menschen, rechten, wenn er sie gerade zu der Zeit, und auf die Weise, welche er für die beste erkennet, zu der höhern Vollkommenheit und Glückseligkeit erhebet, die das Ziel seiner Absichten mit ihnen, und ihrer Wünsche ist? Es ist und bleibt doch die beste Gesinnung, nicht früher und nicht später selbst die Erde verlassen, und seine Angehörigen und Freunde von derselben abreisen sehen zu wollen, als es Gott gefällt, uns und sie abzurufen, es sey übrigens auf welche Art es wolle.

Wenn ein erleuchteter Christ seinen von der Erde abreisenden Bluts- und Gemüthsfreunden traurig, ja weinend nachsiehet, so läßt er zwar darinn den zärtlichen Gemüthsbewegungen, die den Menschen natürlich sind, freyen Lauf, er murret aber nicht wider Gott, sondern fasset sich mit der Zeit, und getröster sich der künftigen Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Geliebten. Weil diese nicht dadurch geschiehet, daß sie in die Gesellschaft der Sterblichen zurückkommen, sondern dadurch, daß er ihnen nachreiset: so gehöret sie mit zu den Ursachen, die ihm die Veränderung, welche man den Tod nennet, eben so versüssen, als der Gedanke an das Vergnügen, welches wir im Umgang mit lieb- und werthgeschätzten Personen erwarten, uns die Beschwerlichkeit der Reise

zu denselben erleichtert. Bloß der persönliche Umgang verschafft uns das Vergnügen nicht, welches uns Freundschaft und Liebe so wichtig, ja fast unentbehrlich macht: sondern die vertrauliche Mittheilung unserer angenehmen und unangenehmen Empfindungen an unsere an denselben zärtlich Theil nehmende Freunde und Geliebten vergrössert unsere Freude, und vermindert unsere Traurigkeit. Da nun diese durch das unschätzbare Mittel des Briefwechsels auch geschehen kann: so beruhigen wir uns nach und nach über die persönliche Trennung. Weil aber der Tod auch dieses Ersetzungsmittel des unmittelbaren Anblicks und Umgangs vernichtet, und uns nichts, als das zärtliche und sehnsüchtige Andenken an die abgeschiedenen Geliebten übrig lässet: so würde der Gram empfindsame Seelen verzehren, wenn nicht die Hoffnung der künftigen unmittelbaren Wiedervereinigung mit denen, welche wir vermissen, sie stärkte und erhielte. In dieser Hoffnung setzen wir das Andenken an unsere Vorangereiseten fort, ja wir unterreden uns mit ihnen über alles, was uns am Herzen liegt, so lange in Gedanken, bis es bey unserer Wiedervereinigung mit ihnen wirklich geschiehet. Alsdenn fängt die gegenseitige Mittheilung unserer Erfahrungen und Empfindungen da wieder an, wo sie auf Erden aufhörte. Wer da glaubt, daß himmlische Personen sich über ihren irdischen Zustand nicht mehr unterhielten, der lässet die Menschen einen Sprung thun, welcher ihrer Natur nicht gemäß ist, der bedenket auch nicht, daß der gegenwärtige Zustand in dem vorhergehenden gegründet ist, daß das Künftige mit dem Vergangenen unzertrennlich zusammenhänget, und daß es sehr würdige Geschäfte im Himmel seyn werden, sich mit seinen Verwandten und Freunden über Gottes unverbesserlich gute Führung auf Erden zu unterreden, und davon Gelegenheit und Ursach zum gemeinschaftlichen Lobe desselben herzunehmen, auch die vollkommnere Erkenntniß und Freundschaft im Himmel mit der mangel- und fehlerhaften Erkenntniß und Freundschaft auf Erden zu vergleichen.

Rochus Friderich Graf zu Lynar,

Ritter des Elephantenordens, königl. dänischer geheimer Conferenzrath und Kammerherr, Herr der Herrschaft Lübbenau, zu Seese, Mlode und Bischdorf, u. s. w.

Ein

Ein ansehnlich und wohlgebildeter Körper, männlich schöne Gestalt des Gesichts, grosse Fähigkeiten und Gaben des Geistes, seltene und berühmte Grösse der Gelehrsamkeit, der Weltkenntniß, der Erfahrung, der Thätigkeit, und des Vermögens, alle erlangte Kenntnisse und erworbene Geschicklichkeiten auf die glänzendeste und einnehmendeste Art zu zeigen und anzubringen, endlich auch grosse politische Verdienste, und christliche Gesinnung, haben dem **Grafen Rochus Friderich zu Lynar** die Hochachtung seiner Zeitgenossen verschaffet, ihn auch zu einem denkwürdigen Mann gemacht.

Seine Herkunft.

Die Grafen zu Lynar sind ein Zweig der Grafen von Guerini im Großherzogthum Toscana, deren einer das Schloß Lynar an sich brachte, und sich nach demselben Guerini zu Lynar nannte. Es ist dieses schon vor 1360, oder doch in diesem Jahr geschehen, das Schloß aber hat seinen Namen wahrscheinlicher Weise vom Flachs, auf italienisch Lino, bekommen, dessen Bau in seiner Gegend stark gewesen seyn mag, und nachdem es schon seit sehr langer Zeit zerstöret worden, wird das Andenken an dasselbige in dem gräflich lynarischen Wapen durch einen Thurm, auf welchem eine Flachsblume stehet, erhalten. Der Name sollte also **Linar** geschrieben werden, es ist aber nicht gewöhnlich. Unter den ältern Grafen zu Lynar ist Rochus Guerini zu Lynar vorzüglich merkwürdig, der 1525 am 25sten Dec. geboren worden. Sein Vater hatte einen Marchese di Malespina, vermuth-

mut hlich im Zweykampf, entleibet, und sich dadurch den Haß der ganzen Familie desselben zugezogen; der nach des Vaters Tode im 1540sten Jahr auch ihn so stark verf olgete, daß der Großherzog Cosimo ihn zu seiner Sic herheit 1542 nach Frankreich schickte, und dem König Frai z empfahl. Von dieser Zeit an war er in einiger fran zösischer Könige Hof- und Kriegesdiensten, ward auch zu G Besandtschaften gebrauchet, und insonderheit wegen sein er grossen Kenntniß der Krieges- und bürgerlichen Ba ukunst berühmt. Weil er aber 1560 zu der reformirten Kirche trat, auch 1564 eine Gemalin nahm, die zu dieser Kirche gehörte, nemlich Anna von Montot, verr oitwete von Barbé: so ward er mit in die Religionsunr uhen verwickelt, welche 1567 in Frankreich entstunden. Der Prinz von Condé gab ihn dem Pfalzgrafen Cas imir zum Marechal de Camp, und dieser nahm ihn 156 8 mit nach Heidelberg, da er denn in churfürstliche Die nste und Besoldung trat. Mit beyder Beybehaltung zog er 1569 nach Dresden, und war churfächsischer Obe r-Artilleriemeister und Befehlshaber der Festungen, dien ete auch anderen Höfen mit seinem Rath, insonderheit dem Casselschen. 1577 ging er als fürstlich anhalt ischer Geheimerrath nach Dessau, trat aber schon 1578 in churbrandenburgische Dienste, welche einträglich für ihn und seine Familie waren, und zog zugleich Gehalt vo n den vorher genannten Höfen, die sich seines Raths noch immer bedienten. In churbrandenburgischen Dienste n hat er als Kriegs- und bürgerlicher Baumeister, und no ch auf andere Weise, viel Nützliches und Erhebliches geleiste t. Etwas von den bisherigen Nachrichten stehet schon lange in dem ersten Bande des dritten Theils meine r Erdebeschreibung bey der Herrschaft Lübbenau, das n eiste aber, und noch ein mehreres, in Herrn Nicolai Nach richten von den Baumeistern ꝛc. welche sich in Berlin aufge halten haben, S. 23 f. der es aus Papieren gezogen h at, die ihm von dem Herrn Grafen Rochus Friderich

rich zu Lynar mitgetheilet worden. Graf Rochus starb 1596, und hinterließ seine zweyte Gemalin, Maria von Termow, welche er 1588 geheyrathet hatte. Sein Sohn, Graf Johann Casimir zu Lynar, hatte Elisabeth von Diestelmayer zur Gemalin, welche nach seinem Tode 1621 die Herrschaft Lübbenau in der Niederlausitz kaufte, und ihrem Sohn, Johann Siegmund Grafen zu Lynar, hinterließ, von welchem sie an desselben Sohn, Siegmund Casimir, kam. Jeder von diesen beyden hat ein Gut zu derselben gekauft, und der letzte ist ein gottseliger Herr gewesen. Ein solcher war auch desselben Sohn, Graf Friderich Casimir zu Lynar, (geboren 1673, gestorben 1716,) und seine Gemalin Eva Elisabeth, Gräfin von Windischgrätz, (gebor. 1697, gestorb. 1745,) stimmte darinn mit ihm überein. Beyde Eheleute hatten auch glänzende Naturgaben. Ihre Söhne, die Grafen **Moritz Carl**, welcher die Herrschaft Lübbenau zuerst erbete, (gebor. 1702, gestorb. 1768,) und **Rochus Friderich**, waren ihnen in denselben ähnlich.

Seine Kindheit und Jugend.

Graf **Rochus Friderich zu Lynar**, von welchem hier insonderheit die Rede ist, wurde am 16ten Dec. 1708 auf dem Schloß zu Lübbenau geboren, auch nach des Vaters Tode von seiner Mutter bis 1724 erzogen. Als er sechszehn Jahre alt war übergab sie ihn zur fernern Ausbildung ihren Freunden, dem Grafen Heinrich den 24sten Reuß zu Köstritz, und desselben Gemalin. (s. Theil 2. dieser Lebensbeschreibungen, S. 21.) Vermuthlich ist es sein Lehrer oder einer seiner Lehrer zu Lübbenau gewesen, von welchem er mir erzählet hat, daß er oft, wenn er zu seinem Vergnügen und in seinen eigenen Angelegenheiten ausgehen wollen, ihn in seiner

Stube

Stube verschlossen habe, ohne ihm hinlängliche und angenehme Beschäftigung anzuweisen, da er denn aus langer Weile und Verdruß an des Lehrers Clavier getreten sey, und auf demselben bekannte Melodien nach dem Gehör zu spielen gelernet habe, und also aus einer Art von Verzweifelung ein Anfänger in der Tonkunst geworden sey. Ohne Zweifel hat schon seine vortrefliche Mutter den Saamen der gottseligen Gesinnung in sein Herz gestreuet, der nachher zu Köstritz in demselben sorgfältig erhalten, und fruchtbar gemacht worden. Denn daß der Graf zu Lynar schon als Jüngling musterhafte Gottseligkeit ausgeübet habe, bezeuget der rechtschaffene Doctor und Professor der Theologie, **Johann Jacob Rambach**, welcher ihm seine Predigten über auserlesene heilsame Worte des Herrn Jesu, die 1727 zu Jena zum erstenmal gedrucket worden, zugeschrieben hat. Er sagt in der Zuschrift, der Herr Graf habe sie nicht nur zu Jena mit angehöret, und gewünschet, daß sie gedrucket werden mögten, sondern auch bey der Anhörung ein gutes Exempel der Aufmerksamkeit und Ehrerbietung gegen das Wort Gottes gegeben. Er wünschete, daß sein nachahmungswürdiges Beyspiel zu Jena in unvergeßlichem Andenken bleiben, daß auch die Hoffnung, welche alle gottselige Personen, die ihn kenneten, von seinem fernern Fortgang in der Nachfolge Christi gefasset hätten, nicht nur erfüllet, sondern auch weit übertroffen werden, und er unter den wenigen Edlen und Wohlgebornen, welche den Beruf zum Reiche Gottes angenommen hätten, als ein Stern erster Grösse noch viele Jahre leuchten möge. Graf Reuß der vier und zwanzigste hatte den Grafen zu Lynar zugleich mit seinem ältesten Sohn, Heinrich den sechsten, nach Jena auf die Universität geschicket, und beyden den vortreflichen Rath von Geusau (s. Theil 2. dieser Lebensbeschreibungen, S. 36.) zum Hofmeister gegeben, der sie 1729 auch auf die Universität zu Halle begleitete. An beyden Orten studirte der Graf zu Lynar

mit

mit solchem Ernst, als ob er eine Person bürgerlichen Standes wäre, die Doctor und Professor werden wollte, ja er wendete selbst auf die Theologie und auf die griechische und lateinische Sprache grossen Fleiß. Dadurch legte er den Grund zu seiner nachherigen mannigfaltigen Brauchbarkeit und Geschäftigkeit, die das Gepräge einer so gründlichen Gelehrsamkeit hatte, als man bey Personen seines Standes nicht zu suchen pfleget.

Seine ersten Reisen.

Es scheint, daß die Reise, welche er schon 1730 durch Dänemark nach Schweden gethan, um dem Reichstag beyzuwohnen, welcher 1731 gehalten werden sollte, mit zu dem Plan gehöret habe, den der kluge Graf Reuß nebst andern entworfen, um ihn für den königl. dänischen Hof zu verschiedenen Staatsgeschäften, und vornemlich auch zu Gesandtschaften, brauchbar werden zu lassen. Als er aus Schweden zurückgekommen war, trat er noch in eben demselben 1731sten Jahr, in Gesellschaft des Grafen Heinrich des sechsten Reuß, mit welchem er studiret hatte, und unter der Leitung des Raths und Hofmeisters von Geusau, eine grössere Reise an. Sie besuchten erst unterschiedene deutsche Höfe, gingen alsdenn nach Holland, und durch die östreichischen Niederlande nach Frankreich, auch 1732 nach England, und von dannen wieder nach Frankreich, und aus diesem Reich durch Lothringen zurück nach Deutschland. Der Rath von Geusau hat auf dieser Reise gewiß eben so wie auf seinen übrigen ein Tagebuch geführet, ich habe es aber nie gesehen, und kann also nichts daraus anführen. Es bezeugen aber die noch vorhandenen Reisetagebücher des von Geusau, daß er die jungen Grafen, deren Führer er gewesen, zur nützlichen Kenntniß der Höfe und hoher Standespersonen beyderley

Ge-

Geschlechts, und anderer wegen ihrer Gelehrsamkeit, Gottseligkeit und Kunst merkwürdiger Personen, angeleitet, sie auch auf alles, was die bereiseten Länder und Nationen eigenes und vorzügliches haben, aufmerksam, und dadurch zu umgänglichen und duldsamen, weisen und klugen Menschen gebildet habe.

Trit in königl. dänische Dienste.

Der dänische Hof hatte unter des gottseligen Königs Christian des sechsten Regierung für deutsche junge Standespersonen von christlicher Gesinnung viel Reitz, weil nicht nur der König den deutschen günstig, sondern auch seine Gemalin eine deutsche Prinzeßin war. Graf Heinrich der 24ste Reuß, welcher an diesem Hofe bekannt war, suchte also nicht nur seinen ältesten Sohn, sondern auch seinen Pflege- und nachmaligen Schwiegersohn, den Grafen zu Lynar, bey denselben anzubringen, und dieses gelang auch; denn beyde wurden königliche Kammerherren. Weil aber ihr Zweck nicht auf eigentliche Hofämter, sondern auf Staatsbedienungen und Aemter ging: so arbeitete der Graf zu Lynar freywillig und mit ausnehmend grossem Fleiß in den einheimischen und auswärtigen Staatsgeschäften, von welchen er sich auch in kurzer Zeit eine solche Kenntniß erwarb, daß man ihn für brauchbar zu denselben erkannte. Das erste öffentliche Geschäft, zu welchem ihn der Hof gebrauchte, war dieses, daß er ihn nach Ostfrießland schickete, um die Angelegenheiten der verwitweten Fürstin, Sophie Caroline, gewesenen Gemalin des Fürsten Georg Albrecht, und Schwester der regierenden Königin, in Richtigkeit zu bringen. Als er den Befehl des Königs zu desselben Zufriedenheit ausgerichtet hatte, ward er für tüchtig zu wichtigern Geschäften erkannt, und auch zu der denselben gemässen Besoldung gehal-

halten. Ich habe in einem Brief des Herrn Grafen Henkel, den er am 22sten May 1734 zu Wernigerode geschrieben, (woselbst der regierende Graf in Verbindung mit dem dänischen Hofe stand, s. oben S. 18,) folgende Stelle gelesen: „der Graf Lynar soll künftig jährlich „4000 Thaler Gehalt haben.„

Wird als dänischer ausserordentlicher Gesandte an den schwedischen Hof geschicket.

Das wichtigere Geschäft, zu welchem ihn nun der dänische Hof vors erste gebrauchte, war, die Besorgung seiner Angelegenheiten am schwedischen Hofe. Er war noch immer in Ungewißheit und Unsicherheit, ob er das Herzogthum Schleswig im ruhigen Besitz behalten werde? Denn obgleich der Wiener und St. Petersburger Hof, vermöge des mit dem Kopenhagener Hof 1732 geschlossenen Bündnisses, sich bemühet hatten, den Herzog von Holstein zu einem Vergleich zu bewegen, so hatten sie ihn doch nicht dazu bringen können. Die Krone Schweden hatte sich bisher in diese Sache nicht einlassen wollen, war aber doch auf das oben erwehnte neue Bündniß, und auf die dadurch mit Rußland errichtete Freundschaft aufmerksamer, und fand also für gut, sich auch mit der Krone Dänemark näher zu vereinigen, und errichtete also mit derselben zu Stockholm 1734 ein Bündniß. Nun machte es sich zwar in dem Vertrage nicht anheischig, Dänemark zum beständigen ruhigen Besitz des Herzogthums Schleswig durch seinen Beystand behülflich zu seyn, es war aber doch durch denselben der Weg zu grösserer Vertraulichkeit zwischen beyden Kronen gebahnet worden, und Frankreich arbeitete daran, um Dänemark und Schweden durch ein noch engeres Bündniß gegen Rußland zu verbinden. Das war auch der Wunsch

des schwedischen Hofs, der dem dänischen sich auf alle Weise gefällig erzeigte, um ihn zu bewegen, den Maaßregeln beyzutreten, welche er gegen die Obergewalt, welche sich Rußland in Norden anmassete, genommen hatte, und ferner zu nehmen gesonnen war. In so fern war also der Graf zu Lynar, als er 1735, nachdem er sich zu Köstritz am 27sten May mit des Grafen Heinrichs des 24sten Reuß Tochter, Sophia Maria Helena, vermälet hatte, nach Stockholm als ausserordentlicher Gesandter geschicket wurde, dem schwedischen Ministerium angenehm; und als 1738 zwischen Dänemark und Chur Braunschweig wegen des Amts Steinhorst Zwistigkeiten entstunden, erhielt der Graf zu Lynar gar leicht, daß Schweden, wenn die Sache ernsthaft werden sollte, der Krone Dänemark Hülfstruppen versprach; es ward auch beschlossen, daß gleich nach Endigung des damaligen Reichstages ein Ambassadeur nach Kopenhagen geschicket werden solle. Als aber bald hernach bekannt wurde, daß zu Kopenhagen ein Susidientractat zwischen Großbritannien und Dänemark geschlossen worden sey, gab man in Schweden die Hoffnung auf, Dänemark zu gewinnen. Die Abschickung des Grafen von Teßin unterblieb, und der Graf zu Lynar gefiel dem schwedischen Ministerium nicht mehr so gut als in der ersten Zeit seiner Gesandtschaft. Des Herzogs Carl Leopold von Mecklenburg Minister beym schwedischen Hofe, Köppen, erzählet *), daß schon dazumal, als der Graf zu Lynar dänischer Gesandte zu Stockholm war, und während des Reichstags von 1738 und 39, das französische Ministerium den dänischen Hof auf die Gedanken gebracht habe, daß der Kronprinz Friderich Thronfolger in Schweden werden könne, und daß der Graf zu Lynar zu Stockholm gleich nach dem Reichstage verlanget habe, es solle die Festsetzung dieser Thronfolge, bey dem neuen und engern Bünd-

*) Im 15ten Theil meines Magazins, S. 48.

Bündniß zwischen Dänemark und Schweden, zur Grundlage dienen: ich wage es aber nicht, dieses für gewiß anzunehmen, weil der Graf zu Lynar mir 1780 geschrieben hat, es sey die Unterhandlung mit dem Grafen von Gyllenborg, welche Köppen erzählt, eben sowohl als dasjenige, was zwischen ihm und dem Baron von Celsing vorgefallen seyn sollte, falsch. Es schreibt auch der Graf zu Lynar selbst*) es den geheimen Bemühungen (und Bestechungen) seines Nachfolgers in der Gesandtschaft beym schwedischen Hofe, des General von Grüner, zu, daß der Bauernstand in Schweden den dänischen Kronprinzen Friderich zum Thronfolger in Schweden, nach Königs Friderich des ersten Tode, erwählet habe; und ich finde keine Ursache daran zu zweifeln. Daß aber 1743, als die dalekerlischen Bauern einige tausend Mann stark nach Stockholm marschirten, um ihre Wahl zu behaupten, der damalige dänische Ambassadeur beym schwedischen Hofe, Herr von Berkentin, ganz still saß, und die Bauern weder heimlich noch öffentlich unterstützte, hatte folgende bisher noch nicht öffentlich bekannt gewesene Ursache. König Christian der sechste von Dänemark hatte einen deutschen Hofprediger, Namens Blume, der sehr viel bey ihm vermogte. Dieser stellte dem König vor, daß die Thronfolge des Kronprinzen in Schweden, und also die Wiederherstellung der calmarschen Union, nicht ohne Blutvergiessen werde werkstellig gemacht werden können; es sey aber unverantwortlich bey Gott, um einer Krone willen Menschenblut vergiessen zu lassen. Der fromme König nahm diese Vorstellung an, und verbot, die dalekerlischen Bauern mit Geld und Rath zu unterstützen. Sie hatten also keinen vernünftigen, staatsklugen und herzhaften Anführer, sondern waren sich selbst überlassen, und als das schwedische Ministerium den aus Finland zurückgekommenen Regimentern weiß machen

*) In eben demselben 15ten Theil meines Magazin, S. 177.

ließ, die dalekerlischen Bauern verlangeten, daß sie wieder an die rußische Gränze marschiren sollten, so liessen sie sich gegen dieselben anführen, und nun richteten die Bauern nicht nur nichts aus, sondern es wurden auch unterschiedene derselben hingerichtet.

Ich komme aber wieder auf den Grafen zu Lynar. Dieser hatte sich bey dem schwedischen König Friderich sehr beliebt gemacht, der ihn überaus gern an seinem Hofe sahe; und also hatte der Graf Gelegenheit, den König genau kennen zu lernen, von welchem er die untenstehende *) Schilderung gemacht hat. Noch während seines

*) Der König Friderich, aus dem Hause Hessen, war nicht groß von Person, aber untersetzt, ein belebter und freundlicher Herr. Er hatte das gesellige und ungezwungene Wesen eines artigen Privatmannes, und man sahe es ihm an, daß er nicht erzogen worden, um König zu seyn, und daß er in der Jugend gedienet hatte. Im Jahr 1694 that er seinen ersten Feldzug, und leistete bey dem Könige William, welcher damals in den Niederlanden commandirte, Adjutantendienste. Er beschrieb diesen Herrn als sehr jachzornig, und erzählte, daß er einmal des Morgens in das Hauptquartier gekommen sey, um Bericht abzustatten, da ihm der Kammerdiener bey der Thür entgegen gesprungen, den der König mit dem Stock verfolget, als er aber den Prinzen gesehen, der zurück treten wollen, sich sogleich gefasset, und lächelnd zu ihm gesagt habe, „ich war jetzt eben ein wenig mit Domestikaffairen beschäftigt, „was giebt es Neues?„ König Friderich pflegte sich Stundenlang mit den Umstehenden zu unterhalten, und alsdenn dergleichen Anecdoten zu erzählen. Am Schellenberge empfing er einen Schuß vorn in die Brust; sein Adjutant Boyneburg sagte zu ihm, das Blut liefe am Rücken herab. Er merkte, daß die Kugel durchgegangen sey, und wartete auf den Augenblick, da ihm die Sinne vergehen, und er hinsinken würde. Doch da sichs verzog, bekam er wieder Muth, ritt zurück, und ließ sich verbinden. Da fand man, daß die Kugel auf eine fast unglaubliche Art, ohne eine tödtliche Verletzung zu verursachen, durchgefahren war. Als er aber etliche Wochen hernach, in der Schlacht bey Höchstädt, sich sehr erhitzte, fing die erst halb zugeheilte Wunde stark an zu bluten. Um keine

seines Aufenthalts zu Stockholm, bekam er von seinem König den Danebrogsorden.

Aem-

keine Zeit zu verlieren, ließ er ein Pechpflaster darauf legen, welches nachher bey der Ablösung ihm heftige Schmerzen, und, wegen eines dazu geschlagenen Fiebers, die größte Gefahr zuzog. In Norwegen ward er in das dicke Bein geschossen, und die Kugel, welche in der Hüfte sitzen blieb, mußte herausgenommen werden. Bey dem Schnitt schlug er den Wundarzt ins Gesicht, und weil dieser deswegen nicht arbeiten, der Prinz aber diese mechanische Bewegung nicht unterlassen konnte, ward ein Grenadier gerufen, welcher sich für etliche Ducaten so lange schlagen ließ, bis die Operation vorbey war. Der König, aus dessen eigenem Munde der Graf diese Anekdoten gehöret hat, redete gern von seinen ehemaligen Feldzügen, aber von sich selbst allezeit mit vieler Bescheidenheit, ungeachtet er Ruhm im Kriege erlanget hatte. Als ein gewisser Geistlicher, bey einer feyerlichen Gelegenheit, in seiner Rede der vielen von dem Könige erfochtenen Siege Erwehnung that, sagte der König: der gute Mann weiß nicht, daß ich nur zweymal allein commandirt, und beyde male Schläge bekommen habe. Er liebte die Jagd, und schoß vortreflich, die Jäger aber hatten dabey zum öftern keine gute Zeit. Eben so ging es den Aerzten wenn er unpäßlich war, und Anfälle vom Stein hatte. Daher sagte der alte Baron Höpken einmal zu ihm: wenn ich mir etwas wünschen sollte, so mögte ich Ihro Majestät Arzt auf der Jagd, und Dero Jäger in der Krankheit seyn. Die Regierungsgeschäfte waren ihm nicht die angenehmsten, und dazu trug vielleicht etwas bey, daß er nach damaliger Verfassung nicht viel zu sagen hatte, worüber er selbst scherzte, und erzählte, daß er eine Bittschrift erhalten, auf welcher gestanden: à Son Excellence, Excellence, Excellence le Roi de Suede. Der Narr, sagte er, macht mich zu einer dreyfachen Excellenz, und ich bin doch nur eine doppelte, weil ich nicht mehr als zwey Stimmen im Reichsrath habe. Er liebte das Frauenzimmer, und hatte von der Zeit an, da er den Thron bestieg, zwey Maitressen, die Gräfin Taube, und nach derselben Tode, das Fräulein Horn. Mit dem ersten zeugete er zwey Söhne, von welchen der älteste unter dem Namen eines Fürsten von Hessenstein noch lebet, und jetzt Generalgouverneur von Pommern ist. Die Liebe zur Wollust verließ ihn selbst im hohen Alter nicht; und obgleich die Aerzte ihn von

der-

Aemter, welche er nach seiner Zurückkunft aus Schweden bekam.

Als er 1740 aus Schweden zurück kam, setzte ihn der König vors erste in das schleswigsche Obergericht zu Gottorf; 1742 aber ernannte er ihn zum Amtmann über das wichtigste Amt in Holstein, nemlich über das Amt Steinburg, zu welchem die Kremper- und Wilstermarsch gehören, und nicht lange hernach zum Kanzler der holsteinischen Regierungskanzley zu Glückstadt, doch wohnete er zu Itzehoe, woselbst er sich das ansehnlichste Haus kaufte. In den königl. dänischen Reichen und Herzogthümern werden die Amtmannsstellen über die königl. Domainenämter, wegen der guten Einkünfte, an Personen von Stande und ansehnlichen Characters verliehen, obgleich die Amtmänner in Rechtssachen nur das erste Verhör haben, und von ihren Bescheiden an Untergerichte appelliret wird, die von Bauern gehalten werden. In der Kremper- und Wilstermarsch heisset das unterste Gericht, Lodding, (eigentlich Landding, d. i. Gericht, wel-

derselben dadurch abzuschrecken suchten, daß sie wahrscheinlich machten, er werde einmal während der Ausübung derselben sterben, weil er wirklich jedesmal in eine tiefe Ohnmacht fiel: so ließ er sich doch davon nicht abhalten, sondern setzte sie fort, so lange er noch einige Kräfte dazu hatte, und sie sich durch Kunst in Thätigkeit setzen liessen. Als er 72 Jahre alt war, rührte ihn der Schlag, er erhohlte sich aber wieder, und erreichte noch das 74ste Jahr seines Alters. Eine geraume Zeit vor seinem Tode ward sein Gedächtniß schwach, und selten konnte er sich auf einen Namen, oder auch nur auf das Amt einer Person besinnen, sondern nannte alle Doctor. Laßt mir den Doctor kommen, sagte er, und weil niemand wußte wen er meynete, mußte man so lange fragen, bis man es errieth. Einstmalen wollte er, unter dem gewöhnlichen Namen Doctor, den Oberjägermeister gerufen haben, und da auf denselben niemand fiel, machte er sich endlich dadurch verständlich, daß er sagte, der Doctor von den Hirschen.

welches über einem Strich Landes gehalten wird,) und wird von 16 Hausleuten und den Dingvogt, ohne Zuthun des Amtmanns, gehalten. Von demselben geht die Appellation an das Göding, (eigentlich Gauding, d. i. Gericht über einen Gau, pagus,) welches 12 Hausleute, welche man die sichern Holsten nennet, ausmachen, und von diesen erst an das Oberamtsgericht, welches nach geendigtem Kanzleygericht von den Mitgliedern der Regierungskanzley gehalten wird. Die Landleute der beyden Marschen wollen nicht Bauern, sondern Hausleute heissen, sind auch mehrentheils wohlhabende, und zum Theil reiche Leute, und es ist nicht ungewöhnlich, sie Herren zu nennen. Ich bin einmal mit der gräflich Lynarschen Familie bey einem, den man Herrn Harms Johann nannte, zu Gast gewesen. Er stand in seinem grauen Feyerkleide mit gegossenen silbernen Knöpfen vor der Thür seines Hauses, um die Gäste zu empfangen, er hatte weisse Handschuh an, und reichte der vornehmsten Dame die Hand, um sie in das Haus zu führen. Die Stube, in welche wir gebracht wurden, war regelmäßig, die Wände waren mit holländischen Fliesen von Fayence bekleidet, und die Bänke und Stühle mit reinlichen Polstern belegt. Auf dem Tisch standen Theedosen, Theetöpfe und Milchtöpfe von Silber, und die Tassen waren sinesisches Porcellan. Ueber der Stubenthür stunden auf Brettern grosse altmodische Schüsseln von geschlagenem Silber. Zu Mittag ward in einer eben so aufgeputzten Stube, der ersten gegen über, gespeiset, und das Essen war von der Hausmutter wohlschmeckend zugerichtet. Nach Tische führete Herr Harms Johann seine Gäste auf seinem Viehhofe herum, und zeigte seine ansehnliche Kühe. Der Graf zu Lynar konnte sich zu diesen Landleuten ungemein herablassen, und gewann dadurch ihre Herzen. Wenn sie zu ihm kamen, reichte er ihnen die Hand, und ließ sie von ihnen drücken und schütteln. Ein gewisser guter Mann, der zu Kopenhagen Lehrer der königlichen

Prin-

Prinzeßinnen gewesen war, und sich an die Hofmanieren gewöhnet hatte, wurde Prediger des Kirchspiels Süderau in der Krempermarsch, und war zwar mit seinen guten Einkünften, aber nicht mit den Sitten der Hausleute zufrieden. Er klagte dem Grafen zu Lynar, daß sie so grob wären, denn wenn er mit ihnen spreche, so rühreten sie die Hüthe kaum an, behielten sie auch auf den Köpfen, u. s. w. Der Graf sagte zwar, daß er diesen Leuten ihre Sitten und Gewohnheiten nicht übel nehme, das wollte er aber nicht glauben. Der Graf, welcher als Amtmann zu Steinburg auch Oberteichgräfe war, bat die Marschhauptleute und Teichgräfen, und auch den Prediger zu Süderau, auf einen Mittag zum Essen, und es wurde von Silber gespeiset. Als man zum Gebet um die Tafel trat, hatten die Hausleute ihre Hüthe in der Hand, als sie aber dieselben nun weglegen wollten, sagte der Graf zu ihnen: thun sie als wenn sie zu Hause wären, und setzen sie ihre Hüthe auf. Ey! das schicket sich nicht! antworteten einige. Warum nicht, sagte der Graf, im Ernst, setzen sie ihre Hüthe auf! er ließ sich auch seinen Huth geben, und setzte ihn auf, und ermahnete den Prediger, ein gleiches zu thun. Das befremdete diesen gar sehr, aber er klagte hernach nicht mehr über die Grobheit der Leute.

Der Graf zu Lynar hatte als Amtmann auch den Vorsitz in dem münsterdorfischen Consistorium, dessen Beysitzer, der Probst, die Hauptprediger der 4 Städte Glückstadt, Krempe, Wilster und Itzehoe, und der Landgemeinen, sind. Wenn ein neuer Prediger einzuführen war, so hielt er vor dem Altar die Einführungsrede, und diese war so theologisch-schön, daß ihm einige nachgeschrieben und gedrucket wurden. Als Kanzler der königlichen Regierungskanzley zu Glückstadt hatte er grosses Ansehn, und verwaltete dieses Amt mit grosser Würde. König Friderich der fünfte ertheilte ihm 1746 den Character eines wirklichen Geheimenraths, mit welchem die Excellenz

ver-

verbunden ist. Ueberhaupt war sein Zustand in Holstein gut und angenehm, man liebte und ehrete ihn vorzüglich, und es blieb ihm nur dieses zu wünschen übrig, daß er nach Kopenhagen in den königlichen Staatsrath als Minister kommen mögte. Es schien auch, daß eine solche Ministerstelle ihm nicht nur wegen seiner grossen Talente, Einsichten und Erfahrungen, an welchen ihn keiner übertraf, sondern auch um deswillen nicht entgehen könne und werde, weil König Friderich der fünfte schon als Kronprinz viel von ihm gemacht, und seit seiner königlichen Regierung sich bey aller Gelegenheit sehr gnädig gegen ihn gezeiget hatte.

Er wird nach St. Petersburg als dänischer ausserordentlicher Gesandte und bevollmächtigter Minister geschicket.

Es geschahe ihm aber ein ganz anderer Antrag, an den er gar nicht gedacht hatte, und dessen Ursachen erst in das Licht gesetzet werden müssen, bevor er erzählet wird. Als die oben beschriebne von Dänemark eingefädelte Unternehmung der dalekerlischen Bauern (S. 83. 84) mißlungen war, entschloß sich die rußische Kaiserin Elisabeth, des ihr in ihrer Jugend zum Gemal bestimmt gewesenen holsteinischen Prinzens Carl, Bischofs zu Lübeck, Bruder, Adolph Friderich, der damals Bischof zu Lübeck war, zur schwedischen Krone zu verhelfen, und durch diese freundschaftliche Bemühung ihn sich verbindlich zu machen. Die Schweden nahmen denselben zum Thronfolger an, weil dieses die Bedingung war, unter welcher die Kaiserin Friede machen, und den größten Theil von Finland zurückgeben wollte, und er mußte versprechen, daß er sich mit Dänemark wegen Schleswig vergleichen wolle. Es schlug sich aber der Thronfolger

zu der französischen Parthey, und nahm die Anträge, welche ihm von dem dänischen Hof geschahen, kaltsinnig auf. Der rußische Hof faßete den Verdacht, daß die französische Parthey in Schweden die uneingeschränkte Regierungsform einzuführen gedenke, und um dieses, nöthigenfalls selbst durch einen neuen Krieg, zu hindern, ließ er durch seinen Minister zu Kopenhagen, den Baron von Korff, dem dasigen Hofe gewisse Vorschläge thun, um denselben zu bewegen, seinen Maaßregeln beyzutreten; ja er gab zu verstehen, daß er, zur Wiedererlangung alles dessen, was Dänemark in den Oerebroer und Rothschilder Frieden verloren hatte, behülflich, und, nach Absetzung des Thronfolgers, selbst der Vereinigung der 3 nordischen Reiche nicht entgegen seyn wolle. Das letzte war aber Rußlands Nutzen offenbar entgegen, und ohne Zweifel würde dieser Staat seinen Sinn bald geändert haben. Der Kopenhagener Hof that aber doch, als ob ihm diese Anträge angenehm wären, und antwortete dem Baron von Korff, der König sehe wohl ein, daß wenn in Schweden die jetzige Regierungsform verändert würde, er sich mit Rußland auf das genaueste verstehen müsse, werde auch dem gemäß zu handeln gewiß nicht unterlassen. Der dänische Hof nahm hierauf einige scheinbare Bewegung bey der Landarmee und bey der Flotte vor. Durch diesen Schein des Ernstes wurden Schweden und Frankreich beunruhiget, und beyde bemerkten so wenig, daß Dänemark dabey nichts ernstliches zum Zweck habe, daß das französische Ministerium das schwedische zu einem geheimen Vergleich mit Dänemark bewog. In den 12 vorläufigen Artikeln desselben ward ausgemacht, daß der Thronfolger für sich und seine Nachkommen Verzicht auf Schleswig und Holstein that, doch so, daß er oder seine Linie, wenn es an dieselbige fallen würde, für Holstein die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst annähme, u. s. w. Wenn diese Artikel von beyden Theilen bestätiget wären, sollte die zu Ende gehende Defensivallianz

zwi-

zwischen Dänemark und Schweden erneuert, und die gegenseitige Hülfsleistung auf diesen Vergleich in einem besondern Artikel ausgedehnet, der Hauptvergleich aber sogleich vorgenommen, und zu Stande gebracht, auch auf dem nächsten Reichstage bestätiget werden. *) Ob man nun gleich in dem vorläufigen Vergleich festgesetzet hatte, daß er des Großfürsten von Rußland Besitz seines Antheils an dem Herzogthum Holstein, und dem Recht seiner künftigen männlichen Nachkommen und Blutsverwandten, nicht nachtheilig seyn solle: so war doch leicht einzusehen, daß Rußland, wenn es diesen Vergleich und den erneuerten Subsidienvertrag zwischen Frankreich und Dänemark erfahre, ein grosses Mißvergnügen darüber empfinden und äussern werde. Es blieb auch nicht aus, und deswegen wurde zu Kopenhagen beschlossen, den Grafen zu Lynar nach St. Petersburg als ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu schicken, um nicht nur den rußischen Hof zu beruhigen, sondern auch zu überreden, daß der Großfürst einen ähnlichen Vergleich wegen Schleswig und Holstein vorläufig eingehen mögte. Die Beruhigungsgründe sollten diese seyn. Die Kaiserin habe sich in dem 1746 mit Dänemark geschlossenen Bündniß selbst verbindlich gemacht, nicht zu verstatten, daß ein König von Schweden den herzoglichen Antheil von Holstein besässe, und nun werde sie von dieser übernommenen Verpflichtung befreyet. Die Krone Dänemark sey durch die mit Frankreich und Schweden erneuerten Bündnisse in kein neues politi-

sches

*) Alles dieses ist von dem Grafen zu Lynar selbst umständlicher vorgetragen worden, in seiner Schilderung der Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs Schweden gegen das Ende des 1749sten Jahrs, welche in dem 15ten Theil meines Magazins S. 171 f. stehet; und bloß zum Schein ist über diesen Aufsatz gesetzet worden, Stockholm den 28sten October 1749.

sches Verhältniß versetzet worden, sondern in dem bisherigen geblieben; behalte auch allezeit freye Hände, zur Erhaltung der jetzigen Regierungsform in Schweden, den Umständen gemäß, mit Rußland gemeinschaftliche Maaßregeln zu nehmen.

Der Graf zu Lynar hatte wichtige Ursachen, diese Verschickung, wenn es thunlich wäre, zu verbitten, denn sie erforderte die Trennung von seiner Gemalin, eine gänzliche Zerstreuung seiner Familie, eine weite Entfernung von derselben, und einen kostbaren Aufwand; es waren auch bey dem Auftrag, den er zur Ausführung bekommen sollte, grosse Schwierigkeiten vorhanden. Weil ihm aber zu seinen bisherigen Einkünften noch eine beträchtliche Zulage versprochen wurde, und er hoffen konnte, durch glückliche Ausrichtung der ihm aufgetragenen Geschäfte, sich den Weg zu dem Staatsministerium zu bahnen: so entschloß er sich, im Vertrauen auf Gott, dahin zu gehen, wohin man ihn senden wollte. Bis auf die Mitte des Sommers im 1749sten Jahre kam der Kopenhagener Hof zu keinem festem Entschluß, aber nach derselben ward er gefasset, und im Herbst erging an den Grafen zu Lynar der Befehl, nach Kopenhagen zu kommen. Hier ward ihm die genaueste Kenntniß alles dessen, was Dänemark mit Schweden und Rußland, in Ansehung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, bis dahin unterhandelt, und noch ferner in Richtigkeit zu bringen hatte, eröfnet; er arbeitete den Hauptvergleich zwischen Dänemark und dem Thronfolger von Schweden, nebst den Abtretungs- und Vertauschungsacten, aus, und verfertigte die Uebersetzungen derselben, welche dem französischen Hofe mitgetheilet werden sollten. Als diese Arbeiten vollendet waren, und er seine Anweisung bekommen hatte, ging er von Kopenhagen nach Itzehoe zurück, um seine häuslichen Einrichtungen zu machen. Zu Itzehoe übergab er seine Haushaltung einem Fräulein von Kleist, ließ auch daselbst seine beyden Söhne Chri-

stian

stian Ernst und Rochus mit ihrem Informator, und die Tochter Aemilia Sophia Friderika; seine Gemalin und älteste Tochter, Charlotte Wilhelmine Isabelle, brachte er nach Köstritz zu seiner Frau Schwiegermutter, bey welcher schon sein damaliger jüngster Sohn, Heinrich Gottlob Casimir, war; und seinen zu Stockholm gebornen ältesten Sohn, Friedrich Ulrich, und mich, den Hofmeister desselben, beschloß er aus Köstritz nach St. Petersburg mitzunehmen. Als er im November zu Köstritz ankam, fand er seinen ehemaligen Hofmeister, den Rath von Geusau, krank, und war darüber sehr bekümmert, weil er ihn dankbarlich liebte und ehrete. Er verließ ihn, um mit seiner Gemalin nach Obergreitz zu seinem Herrn Schwager, dem nunmehrigen Fürsten Heinrich dem eilften Reuß, zu reisen, und als er zurück kam, war der Herr von Geusau schon verschieden, und es blieb ihm zur Bezeugung seiner Hochschätzung desselben weiter nichts übrig, als seine Lebensgeschichte aufzusetzen, welche hernach gedruckt wurde.

Beschreibung der Reise nach St. Petersburg.

Von Köstritz nach Berlin.

Die Abreise von Köstritz nach St. Petersburg ward am ersten December 1749 angetreten. Weil ich das Reisetagebuch geführet habe, so bin ich im Stande, eine genaue Nachricht von der ganzen Reise zu geben, will sie aber auf das Merkwürdigste einschränken.

Am ersten Tage kamen wir nur nach Weissenfels, am zweyten aber über Merseburg um Mittag nach Halle. Nachmittags besahe der Graf zu Lynar erst das Waisenhaus, und hernach besuchte er die Professoren der Theologie, Doctor Franke und Doctor Baumgarten. Franke erzählte, daß er einen Bericht an das Unterhaus des

groß-

großbritannischen Parlaments gelesen habe, den die Committé abgestattet, welche verordnet worden, um den Antrag des Grafen von Zinzendorf, zur Ansetzung einer Colonie von Mitgliedern der Brüderunität in Nordamerika, zu untersuchen. Der Graf habe dieser Commißion einige starke Stösse von Acten vorgelegt, und man vermuthe, daß er sie dadurch vom Lesen und Untersuchen habe abschrecken wollen. Aus einem dieser Stösse, welcher Rechnungen enthalte, solle erhellen, daß die Brüderunität zur Einrichtung der Colonie schon über zweymalhunderttausend Pfund Sterling verwendet habe. Baumgarten erzählte, daß er seit kurzer Zeit zwey starke Aufsätze bekommen habe, um sein theologisches Gutachten über dieselben zu ertheilen; einer sey zur Empfehlung der römisch-katholischen, und der andere zur Vertheidigung der reformirten Kirche geschrieben. Jene sollte, dem Vorgeben nach, eine Gräfin von Leiningen, die von der evangelisch-lutherischen Kirche zu der römisch-katholischen übergetreten sey, aufgesetzt haben; es sey aber deutlich genug, daß ihn ein geschickter Jesuit verfertiget habe. Die ganze Schrift sey sehr reitzend und einnehmend geschrieben, fange mit einem herzlichen Gebet an, sey durchgehends erbaulich, und habe das Ansehn, von einer vornehmen Person herzurühren, die mit der lebendigen Erkenntniß Jesu Christi eine grosse geistliche Erfahrung verbinde. Sie sey also gefährlicher, als andere ähnliche Schriften, die jemals an das Licht getreten wären. Es sey ihm gemeldet worden, daß auf seiner Antwort der Entschluß vieler Personen beruhe, die schon im Begriff wären, zu der römisch-katholischen Kirche überzugehen. Weil er aber besorge, daß ihm hierbey eine Fallbrücke gebauet werde, zumal bey dem grossen Credit, den jetzt die Katholiken zu Berlin hätten, so habe er sich zur Ausfertigung des verlangten Bedenkens noch nicht entschlossen, wolle sie auch noch eine Zeitlang anstehen lassen, und mehrere Entwickelung der Sache erwarten. Die zweyte

Schrift

Schrift, für die reformirte Kirche, sey sehr weitläuftig, heftig und anzüglich. Dem Vorgeben nach solle auf seiner Beantwortung derselben die Entschliessung einer ganzen Familie ankommen. Er vermuthete, daß Doctor Elsner zu Berlin Verfasser derselben sey. Ihr Uebersender gebe sich den Namen Alethophilus, und die Antwort auf dieselbige solle an eine Person beym joachimsthalischen Gymnasium in Berlin geschicket werden, die unter dem gegebenen Namen nicht vorhanden sey. Eben diese Adresse habe ein Student in Halle bekommen, durch welchen er unaufhörlich angetrieben werde, das verlangte Gutachten einzusenden. Er habe sich aber erkläret, daß der Alethophilus sich vorher bey seinen wahren Namen nennen, ihm auch die Familie, welche auf seine Antwort warten solle, genannt werden müsse; denn er wolle sich nicht der Gefahr bloß stellen, einem gewinnsüchtigen Buchhändler zu dienen, der etwa die Absicht habe, das verlangte Bedenken unter seinem Namen drucken zu lassen, und sich dadurch einen Vortheil zu verschaffen. Es scheine ihm auch, daß einige seiner Mißgönner ihn, durch Ablockung dieses theologischen Bedenkens, in weitläuftige und gefährliche Streitigkeiten ziehen, und wohl gar am Hofe als einen streitsüchtigen Mann beschreiben wollten. Baumgarten versicherte auch, daß ungeachtet alles dessen, was ausgesprenget worden, das erledigte theologische Professorat bey der Universität noch nicht wieder vergeben worden sey. Chladenius zu Erlangen könne es nicht erhalten, weil er zu Wittenberg studiret habe, und die Verordnung, welche solche Männer von allen geistlichen Aemtern in den preußischen Landen ausschlösse, noch ihre Kraft habe. Der zweyte evangelische Theologe, Doctor Huth, den Herr von Bilefeld in Vorschlag gebracht habe, werde wohl nicht angenommen werden, weil er sich gar zu sehr vom Scherzgeist beherrschen lasse, auch tief in Schulden stecke, und mehr den Weinhändlern als Buchhändlern verhaftet seyn solle. Am dritten December

kamen wir zu Cöthen an, dahin der Graf einen Umweg nahm, um mit dem regierenden Fürsten August Ludewig wegen seines Erbprinzen zu sprechen, den er in dänische Kriegsdienste zu bringen wünschte. Der Graf trat in einem Gasthof ab; als er sich aber am folgenden Morgen bey Hofe anmelden ließ, schrieb erst der Hofrath Schmidt, durch dessen Hände alle Geschäfte gingen, im Namen des Fürsten an ihn, und bat, daß er auf dem Schloß wohnen mögte, und gleich darauf erfolgte von dem Fürsten selbst eine eigenhändige Einladung. Der Herr Graf fuhr also gegen Mittag mit seinem Herrn Sohn und mir nach dem Schloß, bekam aber an diesem Tage den hypochondrischen und sonderbaren Fürsten nicht zu sprechen; hingegen erschienen sogleich, als er in das für ihn bestimmte Zimmer getreten war, die beyden Prinzen bey ihm, und brachten ihn zu der Fürstin zur Tafel. Der Fürst aß gewöhnlichermassen ganz allein, fuhr auch alle Mittag und alle Abend aus, und stieg nach der Zurückkunft bey dem Hofrath Schmidt ab, bey dem er sich ungefähr eine Stunde aufhielt. Die Fürstin stattete täglich in gewissen Stunden einen Besuch bey ihm ab, die fürstlichen Kinder aber bekamen ihren Vater oft in vielen Monaten nicht zu sprechen. Zu den seltsamen Träumen dieses Fürsten gehörte, daß er sich selbst mit der Hoffnung unterhielt, Herzog von Curland zu werden, und gar die rußische Kaiserin zu heirathen, deren Bild er in seinem Zimmer hatte, und es an jedem Tage oft ansahe. Der Graf besuchte Nachmittags den Hofrath Schmidt, um mit diesem von dem Vorhaben in Ansehung des Erbprinzen zu reden, denn er hatte versprochen, es zu Kopenhagen durchzusetzen; aber von daher noch keine Antwort bekommen. Erst am 5ten December gegen Mittag wurde der Graf, als er von der Besuchung der Prinzen zurückkam, gebeten, zu dem Fürsten in sein Zimmer zu kommen, und erzählte hernach, daß er alt aussehe, und daß in seinen Reden viel Verwirrung herr-

herrsche; hingegen den jungen Grafen ließ er zweymal zu sich kommen, und beschenkte ihn mit einigen goldenen und silbernen Schaumünzen, die er als Senior des Hauses Anhalt hatte prägen lassen. Nach der Mittagstafel ließ sich die Prinzeßin Johanne Wilhelmine, Braut des Fürsten Friderich Hans Carl von Schönaich-Carolath, (mit dem sie am 19ten eben dieses Monats vermälet wurde,) auf der Laute hören, auf welcher sie mit besonderer Fertigkeit und Anmuth spielete. Der junge Graf und ich wohneten in Zimmern, die gerade über des Fürsten Zimmern, aber mit starken Fußdecken beleget waren, damit der Fürst nicht hörete, daß jemand über ihn wohne, und dadurch in Furcht und Angst versetzet würde. Gegen Abend brachten uns fürstliche Pferde weiter. Es ritt zwar ein fürstlicher Reitknecht mit einer Laterne voran, wir nahmen aber um 9 Uhr zu Dessau noch einen Boten an, um glücklich über die schlechten, und dennoch mit einem schweren Zoll belegten Brücken hinter Dessau und nach Coswig zu kommen. Ungeachtet dieser Vorsichtigkeit fuhren wir doch in der Nacht einige Stunden irre, und kamen erst am 6sten December früh um 4 Uhr nach Coswig, um 10 Uhr nach Treuenbritzen, und am späten Abend nach Belitz, am 7ten December aber Vormittags nach Potsdam, und Nachmittags nach Berlin. Hier wohnete der Herr Graf bey seiner Tante, der klugen und gottseligen Gräfin von Windischgrätz, der junge Graf und ich aber hatten unser Quartier bey dem Herrn Grafen Heinrich dem neunten Reuß, von welchem und seiner Frau Gemalin uns während der ganzen Zeit des Aufenthalts zu Berlin überaus viel Güte wiederfuhr. Am 9ten December fertigte der Graf eine Staffette nach Cöthen mit der Nachricht ab, daß der König von Dänemark dem Erbprinzen eine Compagnie unter der Garde ertheilen wolle, sobald er sich in Kopenhagen einfinden würde. Von dem, was zu Berlin vorgefallen, will ich nur etwas weniges erzählen. Als der Herr Graf Sr. Maje-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Majestät dem Könige an einem öffentlichen Courtage durch den dänischen Gesandten von Rosencranz vorgestellet wurde, bemerkte der Monarch, daß er in den Gesichtszügen einige Aenlichkeit mit seinem Bruder, dem sächsischen Geheimenrath, habe. Der französische Gesandte, Marquis de Valory, welcher im Besitz des Rechts war, allerhand lächerliches und thörichtes Zeug vorzutragen, erzählte bey dieser Cour dem König eine äusserst schmutzige Historie. Ihro Majestät die regierende Königin redete mit dem Grafen in sehr gnädigen Ausdrücken von seiner Gemalin. Als sie einige Tage unpäßlich war, speisete der König am 27sten December bey ihr zu Mittag in ihrem Cabinet, mit einer kleinen Gesellschaft. Die Königin Frau Mutter, bey welcher der Graf nach der Cour zur Abendtafel blieb, befragte den Grafen sehr scharf, warum die verwitwete Königin von Dänemark keine Schauspiele besuche? und überhaupt so sehr eingezogen lebe? Der Graf antwortete, der Verlust, den die Königin (vor 3 Jahren) durch den Tod ihres sehr hochgeschätzten Gemals erlitten habe, sey ihr noch so empfindlich, daß sie dadurch den Geschmack an Lustbarkeiten aller Art völlig verloren habe; und diese Gesinnung sey so edel und löblich, daß die Königin wegen derselben keinen Vorwurf befürchten dürfe. Der Graf bewunderte an allen Prinzen und Prinzeßinnen des königl. Hauses etwas besonderes, als, an dem Prinzen von Preussen, August Wilhelm, das sanfte Wesen, die hübsche Gestalt, und das ernstliche Bestreben zur Erweiterung seiner Erkenntniß durch Bücherlesen; und an dem Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruder des Königs, den unvergleichlichen Accent in der französischen Sprache. Die Prinzeßin Amalia fand der Graf überaus hübsch, und in der Blüte ihrer Schönheit. u. s. w. Des Prinzen von Preussen ältestem Sohn, den Prinzen Friderich Wilhelm, welcher damals fünf Jahr alt war, machte der junge Graf zu Lynar in meiner Begleitung seine Aufwar-

wartung, und wir fanden ihn überaus freundlich und munter, ungeachtet er mit seinem Hofmeister Beguelin ein sehr eingezognes Leben führte, und blaß aussahe. Sein Wohnzimmer war mit Landcharten, historischen, genealogischen, mechanischen, zur Baukunst und zum Kriegswesen gehörigen Kupferstichen und Sachen ausgeschmückt. Als von unserer Reise die Rede war, und ich mir die Freyheit nahm, ihn zu fragen, ob er Lust habe, sie auch zu machen? antwortete er, St. Petersburg ist mir zu weit und zu kalt. Als der Herr Graf bey dem Staats- und Cabinetsminister Grafen von Podewils speisete, kamen in zwey Aufsätzen jedesmal zwey und zwanzig Schüsseln auf die Tafel, und es wurde von dem schönen sächsischen Porcellan gespeiset, das ihm der König von Polen geschenket hatte, und welches man über 4000 Thaler an Werth schätzte. Es ward über Tafel von einem französischen Abbé, den der französische Minister d'Allion zu St. Petersburg bey sich gehabt, erzählet, er habe die Pedanterey so weit getrieben, daß er über Tafel einen gewissen Minister also angeredet habe: Votre Excellence m'a temoigné tant de bonté, depuis que j'ai l'honneur de lui être connu, que j'ose me flatter, qu'elle voudra bien ajouter à toutes ses faveurs encore celle, de me donner un morceau de ce gigot, qui est devant elle; worüber ein grosses Gelächter entstanden, welches aber den Abbé in seiner übertriebenen Höflichkeit nicht irre gemacht habe. Bey dem rußischen Gesandten Herrn von Groß, (der dazumal noch niemals in Rußland gewesen war, aber doch die rußische Sprache vollkommen verstund,) erzählte Mylord Marschall, Bruder des Feldmarschalls Keith, daß neulich der spanische Consul zu Lion in Frankreich folgendes Künststück gebraucht habe, um eine Anzahl der dasigen Manufacturisten in Gold und Silber für Spanien zu bekommen. Nemlich, er habe ausgerechnet, wie viel baares Geld zu Lion vorhanden sey? und eine so hohe Summe habe er von den

dasigen Negotianten für seinen Hof auf zwey Monate für starke Zinsen geliehen. Die Kaufleute hätten sich dadurch vom Gelde so entblösset, daß sie den Arbeitern zum nothdürftigen Unterhalt kein Geld auszahlen können, von welchen sich also viele aus Verzweiflung hätten von dem Consul nach Spanien schicken lassen. Der Graf Alexander von Wartensleben erzählete, daß König Friderich Wilhelm von Preussen, auf seinem letzten langen Krankenbette, einen besondern Wohlgefallen an dem Gesange gehabt, warum sollt ich mich denn grämen, und habe es also oft singen lassen, aber allemal bey den Worten, nackend werd ich auch hinziehen, mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit gesaget, das ist nicht wahr, ich werde in der Montirung begraben werden, und hierauf sey das Singen fortgesetzet worden. Bey dem Grafen Friderich von Wartensleben kam vor, daß als durch den Tod des Ministers von Marschall die bisher vom König, gegen die alte Gewohnheit, besetzte Stelle eines Landschaftsdirectors erlediget worden, der König den Ständen die Wahl nicht nur wieder freygegeben, sondern auch den von ihnen in Vorschlag gebrachten alten Geheimenrath von Arnim sogleich bestätiget, und ihm zugleich den schwarzen Adlerorden geschenket habe. Auf solche Weise habe der verdiente Mann, welcher vorher bey seiner täglichen sauren Arbeit dergleichen nicht erhalten können, sondern wegen des coccejanischen Justitzdespotismus seinen Abschied nehmen müssen, nun unvermuthet alles erhalten, was er wünschen mögen, und noch mehr, denn er bekomme auch das Postdepartement, und werde jährlich 5200 Thaler Gehalt haben. Ich bringe diese Erzählung hier desto lieber an, weil sie zur Bestätigung dessen dienet, was ich Th. 1. S. 376—79. und S. 387. von diesem Minister von Arnim aus nüßlerischen Handschriften angeführet habe, ohne mich damals auf dasjenige, was in meinem Reisetagebuche von ihm stand, zu besinnen. Bey der Tafel des Grafen von Wülkenitz

wurde

wurde der Graf zu Lynar auch mit dem königl. Staatsminister Baron von Dankelmann bekannt, und freuete sich, daß er an demselben nicht nur einen gelehrten, sondern auch einen gottesfürchtigen Mann kennen lernte.

Mir war es besonders angenehm, daß der älteste Graf zu Lynar, churfürstl. sächsischer Geheimerrath, (S. 77) am 8ten December zu Berlin ankam, um seinen nach St. Petersburg reisenden Bruder zu sprechen, weil mir von diesem Herrn schon etwas aus der neuern rußischen Geschichte bekannt war, das ich zu St. Petersburg genauer zu erfahren hoffte. Denn der König von Polen und Churfürst zu Sachsen, Friderich August, schickte ihn 1741 nach St. Petersburg, um gemeinschaftlich mit dem östereichischen Gesandten, Marquis de Botta, die Regentin Anna zu bewegen, daß sie das mit dem Könige Friderich dem zweyten von Preussen geschlossene Bündniß fahren lassen, und dem wider denselben von dem Wiener und Dresdner Hof errichtetem Bündniß beytreten mögte. Der Graf zu Lynar war ein schöner und einnehmender Mann, machte auch einen grossen Aufwand in St. Petersburg, und die Regentin verliebte sich in ihn, trieb auch ihre Leidenschaft aufs Höchste. Der Graf zu Lynar miethete ein Haus, das an den Garten beym Sommerpallast gränzete, in welchen er durch eine angelegte Thür zu der Regentin kommen konnte, welche alsdenn den Schildwachen scharf befehlen ließ, schlechterdings keinem Menschen, er sey wer er wolle, den Eingang in den Garten zu verstatten, durch welche Verfügung selbst ihr Gemal ausgeschlossen wurde. Um den Grafen beständig an ihrem Hofe zu behalten, und seinen Umgang auf eine bequemere Weise zu geniessen, beschloß sie, ihn nicht nur zu ihrem Oberkammerherrn zu machen, sondern es ward auch seine Verheirathung mit der Hofdame der Regentin, der Baronin Juliane von Mengden, verabredet, die ihm ansehnliche Geschenke machte, welche sie von der Regentin empfing. Das Fräulein von Mengden

liebe

liehe ihm auch, gegen eine Handschrift, 30000 Rubel zu seinem grossen Aufwand, und er reisete nach Dresden zurück, um seinen Abschied bey dem dasigen Hofe zu suchen. Diesen erhielt er ganz leicht, weil der Hof sich schmeichelte, daß er ihm zu St. Petersburg fernerhin sehr nützliche Dienste leisten werde. Er trat nun die Rückreise nach St. Petersburg an, und war schon bis Königsberg gekommen, als daselbst die Nachricht einlief, daß die Regentin von der Prinzeßin Elisabeth gefangen genommen, und diese zur Kaiserin ausgerufen worden sey. Nun kehrete der Graf zu Lynar nach Dresden zurück, und wurde daselbst wieder in Dienst genommen. Seine Braut, die Baronin von Mengden, wurde ins Elend geschicket, in welchem sie so lange blieb, bis Kaiser Peter der dritte den Thron bestieg, der sie zurück rief. Sie war unterdessen zwanzig Jahre älter geworden, und der Graf zu Lynar begehrte sie jetzt nicht zur Gemalin. Sie schrieb aber ihn, und bat, daß er ihr die Summe Geldes wieder bezahlen mögte, welche sie ihm auf eine Handschrift geliehen habe, und deren sie jetzt bedürftig sey. Er antwortete, daß er sie gegen Auslieferung und Quitirung seiner Handschrift abtragen wolle; wie sollte sie aber diese Bedingung erfüllen, da bey ihrer Gefangennehmung alles, und auch die Handschrift, verloren gegangen war? Doch nach Jahr und Tag trug sichs zu, daß die Kaiserin Katharina die zweyte sich ein Kästchen holen ließ, in welchem die Regentin Anna Sachen von besonderem Werth verwahret hatte; und als sie dasselbige eröfnete, lag des Grafen zu Lynar Handschrift eben in demselben. Die Kaiserin ließ sogleich die Frau Gräfin von L'Estocq, Schwester des Fräuleins Juliane von Mengden, aufs Schloß kommen, und überreichte ihr diese Handschrift. Nun wurde nicht nur dem Grafen zu Lynar angezeiget, daß sie zur Hand sey, sondern es reisete auch der Bruder der Juliane, Herr Graf Mengden, nach Deutschland, und verglich sich im Namen seiner Schwester mit dem

Gras-

Grafen zu Lynar, der das Capital bezahlete, die mehr als zwanzigjährigen Zinsen aber erlassen bekam. Ich könnte diese letzten Begebenheiten genauer angeben, wenn ich einige Briefe zur Hand hätte, in welchen sie beschrieben sind; ich habe sie aber nicht finden können. So viel von dem Aufenthalt zu Berlin.

Der Graf erhielt einen von dem König eigenhändig unterschriebenen Paß, vermöge dessen sein ganzes Gepäck durch die königl. Lande frey und undurchsucht ging.

Von Berlin bis Königsberg in Preussen.

Am 30sten December fuhren wir mit gemietheten Pferden von Berlin nach Stargard in Pommern ab, dahin das Gepäcke auf zwey Rüstwagen schon zwey Tage vorher war abgeschicket worden. Solcher Miethpferde bedienet man sich der Wohlfeiligkeit wegen gern, wenn man nur bey Tage reisen, des Nachts aber einkehren will, welches auch auf einer so langen Reise im Winter nöthig ist. Ueberläßt man sich aber dem Gutfinden der Fuhrleute, so übernachten sie in den wohlfeilsten Wirthshäusern, und also gemeiniglich entweder in Dörfern, oder in Vorstädten, da man denn in übelriechenden Stuben, und unter Leuten von der geringsten Klasse, auf der Erde schlafen muß. So ging es uns gleich am Ende der ersten Tagereise. Am 31sten kamen wir über Freyenwalde und die Oder nach Königsberg in der Neumark, brachten aber die Nacht jenseits der letzten Stadt in dem Dorfe Barnekau zu. Am 1sten Jänner 1750 vereinigten wir uns zu Stargard (dahin wir nicht über Pyritz, sondern auf dem nähern Wege, durch den sogenannten Paß, gekommen waren,) wieder mit unseren vorangeschickten Leuten, welche das Gepäck begleiteten, und weil die Berliner Fuhrleute so geschwind als Extrapostpferde gefah-

gefahren waren, so wurden sie wieder bis Danzig gemiethet, dahin sie die Kutsche mit den beyden Packwagen innerhalb acht Tagen zu bringen versprachen. Am 2ten Jänner legten wir die beyden kleinen Städte Massau und Neugarten hinter uns, und am 3ten begegneten wir, ohnweit der kleinen Stadt Platen, dem aus Rußland zurückkommenden großbritannischen Ambassadeur, Mylord Hindford, welcher in einer zweysitzigen Kutsche fuhr, aber noch sechs Schlaf- und zwey Gepäckwagen bey sich hatte. Die Gesandten unterredeten sich einige Minuten aus ihren dicht neben einander haltenden Wagen, und da Mylord Hindford erzählte, daß die rußische Kaiserin schon am 29sten December aus Moscau in der Nachbarschaft von St. Petersburg ankommen wollen, auch vermuthete, daß der dänische Gesandte von Cheusses schon vor der Kaiserin von Moscau abgegangen sey: so beschloß der Graf zu Lynar, seine Reise mehr zu beschleunigen. In dem Dorf Pinnow, in welchem ein Postwechsel war, und Mylord Hindford die vorige Nacht zugebracht hatte, erzählte der Posthalter, wie dieser Herr reise. Er lege an jedem Tage nur 4 Meilen zurück. Sein Küchenwagen fahre immer einige Stunden voraus, und sey mit allen nöthigen Nahrungsmitteln versehen, so daß er alle Mittag eine gute Mahlzeit finde. Er breche früh zwischen 7 bis 8 Uhr auf, sitze des Mittags mit seinem Arzt und Secretair erst ein Paar Stunden am Tisch, und wenn er Nachmittags das Nachtquartier erreiche, so spiele er erst in Charten, und hernach begebe er sich in sein mit Vorhängen von grünen Damast versehenes Bette zur Ruhe. Das grosse Reisegeld, welches ein großbritannischer Ambassadeur bekommt, verstattet dergleichen bequeme Reiseart. Der Graf zu Lynar machte sichs nicht so bequem; denn ob er gleich ein gutes Reisebette bey sich hatte, so ließ er es doch nicht aufschlagen, sondern schlief mit uns übrigen auf dem Boden der Stube und auf Stroh. Wie es dabey zugegangen, kann die

Nacht

Nacht vom dritten auf den vierten Jänner zur Probe zeigen. In dem Dorf, in welchem unser Nachtquartier war, hatte das übelriechende Wirthshaus nur eine Schlafkammer, und um diese für uns und unsere Fuhrleute allein zu bekommen, kauften wir eine Parthey Schweintreiber ab, damit sie sich anderwärts ein Nachtlager sucheten. Nun ward auf den beyden längsten Seiten der Kammer ein Strohlager zubereitet; wir und die Domestiken lagen auf einer, und die Fuhrleute auf der andern Seite, so daß unsere Füsse einander berührten. In der Nacht streckte sich der Oberfuhrmann, welcher dem Grafen zu Lynar gegen über lag, so stark als er konnte, aus, und stemmte sich gegen des Herrn Grafen Füsse, der sie steif hinhielt, damit der Fuhrmann sich recht ausdehnen konnte. Als wir am 4ten erst durch Cörlin und hernach durch Cöslin kamen, wollte sich der Graf einen kleinen Vorrath von geräucherten pommerschen Gänsen kaufen, und weil er zu Berlin gehöret hatte, daß der Postmeister in der letzten Stadt einen starken Gänsehandel treibe, und ein poßirlicher Mann sey, so ließ er die Kutsche, in einiger Entfernung von desselben Hause, stille halten, stieg aus, ging in seinem Pelz zu dem Postmeister, gab sich für seinen Kammerdiener aus, und brachte dem Postmeister von sich selbst einen Gruß. Der Mann pralete nach seiner Gewohnheit mit seinem weitläuftigen Gänsehandel, und sagte, daß er in den nächsten Tagen hundert Stücke verschicken würde, eine Hälfte an den römischen Kaiser, die andere an die rußische Kaiserin, die ihn beyde sehr wohl kenneten. Er bezeigte dem vorgeblichen Kammerdiener sein Verlangen, den Herrn Gesandten zu sehen, der Graf aber antwortete, an unserm Herrn ist nicht viel zu sehen, er eilet auch sehr, und will sich gar nicht lange aufhalten. Er kam also eilend zurück, ein mitgenommener Bediente trug die Gänse nach einem Rüstwagen, und wir fuhren geschwind weiter. Diese beyden Proben bestätigen meine obige

Ver-

Versicherung, daß der Graf die Kunst der Herablassung zu Leuten geringern Standes wohl verstanden habe. Am 5ten kamen wir über Slawe bis nach Stolpe, am folgenden Tage durch die Dörfer Lupow und Wutzkow, in welchen wir, insonderheit in dem letzten, vortrefliche Forellen assen, und am 7ten in das damals noch sogenannte polnische Preussen. In den Dörfern, in welchen wir bey Wirthen ausstiegen, umfasseten die Leute die Knie des Grafen, welches ihr Compliment war. In einem der Dörfer gingen wir durch die ganz schwarze Küche, in welcher unter einer Bettstelle eine Sau mit unterschiedenen Ferkeln lag, in die elende Wohnstube, in welcher sich gleich ein Paar polnische Edelleute von bäuerischem Ansehn einfanden, welche uns zu Ehren auf schlechten Violinen eine Musik machten, uns auch für ein Paar Groschen mit derselben bis an den Wagen begleiteten.

Am 8ten Jänner besahen wir das Kloster Oliva, und kamen zu Danzig an. Hier ließ der Magistrat dem Herrn Grafen zu seiner Ankunft, durch zwey Rathsherren, Glück wünschen, sich und die Stadt der Gnade des Königs von Dänemark, und dem Schutz des Herrn Grafen empfehlen. So bald diese Deputirte weg waren, kam eine Procession von 12 Rathsdienern mit langen Mänteln an, vor welchen ein ehrbarer Mann herging, der im Namen des Magistrats den alten und sehr guten Rheinwein übergab, den die Diener in grossen zinnernen Kannen trugen. Jeder brachte 1, und in jede gingen 3 bis 4 Bouteillen. Die Träger bekamen ein halbes Dutzend Ducaten, und der Graf ließ den Ehrenwein in Bouteillen füllen, um ihn nach St. Petersburg mitzunehmen. (Ich erinnere mich, daß der rußische Großkanzler Graf von Woronzow, 1765 von solchen ihm zu Danzig geschenkten Ehrenwein eine Bouteille auf seine Tafel bringen, und jedem seiner Gäste etwas weniges zur Probe einschenken ließ.) Am 10ten Jänner verliessen wir Danzig, und gingen am

11ten zu Fuß über die zugefrorne Nogat, welche so breit ist, daß wir, ungeachtet des geschwinden Ganges, dazu über vier Minuten nöthig hatten. Durch Elbingen fuhren wir bis nach der kleinen Stadt Mühlhausen, in der Meinung, daselbst zu übernachten: man wollte uns aber in kein Wirthshaus aufnehmen, ungeachtet der dasige Befehlshaber, ein Major, an welchen wir uns zuletzt wendeten, es unter heftigen Bedrohungen befehlen ließ. Einer schützte vor, daß er keine Lebensmittel für Menschen, und der andere, daß er kein Futter für die Pferde habe, wir mußten also in der rauhen Nacht noch eine halbe Stunde weiter bis nach dem Dorf Schönfließ fahren. Weil ich zu Danzig von dem gottseligen Herrn Burggrafen Christoph von Dohna aus Schlodien einen Brief bekommen hatte, in welchem er mich gebeten, den Herrn Grafen zu Lynar zu überreden, daß er einen kleinen Umweg nehmen, und nach Schlodien zu seinem Vater, dem Burggrafen von Dohna-Vianen, Carl Florus, kommen mögte: so fuhren wir dahin, und der Graf zu Lynar ward im Schloß beym Aussteigen nicht nur von den beyden eben genannten Burggrafen, Vater und Sohn, sondern auch von jenes Bruder, dem Grafen Christoph von Dohna, königl. preußischen General, aus Königsberg, dem Grafen Adolph Christ. von Dohna-Lauck, und dem Grafen Dönhof von Quittainen, empfangen. Er ward erst in das für ihn bestimmte Zimmer, und hernach zu den Damen geführet, welche waren, die Gemalin des Hausvaters Albertina, und desselben zwey unverheirathete Töchter, desselben Schwester Ursula Anna, verwitwete Herzogin von Holstein-Beck, die noch unverheirathete Schwester desselben, des Generals Gemalin, Friderika Amalia Albertina, geborne Gräfin zu Solms-Wildenfels, die Generalin von Brion, welche hier beständig wohnete, und ein Paar Fräulein. Der Hausvater war ein sehr ernsthafter und gottesfürchtiger Herr, seine Gemalin und die Herzogin waren auch gottselige Damen. Die letzte

war

war noch sehr betrübt über den Tod ihres im November vorigen Jahres gestorbenen Gemals, Friderich Wilhelm, von welchem hernach etwas vorkommen wird, und bekümmert über ihre Tochter Sophia Charlotte, Witwe des in der Schlacht bey Sorr gebliebenen Burggrafen Alexander Aemilius, welche sich vor wenigen Tagen mit dem Prinzen von Holstein-Gottorf, Georg Ludewig, vermälet, und dadurch ihr Witwenthum verloren, aber wegen des künftigen noch keine Sicherheit hatte, zumal da der Prinz, ihr Gemal, tief in Schulden stack. Man ging gleich zur Tafel, auf welche die Schüsseln also getragen wurden, daß die Bedienten, und der sie anführende Haushofmeister, ihre Köpfe mit ihren Hüten bedecket hatten, damit nichts von denselben auf die Speisen falle. Am folgenden Tage reisete der General mit seiner Gemalin zurück nach Königsberg, um für den Grafen zu Lynar ein Quartier daselbst zu bestellen, es begab sich auch der gottselige Graf Dönhof zurück nach Quittainen. Er erzählete, daß ein in dasiger Gegend wohnender Graf Fink zu Finkenstein, einen von dem König Friderich dem zweyten von Preussen mit grossen Buchstaben sehr zierlich geschriebenen Spruch aus den Psalmen besitze, und sorgfältig verwahre. In dem burggräflich dohnaischen Hause ging es patriarchalisch zu; denn der alte Herr hielt täglich vor der Mittags- und Abendtafel eine kurze Betstunde, in welcher das ganze Haus gegenwärtig war, gesungen wurde, er selbst etwas aus der Bibel, und zum Beschluß ein Gebet kniend, vorlas, bey welchem auch alle gegenwärtige Personen, die Fremden nicht ausgenommen, niederknieten. Der Graf zu Lynar nahm zwar am 13ten des Abends Abschied; es waren aber doch am 14ten Jänner vor Tage der alte und junge Herr Burggraf angekleidet zur Hand, als wir unsere Reise weiter fortsetzten. Durch Braunsberg, Heiligenbeil und Brandenburg kamen wir am 15ten nach Königsberg, und kehreten auf dem Dragheim, bey einer Frau von Dargetz, ein,

bey

bey welcher der General Graf von Dohna uns das Quartier bestellet hatte, weil ihr Haus nahe bey dem seinigen war. Er kam auch gleich nach unsrer Ankunft, um den Grafen zu Lynar zu empfangen, und bat, daß wir während unsers Aufenthalts zu Königsberg bey ihm speisen mögten, welches auch geschahe. Er führete auch den Grafen zu Lynar zu den vornehmsten hiesigen Personen, und zwar zuerst zu Alb. Sig. Grafen von Seguth-Stanislawsky, Generalpostmeister von Polnischpreussen. Die Gemalin desselben, Luise Albertine, war eine Schwester des vorhin genannten Herzogs von Holstein-Beck, Friderich Wilhelm, königl. preußischen Generalfeldmarschalls, den man scherzweise den Duc de Holstein-Vaisselle genannt, weil er das adeliche Gut Beck im Fürstenthum Minden, von welchem sein Haus den Zunamen hat, verkaufet, und von dem Gelde sich kostbares silbernes Tafelgeschirr angeschaffet hatte. Er genoß aber ausser den Besoldungen von seinen Aemtern noch einige Pensionen, welche ungefähr 9000 Thaler ausmachten, und welche der König seinem Sohn, dem Prinzen Friderich, ließ, der 1757 bey Prag blieb. In des Grafen Stanislawsky Haus war fast täglich Gesellschaft, er gab auch seinem Schwager, dem Herzog von Holstein-Beck, Carl Ludewig, größtentheils den Unterhalt. Denn dieser wohnte zu Königsberg, seine Gemalin, Anna Carolina, Gräfin Orzelska, natürliche Tochter Friderich Augusts, Königs von Polen, aber lebte zu Venedig. Er war ein Prinz von sehr mittelmäßigen Eigenschaften, dem seine Pension aus Dresden nicht ordentlich und richtig bezahlet wurde, daher er des Beystandes seines Schwagers, des Grafen Stanislawsky, bedurfte. An dem in Preussen commandirenden General en Chef von Lehwalde fand der Graf zu Lynar einen guten und höflichen Mann, der eine Wache für unser Gepäck anbot, welche mit Dank angenommen wurde. Von der französischen Sprache

war

war er kein Liebhaber und Kenner, und pflegte also Campelment an statt Campement zu sagen.

Von Königsberg bis Riga.

Am 17ten Jänner reiseten wir mit gemietheten Fuhrleuten von Königsberg nach Riga ab, bis dahin die Fracht für 200 Thaler bedungen wurde. Wir nahmen am 18ten den Weg über die curische Nehrung, und kamen auf dem gefrornen Sande am wüsten Strande der Ostsee geschwind und bequem fort. Es war aber unangenehm, daß wir am Mittag und Abend unsere Packwagen am Strande stehen lassen, und mit der Kutsche über die beschwerlichen Sandberge an die andere Seite der Nehrung, oder an das zugefrorne curische Haf, fahren mußten, um zu Menschen zu kommen. Diese hatten keine andere Lebensmittel als kleine Fische und Haferbrodt. Als wir am 19ten früh Morgens an den Strand zurückkamen, war die Ostsee sehr unruhig, und zuweilen wälzete sich eine Welle bis unter unsern Wagen. Bey noch grösserm Sturm ist die Fahrt auf diesem Strande gefährlich, denn man kann von den Wellen fortgerissen werden, weil die nahen Sandberge in der Mitte der Erdzunge den Weg enge machen, und eine geschwinde Flucht hindern. Um Mittagszeit kamen wir an den Ort, woselbst man sich über das curische Haf nach Memel hinüberschiffen läßt. Hier war der Generallieutenant Marquis d' Hôpital Commendant, welcher zu der berühmten französischen Familie dieses Namens gehörte. Sein Oheim, der Marquis de Beauveau, hatte ihn in Champagne erzogen, aber zur Sicherheit nach Deutschland geschicket, da er bey dem Churfürst Friderich Wilhelm Page, und nachher 1689 Officier geworden, und in seinem ersten Feldzuge der Belagerung von Bonn beygewohnet hatte. Jetzt war er im 83sten Lebensjahr, und der Graf zu Lynar

fand

fand ihn noch munter und thätig, er ist auch erst 1755 gestorben. Seine Gemalin, eine geborne von Jaucourt, erzog ein Fräulein von Löben, deren Aeltermutter eine Schwester des Generals, und mit einem Herrn von Lesgewang verheirathet gewesen. Am 20sten Jänner kamen wir am Strande der Ostsee durch preußisch Litauen über eine Brücke nach Polangen in Tschamaiten, und aus dieser Provinz über die heilige Aa, vermittelst einer Fähre, nach Curland, und blieben am Strande der Ostsee bis Libau, in welcher 12 Meilen von Memel entfernten Stadt wir am 21sten ankamen, und daselbst die erste rußische Postirung antrafen, welche 150 Mann stark war, und zerrissene und geflickte Montirung trug. Der Wirth in dem Gasthof Legen, in welchem wir übernachteten, war ein Sachse. Am 23sten trafen wir in einem andern Wirthshause einen Franzosen, und des Mittags zu Paddern einen Holsteiner als Wirth an. Die Wirthshäuser in Curland waren zwar etwas reinlicher als in Pommern, doch fehlete es auch an Schmutz in denselben nicht, und in den meisten muß man sich die Gesellschaft der Thiere, wenigstens des Federviehes, gefallen lassen. Angenehm war uns auf der Reise durch Curland den Fleiß der gemeinen Curländerinnen wahrzunehmen, welche nicht allein in den Häusern, sondern auch auf den Landstrassen im Gehen entweder strickten oder spannen. Das letzte geschahe auf folgende Weise. Sie trugen in der linken Hand einen Rocken, entweder mit Flachs oder mit Wolle, und in der rechten Hand die Spindel, welche oben eingekärbet war, um den Faden darüber zu schlagen. Diesen sponnen sie eine Ecke herab, und gaben alsdenn der Spindel an der rechten Hüfte den Wirbelstoß, und liessen sie herab bis an die Erde laufen. Alsdenn hoben sie dieselbige mit der rechten Hand herauf, setzten sie wieder an die Hüfte, löseten den Faden, dreheten den neugesponnenen auf die Spindel, und befestigten ihn wieder auf die beschriebene Art. Wegen des gewohnten Handgrifs

grifs ging das Spinnen geschwind von statten. Als wir am 25sten Jänner unser Nachtquartier zu Frauenburg verliessen, entstund ein grosser Lärmen; denn es wurden 7 rußische Soldaten von einigen Bauern eingeholet, und derbe abgeprügelt, weil sie diese Bauern bestohlen hatten, die ihnen auch das Gestohlne wieder abjagten. Ueberhaupt klagten die Curländer sehr über die Diebereyen der rußischen Soldaten, deren damals nur 6000 im Lande waren, weil auf viele Vorstellungen der Landstände die übrigen nach Liefland zurückgezogen worden. Den Oberbefehl über dieselben hatte der General von Soltikow. Als wir am 20sten Jänner zu Mietau angekommen waren, besahen wir den ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe angefangenen, aber nicht vollendeten herzoglichen Pallast, dessen Bau Herzog Ernst Johann unternommen, aber durch seinen Fall an der Ausführung desselben gehindert worden. Er hatte ausser der Rez de chaussée zwar nur zwey Stockwerke, es leuchtete aber allenthalben viel Geschmack hervor. Eine Seite war ganz fertig, und die Zimmer hatten schon Platfonds und Fußböden, die Russen aber hatten die letzten grösstentheils aufgerissen und weggeführet, und in den Zimmern war Hafer aufgeschüttet. Zwey andere Seiten waren nur bis unter das Dach gebracht. Es lagen noch allenthalben Zierrathen von Eisen und andere Materialien auf der Erde herum. und ich habe nachher viele von denselben zu St. Petersburg gefunden. Eine rußische Soldatenwache, unter dem Befehl eines Hauptmanns, welche in dem Pallast lag, war anfänglich nicht höflich, trat aber, als der Graf zu Lynar wieder wegging, unters Gewehr. Unser Führer, ein Sohn unserer Hauswirthin, verschaffte uns von dem Hauptmann den Schlüssel zu dem unter einem Flügel des Pallasts befindlichen Gewölbe, in welchem die herzoglichen Leichname meistens in schönen zinnernen, zum Theil in andern kostbaren Särgen, lagen; es waren aber die meisten Särge von den Russen mit Gewalt aufge-

geschlagen, und die Deckel lose wieder aufgeleget worden. Wir konnten also eine Leiche nach der andern besehen, und fanden, daß die Kleidung derselben noch unverweset war. Die Gesichtsbildung Herzogs Friderich Wilhelm, Gemals der rußischen Kaiserin Anna, war noch kenntlich; seine blonde Parücke war noch in ziemlicher Ordnung, und seine Kleidung bestund aus rothen Sammet mit breiten goldenen Tressen. Der Unterofficier und die Soldaten, welche mit uns gingen, wollten auch des letzten Herzogs Ferdinands Sarg aufschlagen, wir gaben es aber nicht zu, sondern hatten von der eiteln Beschaffenheit der Hoheit und Herrlichkeit der Menschen schon hinlängliche Eindrücke bekommen.

Von Riga bis St. Petersburg.

Am 27sten Jänner trafen wir zu Riga ein, und der Graf zu Lynar sandte einen seiner Leute an den in Liefland commandirenden Feldmarschall Grafen Lacy, der bald darauf einen Generaladjutanten mit einem Gegencompliment schickte, seine Dienste anbieten, und uns auf den Mittag des folgenden Tages zum Essen einladen ließ. Es stellten sich auch ein Paar Deputirte des Magistrats zur Bewillkommung des Grafen ein, und der Platzmajor erschien mit einer Ehrenwache von 2 Unterofficiers und zwölf Grenadiers. Am 28sten des Vormittags ließ der Feldmarschall durch einen Officier sich nach des Herrn Grafen Befinden erkundigen, und sich entschuldigen, daß er ihn nicht besucht habe. Gegen Mittag fuhren wir in des Magistrats Kutsche zu dem Feldmarschall, auf dessen Befehl allenthalben die Schildwachen das Gewehr präsentirten. Der Graf wurde vor desselben Wohnung durch Officiers empfangen und begleitet, und im Vorsaal war der Feldmarschall selbst. Bald hernach wurde Brantewein in silbernen Schälchen

herumgegeben, und hierauf ging man zur Tafel, bey welcher gegenwärtig waren, der Vicecommendant Fürst Dolgoruki, der ehemalige Präsident von Mengden, Schwiegersohn des Grafen von Münnich, der Vicepräsident der Regierung, Baron von Burberg, zwey Regierungsräthe, deren einer, nemlich der von Campenhausen, ein Liebling des Feldmarschalls war, ein Paar Officiers, und ein junger gereiseter liefländischer Edelmann, welcher die Stelle eines Gouvernementsecretärs vertrat. Der Feldmarschall war zwar schon 73 Jahr alt, hatte 40 Feldzügen beygewohnet, und in 22 selbst commandirt, also viel Beschwerden ausgestanden, war aber doch noch munter und bey guten Kräften, konnte einige Stunden lang stehen, und einen guten Spatziergang aushalten. Er starb aber im May 1751, nach langer Entkräftung. Er war von der römisch-katholischen Kirche, und mit König Jacob dem zweyten aus England gegangen, hatte von 1692 an in französischen Diensten gestanden, und war 1700 mit dem Herzog von Croy nach Rußland, und in Peters des ersten Dienste gekommen. Seine Gemalin, mit welcher er sich gestern vor 40 Jahren, nach Eroberung dieser Stadt, vermälet hatte, war krank, und kam also nicht zum Vorschein. Etwa eine halbe Stunde nach aufgehobener Tafel nahm der Graf zu Lynar Abschied, und fuhr hierauf erst zu dem Prinzen Dolgoruki, und hernach zu dem Präsidenten Baron von Mengden, welcher aber nicht zu Hause, sondern bey dem Generalmajor von Brown war, zu welchem der Graf auch fuhr. Er war ein Irländer, Vetter des römisch-kaiserlichen Generals gleiches Namens, und des Feldmarschalls Lacy Schwiegersohn. Am 29sten Jänner fuhren wir von Riga ab nach St. Petersburg, welche Residenzstadt 545 Werste (78 Meilen) von hier lieget. Es brachte uns ein Russe dahin, dem für 16 Vorspannpferde 95 Rubel versprochen wurden. Wir kamen nicht so früh fort, als wir gewünschet hatten; denn am Abend des vorigen Tages waren unsere rußische Fuhrleute

leute von den Soldaten ergriffen, und in die Wache gesetzet worden, weil den gemeinen Leuten das Gehen auf der Strasse am späten Abend verboten ist. Sobald dieser Vorfall bekannt wurde, begab sich einer von unsern Unterofficiers nach dem Ort, wo sie sassen, und beförderte ihre Loslassung. Nun kamen sie nach und nach mit einzelnen Pferden an, welche sie mit wildem Geschrey und zeitverschwenderischer Mühe an die Wagen spanneten; als sie aber endlich damit fertig waren, fuhren sie mit ungestümer Eilfertigkeit, unter dem rauhen Ton ihrer lustigen Lieder, und unter einer seltsamen Art zu pfeifen, welche mit dem Gesang der Canarienvögel einige Aenlichkeit, aber nicht gleiche Annehmlichkeit hatte, und die Stelle der Posthörner vertrat, davon. Die Heerstrasse war vortreflich gebahnet, es gehören aber zu einer geschwinden Reise auch rußische Pferde und Fuhrleute, welche bey harter Arbeit mit weniger und schlechter Kost zufrieden sind, langen Othem und gute Gelenke haben, um ein beständiges Traben oder Galoppiren auszuhalten, und wenn sie stürzen, sich geschwind wieder aufzurichten, welches wir oft an den Pferden und ihren Regierern mit Verwunderung wahrnahmen. Unsere Fuhrleute hatten neben den Säcken, in welchen das Pferdefutter war, noch einen, der mit steinharten Brocken von Semmel, weissen und schwarzen Brodt, angefüllet war, und die sie vermuthlich wohlfeil gekaufet hatten. Wenn sie in ein Wirthshaus kamen, und essen wollten, fülleten sie einen Kessel mit gekochtem Wasser an, schütteten Mehl und einen Theil der eben beschriebenen Brocken hinein, setzten sich auf die Erde um den Kessel her, und verzehrten diese geringe Speise mit heißhungeriger Begierde. Zum Schlaf legten sie sich auf die kalte Erde, am liebsten aber auf den Feuerheerd in die Asche, mit zum Feuer gewandten Angesicht. Ungeachtet der starken Kälte hatten die meisten den Hals bloß, und kein Hemd am Leibe. Der, welcher unsere Kutsche fuhr, hatte seinen Sitz auf dem

Fußtritt des Kutschersitzes, auf welchem er ganz abschüßig saß, und die Beine hinunter hangen ließ. Als einer der Fuhrleute, ein Kalmück, der viel Brantewein getrunken hatte, einen Packwagen in einen Graben fuhr, machten sich 2 unserer Leute, nebst dem uns von dem rigaischen Gouvernement zum Geleitsmann mitgegebenem Sergeanten von Ruden, über ihn her, und gaben ihm eine grosse Anzahl starker Peitschenschläge, nach deren Empfang er besser fuhr. Um ihn wieder zu erfreuen, zeichnete ihn der Graf zu Lynar nachher mit Bleystift so kenntlich ab, daß er sich selbst in der Zeichnung erkannte, und die größte Freude über die ihm wiederfahrne Ehre bezeigte. Der Graf machte auch deutsche Verse auf ihn, und schickte sie mit der Zeichnung an seine Gemalin. Auf die Fuhrleute wieder zu kommen, so hielten sie ihre Pferde nicht besser als sich selbst. Des Nachts liessen sie dieselben unter freyen Himmel, befestigten sie an die Wagendeichseln, ohne ihnen das Geschirr abzunehmen, und hingen jedem einen kurzen Sack mit Futter an das Maul. Des Morgens waren sie mit Eis bedeckt, und ganz steif, wurden aber durch das Ziehen und Laufen bald wieder in Schweiß gesetzt. Es jagte einmal einer unserer Fuhrleute des Mittags, da wir in eine Postirung einkehreten, mit einem Pferde nach einem ziemlich weit entlegenem Dorf, um es daselbst beschlagen zu lassen. Als er zurückkam konnte das Pferd kaum Othem holen, er verschaffte ihm aber dadurch Luft, daß er ihm mit seinem grossen Messer oben in den Schweif 5 oder 6 Hiebe gab, da es denn wohl eine Kanne Blut vergoß, aber gleich mit den übrigen Pferden angespannet wurde, ziehen und laufen mußte. Noch einen andern Fuhrmann hatte sein Pferd geschlagen; er ergrif aber eine starke Stange, und schlug es mit derselben so unbarmherzig, daß wir fürchteten, er werde ihm alle Rippen zerschlagen, und hierauf spannte er es an den Wagen, da es denn mit den übrigen Pferden in einem Nachmittag 44 Werste ($6\frac{1}{4}$ Meilen) laufen mußte.

mußte. Die gemeinen Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts, von der lettischen Nation, fanden wir sehr elend gekleidet. Die Mägde gingen, selbst über Land, im Frost und Schnee, mit blossen Köpfen und fliegenden Haaren. Am Leibe trugen sie in den Häusern gemeiniglich nur ein sehr grobes Hemd mit einem Gürtel, so kalt es auch war, und die verworrnen Haare bedeckten das Gesicht, so daß sie dieselben erst zurückschütteln mußten, wenn sie mit offenem Gesicht sprechen wollten.

Die Kälte fing erst an heftig zu werden, als wir im Anfang des Februars nach Dorpat oder Dörpt kamen, und nahm nun täglich zu. Der Wein gefror in den Bouteillen, und diese würden gesprungen seyn, wenn wir nicht die Vorsichtigkeit gebrauchet, und aus jeder wenigstens ein Drittel ausgegossen hätten. Als aber dieses geschahe, wurde der gefrorne Wein wieder flüßig und trinkbar, wenn man ihn in kaltes Wasser setzte. Der Herr Graf rauchte in der Kutsche Taback, und hatte auf einer Seite des Wagens das Fenster niedergelassen: da froren ihm die Nasenlöcher zu, es gefror auch der Broden in der Pfeifenröhre, und weil sie alsdenn unbrauchbar war, so wurde die Röhre mit Pelzwerk bedeckt. Am 3ten Februar, Abends zwischen 6 und 8 Uhr, machte uns der Anblick eines sehr schönen Nordlichts grosses Vergnügen. Es vertrat nicht nur die Stelle des Mondes überflüßig, sondern es machte auch die Gegend fast so helle wie den Tag; an seinen Stralen zeigte sich die schönste Mischung der Farben, und zuweilen erschien ein vortreffliches farbichtes Rad. Zu Narva, woselbst wir am 5ten Februar eintrafen, commandirte der Brigadier von Stein, welcher eine Wache von 24 Mann mit einem Sergeant, 2 Corporalen, Trommelschläger und Pfeifer vor dem Hause, in welchem der Graf abgetreten war, aufziehen ließ. Er hatte zwar auf Bitte des Grafen eine Staffette nach Ingermannland geschicket, welche die Eröffnung und Heitzung der kaiserlichen Häuser auf den

Posti-

rungen bestellen sollte, sie geschahe aber nicht, weil dazu ein Befehl von dem Gouvernement nöthig gewesen wäre, mit welchem wir uns nicht versehen hatten. Wir brachten also die erste Nacht jenseits Narva in einem Bauerhause zu. Der Sergeant hatte zwar das ansehnlichste ausgesucht, und die Bewohner desselben herausgetrieben, es war aber die Stube eine schwarze Rauchkammer, in welcher unsere Augen viel ausstunden, und der Herr Graf sich beym Aufwickeln der Haare auf den schmutzigen Boden niedersetzte, und den Kammerdiener bey sich niederknien ließ, um ihm die Plage der Augen zu erleichtern, der er, wegen seiner Grösse, am meisten ausgesetzet war. Von den beschwerlichen Tarakanen will ich nichts sagen, sondern nur bemerken, daß wir, um sie von uns, so viel möglich war, abzuhalten, in der Nacht Licht brennen liessen. Am 6sten war die Kälte so strenge, daß sie uns selbst in der verschlossenen Kutsche und in Pelzen und Fußsäcken beschwerlich, unsern rußischen Fuhrleuten aber fast unerträglich war. Wir legten aber 67 Werste, ($9\frac{1}{2}$ Meile) zurück, und hatten zum Nachtquartier eine etwas bessere Stube, in der es doch an beissendem Rauch nicht fehlete, unter den Brettern des Fußbodens aber hielten sich Schafe und Lämmer auf, die sich oft hören liessen. Zu unserm Erstaunen sahen wir an diesem sehr kalten Tage ganz kleine Kinder, die im Hemde und mit blossen Köpfen und Füssen entweder im Schnee herumliefen, oder auf den Armen getragen wurden. Endlich kamen wir am 7ten Februar gesund und froh zu St. Petersburg an, und dankten Gott herzlich, daß er uns zu diesem Ziel unserer Reise, durch so viele Beschwerlichkeiten, Unannehmlichkeiten und Gefahren, glücklich geholfen, und insgesammt gesund dahin gebracht hatte.

Erster Aufenthalt zu St. Petersburg.

Der Graf bekam geschwind Audienz am kaiserlichen Hof, weil man begierig war, ihn, den durch sich selbst und seinen Bruder berühmten Mann, zu sehen, er ward auch von dem Hof, von allen Personen von Stande, und von vielen bürgerlichen Personen, sehr gut aufgenommen. Seine französischen Anreden an die Kaiserin, den Großfürsten und die Großfürstin *) hielt er mit Freymüthig-

*) Ich will sie hier nebst den auf dieselben ertheilten Antworten mittheilen.

Harangue à l' Imperatrice.

Madame.

Si les expreſſions répondoient toujours à la vivacité des ſentiments, le choix des termes m'embarraſſeroit moins, pour temoigner à V. M. I. au point que le Roi mon Maitre le ſouhaite, la ſincerité de ſon amitié, qui ſe fonde ſur la plus haute & la plus parfaite conſidération, & dont V. M. I. trouvera des marques dans la lettre de créance, que j'ai l'honneur de lui preſenter treshumblement.

A la verité, Madame, les traités d'alliance, ſont les interpretes ſollemnels & ſacrés des ſentiments des ſouverains, & ils le ſont ſurtout, quand à l'exemple de celui, qui ſubſiſte ſi heureuſement entre le Roi mon Maitre & V. M. I. un interet commun en eſt la baſe, & que la tranquilité publique en eſt l'objet.

Cependant ils gagnent une nouvelle force, & l'amitié, qu'ils ont etablie, devient plus animée, quand des ſujets d'eſtime perſonelle en forment les noeuds, & en garantiſſent la cordialité.

D'ailleurs l'exactitude, avec la quelle le Roi ne manquera j'amais de remplir les engagements, qu'il a contractés avec V. M. I., ne lui laiſſe aucun doute ſur le retour, qu'il doit attendre de la part d'une Princeſſe, qui, digne heritiére de l'Empire & des vertus de Pierre le Grand,

müthigkeit, und dem besten Anstande, daher sie, eben so wie seine Person, sehr gefielen. Er ward auch gleich von der

Grand, réunit en sa personne les qualités les plus eminentes & les plus propres, à se concilier la confiance de ses alliés.

Toute l'Europe admire ces qualités, & je compte avec raison pour l'époque de ma vie la plus heureuse celle, qui me procure l'avantage d'en être le temoin oculaire.

Puisse-je, Madame, mériter la protection & la très gracieuse bienveillance de V. M. I. par mes soins fidéles & empressés, à entretenir la bonne harmonie entre les deux couronnes, comme aussi par mes sentiments personels, que je crois devoir renfermer dans un silence plein respect & d'admiration.

Réponse.

L'amitié, dont S. M. le Roi de Dannemarc vient de donner de nouvelles assurances à l'Imperatrice, & le desir, qu'il temoigne, d'entretenir sans interruption une bonne correspondence avec cette cour, en faisant incessament remplir le poste de son Ministre rappellé, ne peuvent que confirmer Sa Maj. Imp. dans son intention inalterable, de satisfaire au traité deja conclu entre la Russie & le Dannemarc, & de prendre encore conjointement avec Sa Maj. des mesures convenables, pour le bien commun des deux couronnes. D'ailleurs Mr. le Ministre plenip. sera bientot convaincu par les marques de bienveillance, qu'il recevra de S. M. I. combien elle est contente du choix, que le Roi a fait de sa personne.

Au Grand-Duc.

Monseigneur.

Les sentiments d'affection & d'estime, que le Roi mon Maitre a pour V. A. I., & dont je suis chargé de lui donner les plus forte assurances, sont trop sinceres, & trop naturels, pour que S. M. ne puisse se flatter de quelque retour de sa part.

Le

der Kaiſerin und von der Großfürſtin ſehr eingenommen, und beſchrieb in ſeinem erſten Brief an ſeine Gemalin jene als

Le ſang Danois, dont V. A. I. eſt iſſue, & ſa deſtination pour un Empire allié naturel du Dannemarc, ſont autant de garants des diſpoſitions favorables de V. A. I. dont je m'applaudis de pouvoir maintenant être le temoin & le fidele interprete.

L'accès gracieux, que vous voudrez bien, Monſeigneur, continuer à m'accorder, m'en fournira les moyens, & en même tems l'occaſion d'eprouver en mon particulier, qu'on ne ſauroit approcher de V. A. I. ſans être penetré d'une veneration & d'un reſpect, qui ſe ſentent mieux, qu'ils ne ſ'expriment.

Reponſe.

L'attachement reſpectueux, que Monſeigneur le Grand-Duc aura toujours pour S. M. le Roi de Dannemarc, comme pour un allié de l'Imperatrice, & pour un Prince, à qui il a l'honneur d'apartenir de ſi près, ſe developpera de plus en plus à Mr. le Miniſtre plenip. à meſure du ſejour, qu'il va faire en de pays; auſſi ne tardera t'-il gueres à ſ'appercevoir de l'affection & de l'eſtime particuliére, que S. A. Imp. ſe croit obligée de temoigner à un Miniſtre de ſon mérite.

à la Grande Ducheſſe.

Madame.

Le Roi mon Maitre eſt trop charmé de convaincre V. A. I. de ſon amitiè & de ſon eſtime parfaite, pour ne pas ſaiſir avec empreſſement les occaſions, qui ſe preſentent, pour lui en renonveller les aſſurances.

C'eſt la ſincerité, Madame, qui caracteriſe en general les ſentiments du Roi, & qui a auſſi dicté ceux, que j'ai ordre de Vous proteſter aujourdui.

J'ai l'honneur de m'acquitter de ce devoir avec d'autant plus de ſatisfaction, qu'à la faveur d'une commiſſion ſi intereſſante j'oſe aſpirer à la gracieuſe bienveillance de V. A. I, que ſa bonté naturelle ne ſauroit refuſer aux ſenti-

als eine ansehnliche und schöne, und diese als eine hübsche Dame, die ein air fin habe. Der Graf zu Lynar sahe der Kaiserin Elisabeth viel ähnlich, und da ich einmal die letzte in Guardeuniform zu Pferde abgemalet erblickte, so glaubte ich beym ersten Anblick, daß das Gemälde den Grafen zu Lynar vorstelle, und bloß die Kleidung machte mich zweifelhaft. Weil die fremden Minister nur alle 8 Tage am Hof erschienen, die Cour auch oft abgesaget wurde, weil sie auch mit den rußischen Ministern und Generalen fast gar keinen Umgang hatten, und die Auswärtigen überhaupt sehr eingezogen lebeten, so ging der Graf mit diesen Personen auch sehr wenig um, ausser daß er sich oft bey der Großkanzlerin Gräfin Bestuschef einfand, mit welcher und ihrem Gemal er zu Stockholm schon Umgang gehabt hatte. Er war auch in Ansehung des Hofs und der Nation sehr vorsichtig, wog bey Tische in Gegenwart der Domestiken alle seine Worte sorgfältig ab, und gebrauchte in seinen Briefen, die er nach Deutschland schickte, grosse Vorsichtigkeit, damit nichts aus denselben vermehrt und verschlimmert zurückkäme, und ihn verhaßt machte. Die Berichte, welche er an den Kopenhagener Hof fleißig abstattete, nahmen so viel Zeit weg, daß er wenig zu andern Geschäften übrig behielt. Es waren derselben am 9ten Junius schon 44 abgegangen, und die meisten betrugen 3, einige auch wohl 5 Bogen, so daß der Legationssecretair Schneider, ein sehr fleißiger Mann,

sentiments, pleins de respect & de veneration pour son auguste personne.

Réponse.

Madame la Grand-Ducheſſe ne souhaitant que de temoigner à S. M. le Roi de Dannemarc par des preuves réelles, combien elle est touchée des assurances d'amitie & d'affection, qu'elle vient de recevoir de sa part, S. A. Imp. espére, que Mr. le Ministre plenip. voudra bien rendre compte au Roi son Maitre des sentiments, où elle est à cet égard.

Mann, sich bald blind chiffrirte. Seine beyden Antrittsgastmale, welche er als fremder Minister, der Gewohnheit gemäß, gab, fielen wegen der Fasten und Osterzeit erst in den Maymonat, und brachten ihm, weil sie sehr schmackhaft waren, er auch auf die Adjutanten der Generale, und auf die Bedienten der vornehmen Personen, zu ihrer reichlichen Bewirthung, sehr aufmerksam war, grossen Beyfall und Ruhm. Ein anderer Minister, der bald nach ihm tractirte, erlangte weder jenen noch diesen, und daran war die Verabsäumung der Adjutanten und Bedienten vorzüglich Schuld.

Er soll als Staatsminister nach Dänemark zurückkommen.

Es entstunden aber, wenige Monate nach seiner Ankunft in St. Petersburg, zu Kopenhagen Bewegungen, welche höchst wahrscheinlich machten, daß er den kaiserlichen Hof bald wieder verlassen, und nach Kopenhagen als Staatsminister zurückgehen werde. Diese Sache gehöret zu den wichtigsten Stücken seiner Lebensgeschichte, daher ich sie bloß mit seinen eigenen Worten aus Briefen, die er an seine Gemalin geschrieben, vortragen will, damit aus denselben zugleich seine Gesinnung bekannt werde.

Am 2ten May 1750. „Was sagst du dazu, daß „(der Minister Graf) Schulin (zu Kopenhagen) ge„storben ist? (Der rußische Minister Baron von) Korff „hat es mit einer Staffette, die gestern hier ankam, „berichtet.„

Am 19ten May. „Gott meynet es gut mit uns! „In diesem durch seine Barmherzigkeit mir geschenktem „Licht betrachte ich auch die durch Schulins Tod zu Kopen„hagen veranlassete Veränderung. Nach Muthmassungen

„zu

„zu urtheilen, so wird Bernstorf wohl in die Stelle „kommen; Carl Holst ist zu kränklich, auch nicht sonder„lich in Credit. Meiner glaubt man wohl bey jetzigen Um„ständen hier nicht füglich entbehren zu können. Es scheinet „aber auch, als wenn man noch den vierten in das „(Etâts-) Conseil zu nehmen gedenke, und dabey auf mich „reflectire. Man sagt auch, daß der hiesige Hof für „mich arbeite; es dürften aber andere Höfe dagegen „arbeiten. Ich nehme an nichts Theil, sondern bin mit „meinem Gott zufrieden. Alles was ich weiß, ist dieses, „daß ich ganz der seine seyn und bleiben will, im übrigen „mag es gehen wie es will. Mich deucht, ich bin noch nicht „demüthig und gesetzt genug, um ein Minister zu seyn, „und des Königs Rath durch Wort und Exempel würdig „und Gott wohlgefällig vorzustellen. Stößt mich aber „Gott hinein, so wird er auch Kraft und Gnade schen„ken. Lieb wäre mirs endlich wohl, wenn ich hier bald „wegkäme, theils um wieder bey dir und den anderen „Meinigen zu seyn, theils um meiner Augen willen, „für welche, wie es mir scheinet, die hiesige Luft zu strenge „ist. Aber, wie gesagt, alles wie es Gott haben will; „wir wollen ihm nichts vorschreiben. Alles, was ich über „diese Materie schreiben könnte, stehet in dem Liede, meine „Seel ist stille ꝛc. Der Geheimerath Berkentin ist auch „schwächlich, und wird das ad interim übernommene „Departement, auch keinen Theil davon, länger behalten, „als bis ein neuer ernannt ist. Die Zeitungen wissen „immer mehr als unser einer. Es wird mir schwer „fallen, es zu sagen, wenn ich gleich wollte, wie weit ich „in meinen Negociationen avancirt sey? Ich habe Gott „zu danken, daß noch zur Zeit vom Hofe nichts als lauter „Lob und Approbation gekommen. Hochmüthig macht „es mich nicht; ich kenne meine Unzulänglichkeit, und „bin gewiß capable, die grössesten Böcke zu schiessen, auch „aus Leichtsinn und Uebereilung, gegen meine Ueberzeugung „der Prudenz und des sichersten Weges, zu handeln.

„Aber

„Aber ich bete täglich um Weisheit, und da läßt michs „Gott bisweilen treffen, um mich zu locken; da sage ich „aber von ganzem Herzen, ist etwas Guts auch an „meinem Verstande, so ist es, Herr! wahrlich deine „Gabe; und so geht es immer von einer Zeit zur andern. „Doch bete ich nicht, daß Gott mir Approbation und „Ehre von meinen Verrichtungen schenken wolle, (die „kriege ich so, unverdienter Weise, zur Mitgabe;) sondern „daß er mir Einsicht schenken wolle, zu des Königs „wahrem Nutzen zu arbeiten, und nichts in seinen Ange„legenheiten zu verderben. Ich bete auch um ein ehrliches „aufrichtiges Herz gegen Gott und Menschen; denn wenn „wir bey uns selbst auf den Grund gehen wollen, so ist „die subtile Falschheit, und die krumme Unschuldslinie, „die man als ein Festungswerk um die Unlauterkeit „oft recht künstlich herumzieher, gewiß ein grosser Feind, „und der allergemeinste Bau bey Leuten, die etwas besse„res erkennen.„

Am 30sten May. „Der König hat mich, ohn alles „mein Wissen und Denken, zum geheimen Conferenzrath „ernannt. Ich springe wohl 20 Geheimenräthen vor, „und weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme. Einen „kleinen Argwohn habe ich wohl, der, wenn er gegründet „wäre, das Rätzel äuflösen könnte, aber es sind nur „Muthmassungen. Indessen muß man Gott danken, „wenn er einem Gunst und Ehre schenket; ihm alles „zuschreiben, um Demuth bitten, damit man der Wahr„heit nicht vergesse: was hast du Mensch, das dir nicht „geschenket ist. Der Geheimerath Berkentin schreibet „mirs eigenhändig, und thut sehr froh darüber. Ich „fange beynahe an zu glauben, mein hiesiger Aufenthalt „werde von keiner so gar langen Dauer mehr seyn. Alles „wie Gott will, der ist mein Vater, und ich bin „sein Kind; wie er es machen und einrichten wird, so „wird es ganz vortreflich seyn.

Am

Am 9ten Junius. „Ich fange, nach einigen von „Kopenhagen empfangenen Briefen, fast an zu urtheilen, „daß meines Bleibens hier fast nicht lange mehr seyn „werde. Es ist sonderbar, in Schweden wollte das „Ministerium mich aus Haß fortgeschafft wissen, und hier „aus Liebe. Ich bin in Gottes Hand, der alles zu „meinem Besten lenken wird. Ich danke Gott für den „Aufenthalt zu St. Petersburg, durch welchem er mich „viel näher zu sich gezogen hat, und das ist der gesegneteste Zustand, den ich kenne. Wenn man nur treu „wäre, und dem guten Geist Gottes fein bey der Hand „bliebe.

Am 20sten Junius. „Ich bin in nicht geringer „Unruhe, indem der König mich nicht nur zum Minister „vom Conseil ernennet hat, sondern ich auch das ganze „Departement der in- und ausländischen Affairen mit „übernehmen, folglich in wenig Tagen meinen Rappel „haben, und sodann gleich nach Kopenhagen abreisen „soll. Es ist eine wichtige Veränderung, die nicht nur „ohne mein Suchen, sondern mir auch ganz unerwartet „sich ereignet, Wie untüchtig ich mich fühle, solches wird „mein vorhergehender Brief gezeiget haben. Abschlagen „kann ichs nicht wohl, der Beruf ist ordentlich, und „kommt aus des Königs eigenem Trieb, der das Publicum und die Zeitungsschreiber erst mit Geheimenrath „Bernstorf amüsirt, und dann mit eins seine Resolution „genommen hat. Gott wird mir Gnade und Kraft „geben, dieses höchst wichtige Amt ihm zu Ehren, dem „König zum Nutzen, und unseren Reichen und Landen „zur Wohlfahrt, mit solcher Application und Treue zu „verwalten, wie ich im Tode wünschen könnte es geführet „zu haben. Dreyer Haupteigenschaften werde ich mich „durch die Barmherzigkeit Gottes befleißigen, (und „darum bitte ich ihn täglich,) der Demuth, der Liebe „und Weisheit. Schreib indessen weiter nichts auf „meinen Titel, als, Chevalier, Ministre d'Etât et des

Con-

„Conferences, et Chambellan du Roi etc. und an andere „Leute sage und schreibe weiter nichts, als, ich sey rappellirt, „und nach Kopenhagen berufen, vermuthlich um daselbst „placirt zu werden; wie? das würde man wohl in kurzem „aus den Zeitungen hören. — — Vermuthlich nehme „ich, da es Sommer ist, die Retour über Schweden, „wobey ich 100 Meilen erspare. Die Kaiserin und der „Großkanzler haben über meine Ernennung eine gewaltige „Freude, und ich werde dem Ansehn nach von hier mit gros„ser Distinction wegkommen. Gottes Wege, die er mich „führet, sind wunderbar. Niemand soll mich von ihm „scheiden.

Am 4ten Julius. „ Die Abschrift meines erhaltenen Rap„pells habe ich, der Ordnung nach, bereits dem Großkanzler „übergeben, und um die Abschiedsaudienz angehalten. „Es äussern sich aber Umstände, welche, so sehr auch „der König meine Retour preßirt, indem Berkentin gern „bald der Arbeit überhoben seyn mögte, doch noch wohl „einen Aufschub von 5 oder 6 Wochen verursachen „könnten; wesfalls ich heute vor 8 Tagen eine Staffette „nach Kopenhagen geschicket habe, auch in kurzem einen „Courier von daher erwarte. Es geschiehet dadurch „niemand ein grösserer Possen als mir, indem eines Theils „die Arbeit bey der deutschen Kanzley, sonderlich in den „inländischen Affairen, sich gewaltig häufet, da Berkentin „liegen und ruhen läßt, was nur einigermassen ruhen „kann, mithin ich bey meinem Antrit destomehr auf„zuräumen finden werde; andern Theils entgehet mir dar„über die schöne Jahrszeit, und die hellen Nächte, welche „hier zu Lande noch schöner sind als zu Stockholm. — — „Ich gedenke Fritz mit dem Magister und einigen Leuten „in 12 bis 14 Tagen vorausgehen zu lassen, und zwar „geradeswegs nach Itzehoe. — — Ich nehme meinen „Rückweg über Schweden, werde mich aber zu Stockholm „wohl nicht über 4 Tage aufhalten. Sie haben mir von „dortaus, und auch hier, Jagden und Fregatten zur

„Ueber-

„Ueberfahrt über das finnische Haf offeriret, ich deprecire „aber alles, weil die Trinkgelder höher laufen, als die „ordentlichen Kosten, und man mit den gewöhnlichen „Schiffern sicherer gehet; doch hoffe ich durch das hiesige „Land herrschaftliche Pferde auf den Posten zu bekommen, „und vielleicht auch in Schweden. Denn es heisset nun, „jeder ist um dich bemüht, wer dich in dem Posten sieht, „wo man denkt, man hab dich nöthig. Ich weiß indessen „zwischen mir Armen und den Umständen genugsam einen „Unterschied zu machen. — — Ich äusserte neulich „gegen die Kaiserin, daß ich ihr prächtiges Lustschloß zu „Sarskoeselo gern sehen mögte; und sie ließ mir vor „einigen Tagen durch den Ceremonienmeister Wesselofsky „sagen, daß sie den Hofmarschall Nariskin, nebst Küche „und Keller, und allem Zubehör, daselbst gelassen habe, „wenn ich es in diesen Tagen besehen wollte. Ich bin „also ehegestern daselbst gewesen, und mit grossen Ehren„bezeugungen aufgenommen und unterhalten, auch präch„tig bewirthet worden; es war auch ein prächtiges Bette „mit herrlichem Nachtzeug bereit, wenn ich die Nacht „über daselbst bleiben wollte, welches ich aber verbat, „und des Abends um 10 Uhr glücklich und vergnügt über „die höchst gnädige Aufnahme zurückkam.„

Am 4ten August. „Mit meiner Abreise sieht es „noch weitläuftig aus. Die Abschiedsaudienz habe ich „noch nicht gehabt, und am Ende dieser Woche erwarte „ich noch einen Courier von Kopenhagen. Am 8ten dieses „Monats kommt die Kaiserin wieder hieher auf den „Sommerpallast, da hoffe ich bald hernach meine Ab„schiedsaudienz zu haben. Ich habe mein silbernes Tafel„service an den Hof so vortheilhaft verkauft, daß ich „dabey ungefähr 500 Thaler gewinne; hingegen mein „schönes Gespann Pferde, für welche ich wohl 2000 „Rubel bekommen könnte, überlasse ich dem Großkanzler „aus Freundschaft für 1200 Rubel. In Berlin habe „ich ungefähr fur 8000 Thaler Silber für meinen künfti„gen

„gen Posten bestellet. Daß dich mein so bald erfolgter „Rappel gefreuet hat, glaube ich wohl. Es ist Gottes „wunderbare Führung, der alles wohl macht, und mich „mit Gnade und Barmherzigkeit krönet. Der preußische „und großbritannische Minister haben Ordre bekommen, „mir über meine Bestimmung allerley Schönes zu sagen, „insonderheit ist nichts schmeichelhafter, als das Compli„ment des Königs von Großbritannien, welches der „Herzog von Newcastle dem Gesandten Guydicken zur „Bestellung an mich geschrieben hat. Aber alles dieses „macht mich nicht stolz, denn ich kenne mich am besten. „In Ansehung meines künftigen Postens stehet meine „Favoritlection 1 Petri 4, 11. Ich bin vom 16ten bis „18ten Jul. mit kaiserlicher Erlaubniß, und in grosser „Gesellschaft, zu Schlüsselburg und auf dem ladogaischen „Canal gewesen, und auf kaiserliche Kosten mit aller „Nothdurft frey versorget worden. Vorgestern war ich „in Peterhof, und auf Morgen bin ich von dem Groß„fürsten nach Oranienbaum eingeladen.„

Am 15ten August. „Ich bin noch immer hier, „und tausenderley Ungewißheiten üben meine Geduld. „— Der gute Legationssecretair Schneider hat auf „meine Vorstellung vom König eine jährliche Zulage von „200 Thaler bekommen, und der Großkanzler hat mir „versprochen, daß er 500 Rubel zum Geschenk haben „soll, wenn ich weggehe, ob er gleich hier bleibet; worü„ber er sehr froh ist. Wenn ich andern Leuten, insonder„heit solchen, die es verdienen, dergleichen Vergnügen „verschaffen kann, so freuet es mich mehr, als wenn ich „selbst was erhalte. — — Den Herrn Heilersig habe „ich mir angemerket, um ihn künftig nach unseren Landen „zu berufen, dann soll er Heil er andre heissen; denn da „die Berufung der Prediger in des Königs deutschen „Provinzen von meinem Departement abhangen wird: „so werde ich sehr nach frommen Predigern haschen. „Merke dir nur alle redliche Männer an, die ohne Nach„

„theil der Sache Gottes abkommen können, damit, wenn „ich Leute brauche, du mir aus deinem geistlichen Maga„zin dergleichen vorschlagen könnest. — — Es ist mir „lächerlich, daß die Minister unsers Königs an fremden „Höfen, welche von meiner Bestimmung etwas gehöret „haben, ihre Briefe an mich mit nichts als bonnes graces, „Respect und andern ähnlichen Ausdrücken anfüllen. „Wenn ich diesen neuen Stil mit dem vorigen vergleiche, „so leitet er mich auf ganz natürliche Unterscheidung des „Amts von der Person; für jenes gehört die Ehre, für „diese nichts. P. S. Wie es scheinet, so bleibet Bernstorf „nicht bey uns, vielmehr wird Baron Dehn mein künftiger „College im Conseil, welches mir recht lieb ist, denn er „ist ein guter ehrlicher Mann.

Am 3ten September. „Ich bin noch immer hier, „und so viel ich vorher sehen kann, bleibe ich noch wohl „wenigstens ein Paar Monate hieselbst; also mögte wohl „aus meiner Reise über Stockholm nichts werden. Denn „in der späten Herbst- oder Winterszeit wagt sich niemand „gern über das finnische Haf. Gott wird alles so dirigi„ren, wie es am besten ist; ihm habe ich meine Wege „mit Zuversicht befohlen. Ich bin in Negociationen „verwickelt worden, die kein Mensch vorher sehen „können, die höchst difficil, bedenklich und gefährlich sind, „und mich daher zum Gebet antreiben. Hier schwebet „man in lauter Ungewißheiten, die Gedanken ändern sich, „wie das Wetter; man spatzieret auch wohl vor der „Wahrheit vorbey, und läßt einen ehrlichen Mann vor „dem Loch sitzen. Dort ist man empfindlich, verstehet „manches unrecht, will den Zweck und nicht die Mittel; „verlanget, ich soll unmögliche Dinge möglich machen, „ja man fordert wohl gar, ich solle für den Ausschlag ste„hen; der doch bloß auf dem unsichern Grund der menschli„chen Gedanken beruhet. Das kostet viel Geduld und Ge„lassenheit, die Gott allein eben sowohl als Weisheit schenken „muß; denn der Maaßstab menschlicher Vernunft, wenig-

„stens

„stens der meinige, ist viel zu kurz. Mit einer Sache „bin ich fertig, die ist aber die geringste; die grössere „und wichtige ist aber noch im weiten Felde. Dieser „Brief gehet mit einem Kopenhagener Retourcourier, der „aber unter dem Namen eines Kaufmanns reiset, bis „Berlin. — — Die Ministerstationen glänzen schön „von aussen; wer aber das Innere davon kennet, der wird „gestehen, daß sie einem versalzenen und oft gar bittern „Essen gleichen. Du weißt, ich mache mir sonst nicht „leicht etwas schwer, und mein Temperament ist auch nicht „darnach gestellet; aber jetzt will mir das Gedränge, in „welchem ich bin, zum öftern beynahe zu schwer werden, „und habe ich also anderer Fürbitte höchst von nöthen. „Weil ich bisher entsetzlich viel zu thun und zu schreiben „gehabt, so habe ich an die Correspondenz wenig gedenken „können. — — Meine Anreden verdienen die Lob„sprüche nicht, welche ihnen beygeleget worden, ich wollte „daß man sie weniger hübsch fände, und daß ich sie schon „gehalten hätte. Mein längerer Aufenthalt hieselbst ist, „bey den halbirten ökonomischen Umständen, da ich einiges „nach Itzehoe und einiges nach Kopenhagen vorausgesandt, „und hier doch auch anständig leben muß, für meinen „Beutel nicht vortheilhaft. — — Gott segnet endlich „meine Haushaltung, und noch zur Zeit zeiget sich kein „Mangel, sondern vielmehr Ueberfluß. Nun sollte ich „dir wohl mit allerhand merkwürdigen Dingen aufwarten, „aber mein Kopf ist voll von andern, und zwar solchen „Dingen, über welchen es mir vielleicht gehen wird, „wie dem Prinzen Eugen, der in einer Campagne graues „Haar von Sorgen und Gram bekam. Vielleicht „wird mein Kopf bey dieser Ministercampagne auch vor „der Zeit mit dem grauen Reif bestreuet werden, der sonst „bey spätern Jahren erst eine Frucht des frostigen Alters „zu seyn pfleget. Ich habe in den verfloßnen Tagen „ganze Stösse Papier beschrieben, so daß mir fast grauen „mögte die Feder anzurühren.

Am 15ten September. „Von meiner Abreise weiß „ich noch nichts gewisses. Dein Bruder zu Soröe „will aus Kopenhagen Nachricht haben, daß meine Feinde, „oder vielmehr meine Neider, sich diese Zwischenzeit zu „Nutze machten, um meine Bestimmung völlig zu hinter„treiben. Er setzet hinzu, es sey wahrscheinlich, daß man „mich wieder nach Itzehoe und Glückstadt werde ziehen „lassen, meldet aber nicht aus welchen Gründen ihm dieses „wahrscheinlich sey. Ich bin zufrieden, wie es Gott „füget; es geschiehet alles ohne mein Zuthun. Der „Herr ist nahe, sorget nicht.„

Am 26sten September. „Deine Abreise von Köstritz „ist sowohl als die meinige von hier noch in weitem Felde. „— — Unterdessen bin ich in der vorigen Woche zu „Cronstadt gewesen, um die dasigen Merkwürdigkeiten „zu sehen, und habe die Grafen Hamilton und Bünau, „nebst verschiedenen andern Personen, mit mir genommen. „Der Hof hatte Befehl dahin geschicket, mir alles zu „zeigen. Ich fand in dem Hafen, ausser den unbrauch„baren Schiffen und 8 Fregatten, 20 Schiffe von der „Linie, die meisten von 66 Kanonen. Das Kriegsschiff „Kaiserin Anna hat 116 Kanonen, und die Kenner behaup„ten, es sey von vortreflicher Bauart. Das Kriegs„schiff Zacharias Elisabeth die hat 99 Kanonen, und ist „ausserordentlich schön und geziert. ꝛc.

Am 23sten October. „Ich habe wieder einen Cou„rier aus Kopenhagen bekommen. Die Affairen ziehen „sich hier wider alles Vermuthen so in die Länge, daß ich „vielleicht den ganzen Winter hier bleiben muß. Ich „erfahre aber in manchen beschwerlichen Umständen Gottes „gnädige Hülfe, die meine Erwartung übertrift. „Mache „dir nur keine Sorge wegen den Kopenhagener Intriguen; „denn es wird gewiß alles gut gehen. Der ehrliche Ber„kentin arbeitet, so viel er nur vermag, für mich. An „meinem längern Hierbleiben ist niemand Schuld als ich „selbst. Ich glaube pflichtmäßig gehandelt zu haben,

„und

„und so bunt auch alles durch einander gehet, so kann „doch Gott etwas Herrliches herausbringen. Er hat „augenscheinlich die Hand im Spiel, schenket was nöthig „ist, und ihm soll auch dereinst Dank, Lob und Preis „dafür gebracht werden. Zu Rom ist der Kaiserin Bild„niß en mosaïque vortreflich verfertiget worden. Ueber „selbiges hat ein Dichter neulich folgende lateinische Verse „gemacht:

„quae tanti imperii clemens moderaris habenas,
„quae placido iussu flectere corda potes:
„hic quoque cerne tibi durum mitescere marmor,
„exprimat ut vultus, Elisabetha, tuos.

„Sie wurden neulich, als bey dem neuen Hetman „Grafen Rasumowsky ein grosses Gastmal war, von dem „Vicekanzler Grafen Woronzow vorgezeiget. Ich schrieb „sie mit Bleystift ab, und als ich nach Hause kam, „übersetzte ich sie in folgende deutsche Verse:

„Wie in dem weiten Reich, das Gnad' und Huld beglücken,
„So sieht man wie auch hier der harte Stein sich schmiegt,
„Dein englisch Angesicht, Monarchin, auszudrücken.

„Ich schickte sie dem Vicekanzler zu, der mir sehr „obligeant darüber schrieb, und überhaupt habe ich meine „Cour überall treflich damit gemacht. „

Am 4ten November. „Mein hiesiger Aufenthalt „kann sich leicht bis ins Frühjahr verziehen; du darfst „davon weder dem König noch dem Minister die Schuld „beymessen, sondern glauben, daß Gottes Direction

„dar-

„darunter sey, die es allemal so macht, daß am Ende „das Werk den Meister lobet. An den Nachrichten, „welche mir die kleine Alefeldt *) gegeben, kann etwas „wahr, aber auch vieles falsch seyn. Weder sie noch ich „sind an Ort und Stelle, und können also nicht gründlich „davon urtheilen. In der Folge der Zeit wird sich alles „entwickeln, und zeigen, wie es eigentlich zusammenhängt. „Meine Kopenhagener anfängliche Destination, hiernächst „aber verlängter hiesiger Aufenthalt, und die von Miß„gönnern und andern Leuten, welche gewisse Absichten „haben, mir erregte Verfolgungen, sind jetzt die Materie, „von welcher in den dänischen Landen in allen Gesellschaf„ten gesprochen wird. Eines und das andere ist wahr, „die Hauptsache aber weiß niemand, sondern die Leute „tappen im Finstern, und beurtheilen manches nach dem „äussern Anschein sehr falsch. Man berichtet mir aber, „daß es viele mit mir hielten, und daß sich Leute fänden, „die meine Parthey nähmen, von welchen man es nicht „geglaubet hatte. Ich kann um so viel ruhiger seyn, „da mir Gott nicht allein Gnade giebet, in den mir auf„getragenen Verrichtungen es dem König zu Dank zu „machen, sondern da ich mich auch in einer sichern „Stellung finde, in welcher ich nur stille seyn darf, ohne „in Ansehung meines künftigen Schicksals einen Schritt „zu thun, der mich in gefährliche Verlegenheit setzen „könnte. Es wartet alles bis auf meine Ankunft in „Kopenhagen, und bis dahin weiß niemand etwas rechts, „sondern alsdenn wird sich erst alles aufklären, und Gott „es gewiß so machen, daß wir seinen Namen zu preisen „Ursach haben werden.

Am 21sten November. „Man hat von Kopenhagen „aus deinem Bruder (Heinrich dem sechsten) angeboten, „mich abzulösen, er hat es aber, wie du leicht denken „kannst, verbeten. Für mich hat er zu Kopenhagen die

Um-

*) Ist das Fräulein, dessen Leben ich oben beschrieben habe.

„Umstände so gefährlich nicht gefunden, als sie einigen „zu seyn geschienen: sondern es habe nur geheissen, „man wollte mich mit einem Jahrgehalte von 6000 „Thalern abfinden: ich denke aber, es werde sich schon „geben. Gott, der bisher so väterlich für mich gesorget „hat, wird es auch ferner thun; und fähret er fort mich „zu segnen, und mein Gebet zu erhören, so kann sich alles „noch so fügen, daß man mehr verlegen seyn wird, mich „zu belohnen, und mir gütlich zu thun, als ich es seyn „werde, um Conditiones zu machen.„

Am ersten December. „Heute ist der Tag, da ich „vor einem Jahr betrübten Abschied von dir genommen. „Wie bald verläuft die Zeit, und wie geschwind ist ein „Jahr dahin. Gott schenke uns Gnade in allen Dingen, „den Zuschnitt auf die Ewigkeit zu machen, und lasse uns „nirgends mit dem Herzen zu Hause seyn, als im Himmel. „— Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Frühling „eingetreten seyn, ehe ich diesen Ort verlasse. Graf „Stolberg zu Bramstedt thut gar kläglich darüber, daß „man in Holstein saget, ich würde nun nicht in das Conseil „kommen, denn die Sache sey umgekartet worden. Die „guten Leute aber wissen nicht alles.

Am 23sten December. „Ich habe fast immer „einen Courier in meinem Hause. — Vom Hofe aus „hat man mir kein Wort geschrieben, daß meine Be„stimmung geändert sey; daher vermuthe ich, daß „es bey derselben bleiben, und ich das völlige Departe„ment des Schulin bekommen werde. Dein Bruder „Heinrich der sechste, den der hiesige Hof gern als meinen „Nachfolger in der Gesandtschaft gesehen hätte, mag „wohl eins und das andere von dem gehöret haben, was „gewisse Personen, die alles zu wissen vorgeben, vorsetzlich „ausstreuen, theils um die wahre Ursache meines ver„längerten Aufenthalts zu masquiren, theils um die Miß„günstigen unterdessen zufrieden zu sprechen. Doch ist „freylich an den Höfen alles der Veränderung unter„wor-

„wor-

„worfen, ich aber bin und bleibe einmal wie das andere „ganz gleichgültig, und Gottes Willen und Wink „lediglich überlassen.„

Am 2ten Februar 1751. „In meiner Stirn ist „eine ziemlich tiefe Runzel hervorgekommen, vermuthlich „durch die ministerialischen Sorgen. — — Es ist aber „alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ich, so Gott will, „im May mich werde auf den Weg machen können. „Ich vermuthe täglich wieder einen Courier; nach dessen „Ankunft sich wohl manches aufklären wird. Der letzte, „den ich expedirt habe, ein ehemaliger wernigerodischer „Bediente, ist wunderbar geschwinde gereiset, denn er hat „die viertehalb hundert Meilen bis Kopenhagen innerhalb „14 Tagen zurückgelegt, da sonst die reitende Post 18 „Tage unterweges ist.„

Am 23sten Februar. „Mit einem am letzten Mittes „wochen angekommenen Courier bekam ich Ordre, inners „halb 4 Wochen meine Abschiedsaudienz zu nehmen, „und, so bald es möglich sey, zurückzukommen. Ich „habe aber für gut befunden, diesen Befehl nicht zu „befolgen, sondern werde als designirter Minister vom „Conseil und Staatsminister schon wissen, wenn es Zeit „seyn werde, mich hier zu beurlauben.„

Am 16ten März. „Es haben sich unvermuthete „und höchst bedenkliche Umstände hervorgethan, so daß, „wenn ich mir eine gewisse höchst wichtige Angelegenheit „als einen Kranken vorstelle, ich sagen muß, vor Men„schen Augen sey alle Hülfe verschwunden, und solche „bloß in die Wunderhand des allmächtigen Gottes ge„stellet, der mehr thun kann, als wir bitten und verstehen. „Es kann der schließliche Erfolg nicht lange mehr anste„hen, und werde ich also, es falle aus wie es wolle, mich „nun bald im Stande sehen, von meiner Abreise etwas „Zuverläßiges zu melden. Es ist hier alles in die ver„drießlichste Ungewißheit eingehüllet, so daß, wenn gleich „die Abschiedsaudienz vorbey ist, man doch nicht weiß,

„wenn

„wenn man fortkommen werde. Der gute kaiserliche „Ambassadeur, Graf Bernes, ist ein merkwürdiges Bey„spiel davon, denn er hat sich schon im Jänner beurlaubet, „ist aber nachher mit den Expeditionen verdrießlich lang „aufgehalten worden.

Am 3ten April. „Was meinen hiesigen Aufenthalt „anbetrift, so sehe ich das Ende desselben noch nicht ab, „sondern stecke noch immer unter der Schwitzbank der „allerdunkelsten Ungewißheit. Die steten Abwechselun„gen, und die zweydeutige Gestalt gewisser Umstände, „die mit Verdruß und mancherley Gefahr verknüpfet „sind, setzen mich zuweilen in nicht geringe Verlegenheit; „doch kann ich zum Preise Gottes sagen, daß sie mich noch „nie aus der Fassung gebracht, noch meine Gemüthsruhe „wirklich gestöret haben. Ich denke immer, es kommt „doch alles von Gott.

Am 17ten April. „Ich kann durch den dicken „Nebel der Ungewißheit noch nicht durchsehen, noch nicht „wissen, wie bald ich aus meinem politischen Kerker erlö„set werden dürfte; ob zwar der zu meinem Nachfolger „ernannte bisherige Kammerjunker, vermuthlich baldige „Kammerherr von Molzahn, zu seiner Anheroreise bereits „alle Anstalten vorkehret. Er ist der schönste junge „Mann, den ich an unserem Hofe kenne, auch fein und „artig, und wird, wie ich nicht zweifle, Approbation „finden. Wäre er nur erst hier, und ich fort, so wollte „ich mich gern zufrieden geben.„

„Am 8ten May. „Ich habe in der vorigen Woche „durch eine Stafette, und der hiesige Hof hat durch einen „Courier, das Absterben des Königs Friderich in Schwe„den erfahren. Es ist ihm eine alte Wunde aufgebrochen, „und der kalte Brand dazu geschlagen. Er hat geredet, „bis der Othem aufgehöret; jedermann, der ihn sehen und „sprechen wollen, zugelassen, von allen Abschied genom„men, und einem jeden aufs zierlichste Gutes gewünschet. „Sein Nachfolger in der Regierung hat nicht nur die

„bis-

„bisherige Regierungsform im Senat, bey offenen Thü-
„ren, an Eidesstatt nochmals bekräftiget und unterschrie-
„ben, sondern auch dem rußischen Gesandten Panin,
„durch den Grafen Teßin, das Compliment machen lassen,
„daß bey Besteigung des Throns er es seine erste Be-
„schäftigung seyn lasse, sich der Dankbarkeit zu erinnern,
„welche er der Kaiserin für Verschaffung dieser Krone schul-
„dig sey, und empfehle er sich ihrer fernern Gnade und Be-
„schützung. Diese klugen Maaßregeln, nebst andern Bemü-
„hungen, werden allen besorglichen Ausbruch der Krieges-
„flammen sicher verhindern, und es wird alles ganz ruhig
„bleiben. —— Mir aber fehlt es oft an einem vergnügten
„Herzen und muntern Geist, ob du gleich, nach meinen Brie-
„fen zu urtheilen, vermuthen dürftest, daß der gute Humeur
„bey mir noch nicht verschwunden sey. Es sind aber nur
„Sonnenblicke, die beym Regenwetter zwischen den Wol-
„ken dann und wann durchschiessen. Sonst bin ich der
„hiesigen Langsamkeit, Ungewißheit und Verworrenheit
„von Herzen müde, und sehne mich gewaltig nach meiner
„Erlösung. Molzahn, der zu meinem Nachfolger er-
„nannt ist, wird wohl so bald noch nicht kommen, und
„ich werde ihn wohl nicht erwarten.

Am 17ten May. „Ich erwarte nun die Antwort
„vom Hofe auf meine mit dem letzten Courier dahin gesandte
„Depeschen, welche in 2 bis 3 Wochen zu erhalten hoffe,
„da ich denn meine Abreise desto zuverläßiger bestimmen
„kann, weil nun die Cur mit den zwey politischen Patien-
„ten, welche ich hier zu besorgen gehabt, vollendet, und
„einer derselben glücklich genesen, der andere aber den
„Weg alles Fleisches gegangen ist, ohne daß ich weiter
„nöthig haben werde, den Ausgang des ersten, und das
„Begräbniß des letzten hier abzuwarten. Der Baron
„Posse, welcher hier aus Stockholm angekommen ist, hat
„mir andere Umstände von dem Tode des Königs von
„Schweden erzählet. Den Tag vorher hat er sich noch
„im Zimmer herumführen lassen, und gefraget, ob keine

„Hülfe

„Hülfe mehr vorhanden sey? Als nun die Doctores ge„antwortet, vor menschlichen Augen nicht, ist er still„schweigend zu Bette gegangen, und nicht wieder auf„gestanden. Drey Stunden vor dem Tode hat sich die „Kronprinzeßin melden lassen, die hat er aus Galanterie „eher nicht sehen wollen, bis er barbiret worden, er hat „auch das Abendmal genossen. In einem halbstündigen „sanften Schlaf ist er, ohne zu zucken, und fast unvermerkt, „verschieden.„

Am 1sten Junius. „Ich erwarte zu Ende dieser „Woche, oder doch gewiß in der künftigen, Briefe vom „Hofe, die mich in Stand setzen werden, die Abschieds„audienz, um welche ich schon angehalten habe, wirklich „zu nehmen, und darauf im Namen Gottes meine so „lange verzögerte Abreise anzutreten.

Am 19ten Junius. „Es ist wieder ein Courier aus „Kopenhagen angekommen, und ich finde mich aufs neue „in so vielen Verworrenheiten, daß ich von meiner Abreise „gar nichts gewisses melden kann. Wir wollen aber „fortfahren Gott zu vertrauen, der die Hülfe und Erlö„sung zu rechter Zeit und Stunde erscheinen lassen wird. „— — Mein politischer Patient, von dem du einige „Nachricht verlangest, ist noch immer in desperaten Um„ständen, und zu seiner Genesung sehr wenig Hoffnung „vorhanden. Indessen kann man die Leute nicht so hin„sterben lassen, sondern man muß, so lange noch ein „Othem in ihnen ist, die Pflicht eines treuen Arztes in „acht nehmen, und flicken, so lange man kann; wie man „es denn auch an den kostbaren Goldpulvern nicht erman„geln läßt, ob zwar der Patient, durch ein gewisses kramp„figtes Wesen, die Zähne so fest geschlossen hat, daß man „nichts hinunter bringen kann. Gott hat mir noch immer „so viel Weisheit geschenket, daß ich, ohne einen Bock zu „schiessen, durchgekommen bin. Daß aber das Gemüth „nicht dadurch angegriffen werden sollte, wenn man aus „einer unvermutheten Verlegenheit in die andere geräth,

„das

„das ist fast nicht möglich, und gehöret mit zu den Trüb-
„salen, die, wenn sie da sind, uns nicht Freude zu seyn
„dünken. Hier wird alles bis auf die letzte Stunde ge-
„sparet, und man wird niemals fertig. — — Daß
„Bernstorf zu Kopenhagen nun auch ins Conseil getreten,
„wirst du wissen. Die teutsche Kanzley, und das Depar-
„tement des Affaires etrangéres hat er nicht erhalten, son-
„dern das verwaltet Berkentin noch ad interim.

Am 3ten Julius. „Nun muß ich dir noch sagen,
„daß wir nicht in Kopenhagen bleiben werden. Ver-
„muthlich hat eine gewisse Faction die Zeit meiner langen
„Abwesenheit sich zu Nutze gemacht, um den König von
„meiner Destination abzubringen. Der Geheimerath
„Bernstorf, der bereits Sitz im Conseil genommen,
„erhält das Departement der teutschen Kanzley. Ber-
„kentin schreibt mirs mit vielen Entschuldigungscom-
„plimenten, und Versicherungen der königl. Gnade,
„welche er mir bey meiner Zurückkunft auf eine reelle
„Weise angedeihen lassen wolle. Worinn solche bestehen
„werde? solches wird die Zeit lehren. Ich bin mit allem
„zufrieden, weil es Gott so lenket, der am besten weiß,
„was uns nützlich ist, und auch mich lehren wird, dem
„David von Herzen nachzusprechen: ich danke dir, Gott,
„daß du mich gedemüthiget hast, auf daß ich deine Rechte
„lerne. Bey den Menschen fällt mir das Verbrechen
„einiger armseligen Talente zur Last, und die Furcht,
„ich mögte kein Jabruder seyn, giebt die Waffen in die
„Hand, an meiner Entfernung zu arbeiten. Es kann
„mir niemand Schuld geben, daß ich etwas versehen,
„sondern alle Rescripte enthalten Lobsprüche, und bezeugen
„des Königs sonderbare Zufriedenheit. Ein Vortheil
„dabey ist, daß ich nun nach wie vor ein halb Jahr werde
„abwesend seyn, und meine Zeit in Köstritz angenehm
„zubringen können. Traue du nur dem lieben Gott fest
„zu, daß er nach seiner Weisheit und Liebe alles zu
„unserm wahren Besten dirigiren werde. Der Tag

„mei-

„meiner Abschiedsaudienz kann, gewisser Umstände we-
„gen, noch nicht bestimmt werden. Vielleicht daß ich
„den Kammerjunker Molzahn noch abwarte, welcher
„schon unterwegs seyn muß.

Am 19ten Julius. „Meine Abschiedsaudienzen
„bleiben noch immer auf dem Register der ungewissen
„Dinge stehen, sowohl als meine damit verknüpfte
„Abreise. Ich denke gar nicht mehr daran, weil mich
„die Apparenzen schon so oft betrogen haben. Gott wird
„alles zur rechten Zeit und Stunde geschehen lassen.
„Seine Weisheit wieget alle Augenblicke ab. Die Ge-
„duldübung hat ihren grossen Nutzen; wenn seine Barm-
„herzigkeit nur in uns das Vertrauen erhält, und wir
„in uns keiner Widrigkeit gegen seine Führungen Raum
„geben, so dienet endlich alles zu unserer Glaubensstär-
„kung, und zur Beförderung unseres eigenen Heils.
„Durch stille seyn und hoffen kömmt ein Christ weit,
„und bleibet auf richtigem Wege. Meine Gesundheit
„ist, Gottlob! noch immer gut. Ich kann eben nicht
„über Schwäche des Kopfs klagen, ausser daß mein Ge-
„dächtniß bey weitem nicht mehr so gut ist, als vordem.
„Allein mich deucht doch, daß ich anfange einen gewissen
„Abgang der Gemüthskräfte zu verspüren. Die Anstren-
„gung der Gedanken, die Schnelligkeit der Begriffe,
„und die klare Darstellung einer bey mir entschiedenen
„Sache, gehen nicht mehr so von statten, wie vor diesem;
„es zeiget sich mehr Nebel und unentwickeltes Zeug, wo
„ich oft Mühe habe hindurch und auf den rechten Punct
„zu kommen. Mein Vortrag ist auch trockner und
„magerer, als er ehedem gewesen.

Am 31sten Julius. Vor 8 Tagen glaubte ich die
„Abschiedsaudienzen nehmen, und nun abreisen zu können,
„weil es vom Hofe meinem Willen überlassen worden:
„und dennoch ist abermals etwas dazwischen gekommen,
„daß ich, ohne mich einer Verantwortung bloß zu stellen,
„(wofür mich bey den jetzigen Umständen besonders zu

„hüten

„hüten habe,) mich noch nicht von hier entfernen kann. „Die Ungewißheit ist für einen lebhaften Geist ein grosses „Kreutz; doch bin ich mit der mir wiederfahrnen Ge„duldsübung zufrieden, und wünsche nur, daß Gott seinen „Zweck an mir erreichen, und daß eine gesegnete Frucht „zu seiner Ehre daraus erwachsen möge.

Am 14ten August. An seine Frau Schwieger„mutter. „Wo etwas fähig ist, einem sich noch etwa „äussernden Mangel der Zufriedenheit über meine ver„änderte Bestimmung völlig abzuhelfen, so sind es gewiß „diejenigen Trostgründe, die Ew. Gnaden in ermeldten „Dero Schreiben aus den bewährten Quellen der Wahr„heit und einer gesegneten Erfahrung geschöpfet, und mir „aus wahrer und nie genug zu verehrender mütterlichen „Gnade und Liebe mitzutheilen geruhet haben. Es „werden Ew. Gnaden von der guten Wirkung dieser „Trostgründe um so viel zuverläßiger urtheilen können, „wenn Denenselben meine wenige Einsichten, und wie „ich über diese Sache gedenke, hierdurch unterthänig und „nach aller Aufrichtigkeit entdecke. Ich gestehe zuförderst, „daß es meinem alten Adam gar nicht gefallen habe, „diejenige Zeit, die ich, nach bereits erhaltenem Rappel, „zu des Königes Diensten mit saurer Arbeit, Mühe und „Verdruß hieselbst zugebracht, zu einer Veranlassung und „Ursache werden zu sehen, daß mir eine Bedienung „aus den Zähnen gerücket worden, welche theils mir „bereits angetragen, und von mir angenommen, theils „von einer solchen Beschaffenheit war, daß ich selbige zu „meinem und der Meinigen offenbaren Nutzen, als das „Ziel und die Belohnung meiner bisherigen Dienste, „auch als eine Gelegenheit zu Ausrichtung manches Guten, „betrachten konnte, wobey zugleich die Unannehmlichkeit „mit verknüpfet ist, daß, da gedachte meine Bestimmung „einmal ruchtbar worden, die Urtheile der Welt aber bey „dergleichen Begebenheiten selten vortheilhaft zu seyn „pflegen, ich meinen guten Leumuth mancher Verkleine„rung

„rung bloßgestellet sehen muß, ohne, durch öffentliche Ent-
„deckung des wahren Zusammenhanges, selbigen retten zu
„können, oder zu dürfen. Es gehet mir ohngefähr wie
„einem Medico, der von einem vornehmen Herrn zur
„Tafel eingeladen worden, mit dem Bedeuten, sein Platz
„solle ihm offen gelassen werden, und er unterdessen nur
„noch eine höchst nöthige Arzeney für den Herrn zurechte
„machen, welche denn der Medicus auch mit mühsamer
„Sorgfalt, und sogar mit Verbrennung seiner Finger,
„und Einschluckung heßlicher Dünste, präpariret, er fände
„aber bey seiner Ankunft die ihm versprochene Stelle
„an der fürstlichen Tafel durch einen andern eingenom-
„men, und müßte zum Spott und Gelächter der neidischen
„Höflinge, wie auch zum Nachtheil seiner Praxis, wieder
„davon trollen, ohne dawider zu mucksen, damit er nicht
„noch dazu die Treppe heruntergeworfen werde. Ich
„meine, daß, wenn einem dergleichen begegnete, ein
„ziemlicher Grad der Selbstverleugnung dazu gehören
„dürfte, um es nicht zu empfinden, zumal die Schmach
„allemal wehe thut, wenn sie auch mit wenigerem Ver-
„lust reeller Vortheile, als im gegenwärtigem Falle,
„verknüpfet ist. Indessen weiß ich, daß unsere natürliche
„Empfindungen aus der zärtlichen Sinnlichkeit entstehen,
„und daß selbige eine fruchtbare Mutter manches einge-
„bildeten Leidens sey, das in der That kein Leiden ist.
„Daher bey sich eräugnender Widerwärtigkeit vor allen
„Dingen nöthig ist, zuerst auszumachen, ob auch unser
„Zustand würklich dadurch verschlimmert werde, wobey
„ein richtiges Urtheil über den eigentlichen wahren Werth
„der Dinge, und über die Verhältnisse der äussern Um-
„stände gegen die innern, zum Grunde zu setzen; und da
„hält es freylich schwer, so lange man eine Sache als
„unangenehm fühlet, selbige als ein Gut zu betrachten,
„und, wenn man es auch dafür erkennen muß, durch
„eine völlige Genehmhaltung und Zufriedenheit, die widrige
„Empfindung zu dämpfen. Ein gesundes Auge und ein

„stilles

„stilles Herz sind in solchen Fällen Gnadengeschenke Gottes,
„die wir von der Natur vergeblich erwarten. Es bedienet
„sich aber dabey Gott mancher Aufschlüsse, die vermögend
„sind, das Gemüth nach und nach zu beruhigen. Die
„Unvollkommenheiten, welche den mir entgangenen Posten
„zu einem deutlichen Scheingute machen, bemerken Ew.
„Gnaden in Dero Briefe gar wohl; denn die Ehre ist
„freylich nur leerer Wind, und die Süßigkeit ihrer Em-
„pfindung verlieret sich durch die Gewohnheit, und wird
„durch unvermeidlichen Verdruß zum öftern versalzen.
„Es ist die ganze Sache an sich nichts beständiges noch
„bleibendes, das Aufhören derselben gewiß, der Verlust
„gar leicht, die Gefahr und Verantwortung dabey sehr
„groß, der Genuß sehr beschwerlich, und, wenn man es
„im Grunde beleuchtet, so ist man ein Sclave der Arbeit,
„ein Märtyrer der Mißgunst und Verleumdung, das
„Schmähziel aller Unzufriedenen, ein Gebundener des
„lastbaren Hofes, und mehrentheils am Ende ein Feg-
„opfer des Undanks und der bösen Belohnung. Ew.
„Gnaden gedenken zugleich verschiedener wahren Vor-
„theile, die einen vom Hofe entfernten Posten vorzüglich
„machen, und die ich bey der geschehenen Veränderung
„gewinne, und dahin gehöret denn wohl vornemlich die
„geruhige und bessere Pflege der Seele sowohl als des
„Leibes, welche letzte bey der überhäuften Arbeit und
„meiner treibenden Geschäftigkeit ohnfehlbar gelitten, und
„ich meine Tage dadurch abgekürzet haben würde. Meh-
„rere Zeit und Gelegenheit zu sorgfältiger Erziehung der
„Kinder ist gewiß auch kein geringer Punct, und da in
„diesem kurzen und mühseligen Leben es einem ja wohl
„vergönnet ist, so viel von unschuldigem Vergnügen mit-
„zunehmen als möglich, so rechne ich es gewiß für einen
„hauptsächlichen Vorzug, daß ich die Freyheit behalte,
„dann und wann eine Reise zu meinen lieben Anverwand-
„ten zu thun, und mich mit ihnen zu erquicken. Nun
„ist es zwar andem, daß wahrscheinlicher Weise ich einiger

„Vor-

„Vortheile verlustig gehen werde, als z. E. der Gelegen-
„heit, die Kinder künftig besser unterzubringen, wie auch
„des reichlichern Auskommens; denn ungerechtes Gut
„findet dabey nicht statt, weil die Besoldung aus der
„königl. Casse fliesset, wo sie alle herkommen, und die
„Sporteln von der erlaubtesten Art sind, weil sie in lauter
„Auslösungen besonderer Gnadenbezeigungen bestehen.
„Ich will auch durch übertriebene Heruntermachung des
„mir entzogenen Postens meiner Empfindlichkeit keine
„Veranlassung geben, sich mit einigem Schein des Recht-
„habens zu schmücken und zu verwahren, zumal der
„göttliche Beruf mich ja noch künftig in dergleichen Um-
„stände stossen könnte, und man leicht in ein sich wider-
„sprechendes Verhalten geräth, wenn man sich zum voraus
„gar zu genau und bestimmt äussert; sondern ich sage so:
„Gesetzt auch, es entgehet mir etwas, so kann mir solches
„Gott auf vielfältige Weise reichlich ersetzen, und geschähe
„solches auch nicht, so bleibe ich doch einestheils ein
„Unterthan Gottes, der mit seinem Oberherrn zu rechten
„keine Befugniß hat, auch nicht verlangen kann, daß
„die göttliche Weisheit bloß um seinetwillen in dem grossen
„Zusammenhange der Dinge etwas verändere; andern-
„theils betrachte ich Gott in Christo als meinen Vater,
„den Liebe und Wahrheit zu möglichster Verschaffung
„meines wahren Bestens verbinden, und der, da seine
„Hand gewiß im Spiel ist, auch in diesem Stücke es
„unverbesserlich gut mit mir und den Meinigen zu machen
„wissen wird, wie davon so unzählige Proben vorhanden
„sind an uns und andern, denen Gott so viel unverdientes
„Gute in reichem Maasse zufliessen lässet. Ich bekümmre
„mich also hauptsächlich um die Ausübung meiner Pflicht,
„die auf die möglichste Entdeckung und Beförderung des
„göttlichen heilsamen Endzwecks beruhet, und, wenn auch
„noch einige Zweifelsknoten übrig bleiben, so erwarte ich
„deren Auflösung von der Zeit, die aus Tagen bestehet,
„deren jeder eine neue Güte Gottes erzählet. Ich er-

„muntere dabey meinen oft verfinsterten Geist, Gott auch „für die Wohlthaten zu preisen, die ich noch nicht sehe, „um dadurch den Glauben und das kindliche Vertrauen „zu stärken, alles in der gewissen und auf Gottes Wort „und Zusage sich gründenden Zuversicht, daß Jehovah, „der die Welt regieret, nicht zugeben könne, daß durch „irgend einen äussern Zufall die wahre Wohlfahrt dessen, „der sich auf ihn verlässet, jemals unterbrochen werde. „So denke ich bey abwechselndem Gefühl der Ruhe und „Unruhe, hoffe jedoch, daß wenn der Saame dieser er„kannten Wahrheiten durch öftere Betrachtung und Ge„bet in dem Acker meines Herzens recht eingearbeitet seyn „wird, alsdenn die Frucht einer beständigen Zufriedenheit „und freudigen Lobes Gottes darinn aufgehen, und am „Ende noch das Werk den Meister loben werde.„

Am 4ten September. „Molzahn ist unterweges, „ich weiß aber nicht, ob seine Ankunft mich sofort in „dem Stand setzen wird, abreisen zu können? ich frage „auch nicht viel darnach, weil im Herbst die Wege höchst „schlecht sind, und da es einmal so lange gewähret, es „auf einen Monat oder ein Paar nicht ankommt, der „Frost aber unzähligen Beschwerden auf der Reise „abhilft.

Am 25sten September. „Molzahn hat mir aus „Danzig geschrieben, und glaube ich, daß er in 8 bis „10 Tagen hier seyn werde. Mit meiner Abreise dürfte „es sich doch noch wohl ein Paar Monate verziehen, „welches mir auch gewissermassen nicht unlieb ist, weil „ich sodann den Frost abwarten kann.„

Am 17ten October. „Heute vor 14 Tagen kam „der Kammerherr von Molzahn hier an, stieg zwar bey „mir ab, bezog aber sofort das Haus, welches ich für „ihn gemiethet habe. Bis Donnerstags aß er bey mir, „an selbigem Tage aber gab ich meine Haushaltung auf, „weil alles eingepacket werden mußte, um zu Schiffe „abzugehen, zumal da die Jahrszeit schon ziemlich spät „ist.

„ist. Am Sonnabend habe ich einen Courier abgefertiget, „und die Depeschen sind ziemlich weitläuftig gewesen. „An die Abschieds- und Antritsaudienzen ist noch nicht „zu gedenken gewesen, weil die Kaiserin noch mehrentheils „auf dem Lande, der Großkanzler aber krank ist. Mein „Nachfolger ist nicht dazu aufgelegt, einen Minister „abzugeben, und für den hiesigen Hof schicket er sich am „wenigsten; er saget auch selbst, daß er diesem Posten „gar nicht gewachsen, und zur Annehmung desselben fast „genöthiget, ihm auch versprochen worden sey, daß man „Geduld mit ihm haben wolle.„

Am 6sten November. „In verwichener Woche habe „ich meine Abschiedsaudienzen gehabt. *) Es ging mir

*) So wie ich oben seine Antritsreden mitgetheilet habe, also rücke ich hier auch die Abschiedsreden ein.

Discours à l' Imperatrice.

Madame!

Le assurances que le Roi mon maitre, fait donner à V. M. I. de sa consideration et de son amitié, pour être souvent repetées, n' en son pas moins veritables.

Son estime se fonde sur les eminentes qualités, qu' on voit briller dans la personne de V. M. I. et son amitié sur l' interét commun des deux couronnes, qui rend les noeuds de leur union egalement naturels et indissolubles.

La lettre, que j' ai l' honneur de Vous presenter, Madame, contient les nouveaux temoignages de ces sentiments, que les Roi m' a ordonné de reiterer de bouche, et dont les occasions ne manqueront jamais de prouver la sincerité.

Ma plume a jusqu' ici été l' interprete, et désormais ma bouche le sera du soin particulier, que V. M. I. prend de cultiver avec le Roi mon maitre une etroite intelligence, et de concourrir avec lui au maintien, et à l' affermisse-

„fast nahe, als ich mich bey der Kaiserin beurlaubte, und „Ihro Majestät, die solches beobachtet, sind dadurch „gleich-

missement de la tranquilité du nord, autant desirée qu' elle est desirable.

L' agrement, que les heureuses dispositions ont repandu dans mon Ministére, devient maintenant que je dois quitter cette cour, un juste sujet de mes regrets.

Je pars, Madame, rempli d'admiration pour une Princesse, dont l' éloge est reservé pour la posterité, ce juge impartial des actions des grands, qui confirmera un jour mon suffrage, confondu avec celui de toute l' Europe.

Je pars, en même tems penetré de la plus vive reconnoissance pour toutés les bontés, dont V. M. I. ma comblé, et dont le souvenir restera eternellement gravé dans mon coeur.

Fasse le ciel, que la durée de ses precieux jours egale la gloire de son regne, et que la plus digne et la plus grande souveraine, que ce faste Empire ait jamais eu, soit encore long tems les delices de ses peuples, l' honneur de son sexe, et l' ornement de sa couronne.

Si le plus profond et le plus inviolable respect, que je conserverai toute ma vie pour la personne sacrée de V. M. I. est une titre à meriter l' honneur de son approbation, je ne dois pas craindre un refus, si je la supplie très humblement, de me faire toujours participer à sa haute et très gracieuse bienveillance.

Antwort im allerhöchsten Namen Ihro kaiserliche Majestät.

Bey der Zurückberufung des Herrn Ministre plenipotentiaire haben Ihro kaiserliche Majestät nicht unterlassen wollen, denselben zuvörderst von Ihrer wahren Freundschaft und Hochachtung gegen des Königs von Dänemark Majestät zu versichern, sodann aber auch Ihro Zufriedenheit über des Herrn Ministre plenipotentiaire rühmliches Betragen, Zeit währender seiner Anwesenheit an dem hiesigen Hofe, welches Sie jederzeit mit kaiserlicher Gnade und Propension gegen denselben erkennen werden, zu bezeigen.

Dis-

„gleichfalls einigermassen gerühret, und bewogen worden,
„nachher öffentlich zu bezeugen, wie man es recht sehen
„kön-

Discours au Grand-Duc.

Monseigneur!

Le Roi mon maitre a donné à Votre Alt. Imp. tant de marques de son estime et affection, que je ne dois pas avoir besoin d'employer beaucoup d'assurances, pour en prouver la sincerité.

Ces sentiments, fondés sur les liens du sang, ne se dementiront jamais, et le Roi verra toujours naitre avec plaisirs, et saisira avec empressement les occasiones, où il pourra les confirmer par les effets. C' est ce que S. M. m' a ordonné de temoigner à Votre Alt. Imp. en me congediant d' elle, et c' est dont j' ai l' honneur de m' aquitter, en me recommandant à son gracieux souvenir, et à ses precieuses bontés.

Reponse.

Monseigneur le Grand-Duc ne doutant point que Msr. le Ministre plenipotentiaire ne parte d' ici, que bien persuadé de la droiture des sentimens de Son Alt. Imp. se promet qu'il en rendra compte au Roi son Maitre, et elle ne laissera pas, malgré le depart de Msr. le Ministre plenipotentiaire, de lui continuer son affection et son estime.

Discours à la Grand-Duchesse.

Madame!

Les sentimens d'éstime et d'amitié, que le Roi mon maitre a pour V. A. I. étant toujours invariablement les mêmes, Sa Majesté n'a pas voulu, que je quitte cette cour, sans lui en renouveller les assurances.

Vous ne devez pas douter, Madame, que le Roi en s'intereste particulierement à tout ce qui regarde V.
A. I.

„können, daß es mir von Herzen gegangen, und es „Allerhöchstdenenselben ebenfalls recht leid wäre, daß ich „von hier ginge. Meine Abfertigung habe ich noch nicht „erhalten, und dürfte das Recreditiv nicht eher, als nach „der Kaiserin Rückkunft vom Lande unterschrieben wer„den, folglich weiß ich die Zeit noch nicht zu bestimmen, „da ich werde abreisen können, frage auch nicht viel dar„nach, weil der Frost dieses Jahr ungewöhnlich lange „ausbleibet, worüber die Wege grundlos geworden, und „verschiedene Flüsse ausgetreten sind, so daß jetzt nicht „fortzukommen seyn würde.

Am 28sten November. „Meine Abfertigung habe „ich zwar noch nicht, werde sie aber in dieser Woche be„kommen. Morgen über 8 Tage feyre ich noch das Fest „der Gelangung zum Throne mit, und gleich darauf „mache ich mich, geliebt's Gott! auf den Weg. Man „spricht unter der Hand davon, daß ich, ausser dem ge„wöhn-

A. I. et qu'il ne forme sans cesse des voeux pour sa prosperité, et pour un sort digne de son mérite personel, et de ses grandes qualités.

Je profite de cette occasion pour lui temoigner mon respect inviolable, et pour la supplier, de m'accorder toujours quelque part à l'honneur de ses bonnes graces.

Reponse.

A la veille du depart de Msr. le Ministre plenipotentiaire, Madame la Grande-Ducheſſe n'a rien de plus pressant à lui recommander, que de vouloir bien assurer à son retour le Roi son maitre, qu'elle est très sensible aux nouvelles marques de bienveillance, dont le Roi l'honore, et dans la persuasion où elle est, que Msr. le Ministre plenipotentiaire part d'ici fort content du sejour qu'il y a fait, S. A. I. ne sauroit douter, qu'il ne le soit en particulier des sentimens d'estime, qu'elle a pour son merite, et qui ne souffriront aucune alteration pendant son absence.

„wöhnlichen Geschenke der 3000 Rubel, noch einen „brillanten Ring erhalten würde. Weil es aber, inson„derheit nach den jetzigen Umständen, etwas Aussero„dentliches wäre, so mache ich mir auch keine vortheil„hafte Vorstellung, um des Verdrusses fehlgeschlagener „Hoffnung überhoben zu seyn.„

Einige Anmerkungen über die vorhergehenden Auszüge.

Mich dünket, es sey der Mühe wehrt gewesen, den Lesern dieser Lebensbeschreibung die wichtigen Erfahrungen, welche der Graf zu Lynar innerhalb 2 Jahren gemacht hat, mit seinen eigenen Worten zu erzählen. Denn diese zeigen am besten, was er bey denselben empfunden, und wie er sowohl während der Aussicht auf eine ansehnliche Ehrenstelle, als beym Verlust derselben gesinnet gewesen. Ich habe Ursache zu glauben, daß die Leser an seinem Schicksal Antheil genommen, ihn zwar bedauert, aber auch über seine gute Fassung und christliche Standhaftigkeit sich gefreuet haben. Seine Erfahrung ist sehr lehrreich, denn sie zeiget die Wahrheit und Wichtigkeit des Spruchs, verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen, die Unzuverläßigkeit grosser und schmeichelhafter Erwartungen, und den kränkenden Unterschied, den die sinnlichen Menschen zwischen der Person und ihrem Rang machen; sie lehret aber auch, wie ein Christ lernen muß und kann, sich in unangenehme Umstände und Widerwärtigkeiten mit Zufriedenheit zu schicken, und wie glückselig derjenige ist, der alles, was ihm begegnet, als etwas ansiehet, das von Gott kommt, und zu seinem Besten gelenket wird. Der Graf zu Lynar bewies sich zu der Zeit, da er einem glänzenden Posten entgegen sahe, und wegen desselben viele Complimente empfing, nicht

stolz,

stolz, und als die Hoffnung zu demselben abnahm und aufhörte, nicht kleinmüthig und verzagt; er war unermüdet thätig im Dienst seines Königs, nicht nur als die Hoffnung ihm schmeichelte, sondern auch als sie zu verschwinden anfing, und verschwunden war; es war diese Stärke des Geistes, die zwar angefochten, aber nicht überwunden wurde, eine Wirkung seines Vertrauens auf Gott, und seiner Gewissenhaftigkeit. Er erwartete von Gottes väterlichen und weisen Vorsehung das, was ihm und den Seinigen wirklich nützlich war, aber nicht auf eine bestimmende Weise dieses oder jenes. Selbst aus dem letzten, was er an seine Gemalin am 28sten November aus St. Petersburg in Ansehung der Geschenke des kaiserlichen Hofes schrieb, erhellet, daß er ein erfahrner Mann gewesen sey, der gewußt hat, was rathsam und nicht rathsam in Rücksicht auf die veränderlichen Menschen sey. Wie nützlich seine bisher beschriebene Gesinnung ihm selbst und seiner Familie gewesen sey, wird der Erfolg zeigen. Ich habe schon dazumal, als alles dieses sich zutrug, geurtheilet, daß er, ungeachtet seiner grossen Talente, Gaben und Einsichten, sich doch nicht völlig zu einem Minister der auswärtigen Staatssachen schicke, weil er in der Ministerkunst, bey jedem auch ungestümen Anfall ganz gefaßt zu bleiben, und seine Gemüthsbewegung zu verbergen, kein Meister war. Der Graf Schulin, der von einem bürgerlichen Candidaten des Predigtamts zu einem Minister der auswärtigen Staatssachen am dänischen Hofe gestiegen, und dem der Graf mit dazu behülflich gewesen, nach desselben Tode aber zu seinen Nachfolger bestimmet war, verstand erwehnte Kunst besser. Der rußisch-kaiserliche Minister zu Kopenhagen, Baron von Korff, (von welchem ich im dritten Theil der Lebensbeschreibungen geredet habe,) erwählete einen Posttag, an welchem der Graf keinen fremden Minister sprach, um ihn unvermuthet mit einer verfänglichen Frage zu überfallen, und dadurch etwas von ihm her-

herauszubringen. Er fuhr nach desselben Hause, stieg, ungeachtet aller Gegenvorstellungen der Bedienten, aus, lief vor ihnen her, und gerade nach des Grafen Stube, klopfte an, und ging hinein, und bat sich von dem Grafen nur ein ja! oder nein! zur Antwort auf seine Frage aus. Graf Schulin aber sagte ganz gelassen, er mögte so gütig seyn, und sich morgen um dieselbige Zeit wieder bemühen, zu ihm zu kommen, und seine Antwort zu empfangen. Wahrscheinlicher Weise würde der lebhafte Graf zu Lynar in diesem Fall so kalt und verschlossen nicht geblieben seyn. Gott weiß am besten, wie? wo? und wenn? seine Menschen zu gebrauchen sind; und es ist Glückseligkeit, seiner Leitung sich ganz zu überlassen, sollte sie auch die Leitung in ein Labyrinth zu seyn scheinen. Der Ausgang, welcher sich doch endlich zeiget, ist für den Gott ergebenen Menschen gewiß gut.

Abreise von St. Petersburg.

Ich komme nun zu des Grafen Abfertigung und Abreise von St. Petersburg. Jene erfolgte etwas zeitiger, als er vermuthet hatte, und bestand darinn, daß ihm in den ersten Tagen des Decembers, durch den Unterceremonienmeister Wesselofsky, sein in gnädigen Ausdrücken abgefassetes Recreditiv, *) sein Passeport, und das gewöhn-

Extract des *Recreditivs.*

Und da Wir im geringsten nicht zweifeln, daß bemeldter Deroselben Ministre, welcher von alle dem allhier ein augenscheinlicher Zeuge gewesen, nicht unterlassen werde, Ew. königl. Majestät und Liebden, nach seiner Zurückkunft an Dero Hoflager, von Unserer gegen Dieselben hegenden besonderen Hochachtung, und wie Wir jetzt so wie vorhin an alle dem, was

wöhnliche Geschenk von 3000 Rubeln, (davon sogleich für die Ceremonienkanzley 10 Procent zurückgegeben wurden,) und für den Legationssecretär Schneider, ob derselbige gleich nicht abgelöset ward, 600 Rubel überbracht wurden. Nun hätte er sogleich abreisen können, allein man riß sich um ihn, um ihn zum Abschiedsgastmal bey sich zu haben. Am 16ten December speisete er bey dem Großkanzler Grafen Bestuschef, und am 18ten noch einmal, da dieser zu ihm sagte, die Kaiserin (welcher er sich am Fest ihrer Gelangung zum Thron noch einmal empfohlen,) habe ihm zum Andenken eine Galanterie geben wollen, aber nichts hübsches finden können; er habe ihr also vorgeschlagen, und sie habe befohlen, ihm

was Ew. königl. Majestät und Liebden und Dero königliches Haus betreffen mag, jederzeit allen aufrichtigen Antheil nehmen, zu hinterbringen, und davon die kräftigste Versicherungen zu geben: so beziehen Wir Uns völlig auf sothanen des Grafen zu Lynar Bericht, können aber nicht umhin Ew. königl. Majestät und Liebden bey seiner Abreise von hier zu bezeugen, daß er während seines Aufenthalts an Unserm Hofe, durch sein rühmliches Betragen, Unsere Approbation in der Maasse erlanget, daß Wir nicht allein ihn länger an Unserm Hofe gerne zu sehen gewünschet hätten, sondern Uns auch mit der gewissen Hoffnung schmeicheln, es werden Ew. königl. Majestät und Liebden die Verdienste eines so würdigen Ministri durch Dero fortwährende Gnade, als der Wir ihn hiemit bestens anpreisen wollen, von selbsten zu distinguiren geneigt seyn. Uebrigens empfehlen Wir Ew. königl. Majestät und Liebden der Obhut des Allerhöchsten, und verbleiben zu Erweisung aller freund-schwesterlichen Gefälligkeiten willig und bereit. Gegeben St. Petersburg, den 31sten October 1751. Unserer Regierung im zehnten Jahre.

Ew. königl. Majestät und Liebden getreue
Schwester und Freundin,

Elisabeth.

Graf Alexei von Bestoucheff-Rumin.

ihm die in beygehendem (rothsammtenem mit goldenen Schnüren besetztem) Beutel befindlichen tausend Ducaten zu überreichen, damit er sich selbst etwas dafür kaufen, und es zu ihrem Gedächtniß behalten mögte. Der Groß-kanzler sprach viel und stark davon, daß der Graf zu Lynar als dänischer Ambassadeur nach St. Petersburg zurückkommen, und alsdenn seine Gemalin mitbringen müsse. Das letzte versprach er, wenn das erste erfolgen würde, dazu er aber weder Lust noch Hoffnung hatte. Der Hof schickte den Befehl vor ihm her, daß er allenthalben in den kaiserlichen Landen bestens gefördert werden sollte. Er nahm Extrapost, und weil dieselbige sehr geschwind ist, so hoffte er in 7 Tagen nach Riga zu kommen, wenn er gleich alle Nacht auf einer Postirung in seinem Bette schliefe.

Rückreise.

Allein es ging anders; denn obgleich am 21sten December, als er von St. Petersburg abging, wenig Schnee vorhanden war, so fiel doch einige Tage hernach eine solche Menge desselben, daß es schwer wurde, durch die holen Wege und durch die vom Winde zusammen-getriebenen Schneehaufen zu kommen, und er während der 11 Tage, welche die Reise nach Riga erforderte, viele Beschwerden und Gefahren ausstand, die Postmeister aber, wegen des zu früh an sie ergangenen Befehls, fast 14 Tage lang mit Pferden und warmen Stuben auf ihn gewartet hatten. Allenthalben wurden ihm viele Ehren-bezeigungen erwiesen, insonderheit zu Narva und Riga; denn in jeder Stadt bekam er eine Ehrenwache von 15 Grenadiers, und dazu gehörigen Unterofficiers, Trom-melschlägern und Pfeifern, es traten auch alle Wachen vor ihm ins Gewehr, und zu Riga ließ ihn der Magistrat durch Abgeordnete bewillkommen. Zu Mitau besuchte

ihn

ihn ein Herr von Gadendorf, welchen Namen sich der schwedische Baron von Gyllenstiern oder Gyldenstern gab, dessen trauriges Schicksal im 15ten Theil meines Magazins S. 93 f. erzählet worden, und kürzlich dieses ist. Er wurde von der Gegenparthey des alten Grafen Horn in Schweden verfolget, und als er zu Stockholm aus des rußischen Gesandten Bestuschef Hause, mit dem meklenburgischen Secretair Köppen, ging, gefangen genommen, des Todes würdig erkläret, zwar nicht wirklich hingerichtet, aber doch öffentlich an den Pranger gestellet, sein Wapen zerbrochen, zur ewigen Gefangenschaft nach Marstrand gebracht, endlich aber, nach erfolgtem Frieden mit Rußland, wieder losgelassen, aber aus dem Reich verwiesen, und ihm verboten, seinen Namen zu führen. Der St. Petersburger Hof gab ihm einen Jahrgehalt von 500 Rubel, und er hielt sich unter dem genannten Namen in Curland auf, war aber von seinen Verwandten in Schweden ganz verlassen. Es schien dem Grafen zu Lynar, daß ihn die Widerwärtigkeiten auf christliche Gedanken gebracht hätten, daß aber hin und wider etwas Enthusiastisches mit unterlaufe. Er sagte, daß, da er in allen Städten, durch welche man ihn bey der Wegführung nach Marstrand gebracht, an den Pranger gestellet worden, er in einer Art der Verzweifelung über diesen Schimpf, an dem Rathhause, wo das Gerüst aufgebauet gewesen, die Buchstaben C. R. S. eingehauen gesehen, welche zwar Carolus Rex Sueciae anzeigten, ihn aber auf die Erklärung Christi Regnum Sempiternum, daß Christi Reich in ihm ewig dauern werde, gebracht hätten. Dadurch sey eine so schnelle und wunderbare Wirkung entstanden, daß er nicht nur von dem Augenblick an ganz ruhig geworden, sondern auch die schimpfliche Strafe mit Gelassenheit, ja mit Freuden erdulden können. Seine Loslassung sey ihm acht Tage vorher, ehe sie erfolget, und da weder er noch sonst jemand sie vermuthen können, durch einen Traum deutlich voraus

bekannt

bekannt gemacht worden. Uebrigens versicherte er, daß er völlig unschuldig sey, nichts gewußt, und also auch nichts verrathen habe; er sey aber von der seinethalben niedergesetzten Commißion, und unter andern von dem nachher enthaupteten Grafen von Löwenhaupt, der damals Landmarschall war, dadurch hintergangen worden, daß man ihn, unter der Versicherung, er solle alsdenn ohne alle Strafe freykommen, überredet habe, sich nicht zu verantworten, das Urthel aber so lange verschoben, bis die Stände aus einander gegangen, worauf er der Gelegenheit beraubet gewesen, an dieselben zu appelliren, und ihnen seine Unschuld vorzulegen. Viermal 24 Stunden habe er gewiß geglaubet, daß das Urthel, welches ihm Leben, Ehre und Gut abgesprochen, völlig werde vollzogen, und er ein Opfer seiner Feinde werden; wobey ihm desto schlimmer zu Muthe gewesen, weil er in seinem Leben an Gott und an die Ewigkeit wenig gedacht habe. Des Grafen Reise von Mitau bis Königsberg, dahin ihn ein Königsberger Fuhrmann brachte, war sehr beschwerlich und gefährlich. Er beschleunigte sie aber, so wie die ganze Reise, so viel als sich thun ließ, um dem Verdacht und Geschwätz vorzubeugen, daß er sie aus Gewinnsucht in die Länge gezogen habe, weil sein Ministergehalt bis auf den Tag seiner Ankunft zu Kopenhagen fortging. „Wenn man Neider und Controlleurs hat,„ schrieb er, „so muß man ihnen allen Schein zu nachtheili„gen Urtheilen benehmen.„

Zu Königsberg empfing er von dem dänischen Gesandten zu Berlin einen, von dem König eigenhändig unterschriebenen Freypaß, vermöge dessen er in den sämmtlichen preußischen Landen mit seinem Gepäcke von Durchsuchung, Accise u. s. w. frey war.

Der Generallieutenant Burggraf von Dohna bemühete sich abermals recht freundschaftlich um den Grafen zu Lynar. Dieser hörete von Kaufleuten, daß, weil man dafür halte, das neue preußische Silbergeld von 1751,

auf

auf welchem die Worte, Dei gratia, ausgelassen wären, sey von besserm Gehalt als die vorhergehende Münze mit D. G. so verlangten die holländischen Schiffer, welche nach Königsberg kamen, immer das Geld, welches nicht von Gottes Gnaden sey.

Als der Graf nach Danzig kam, fand er daselbst das verordnete Kronassessorialgericht, und erkundigte sich nach demselben und den Stadthändeln so genau, als es ihm möglich war. Das meiste, was er davon erfuhr, kann man aus dem untenstehenden Auszug aus einem Brief ersehen, den er am 24sten Jänner 1752 nach St. Petersburg an einen guten Freund schrieb. *)

Zu

*) *Extrait d'une lettre du* 24. *Jan.* 1752.

Je ne me suis arreté qu' un jour à Danzig, toute la ville fourmille de Polonois, et on ne voit que des mousta-ches dans les rues. Le fameux proces entre le Magistrat et la bourgeoisie est maintenant en train; chacun est admis pour entendre plaider; mais il y en a peu, qui le compren-nent, puisqu'on ne parle que latin et polonois; cepen-dant l'affluence est si grande, qu'à moins de rien le plancher de la sale d'audience se seroit enfoncé. L' animosité des partis est terrible; c' est un feu, qui va consumer la ville, sans que ceux, qui l'ont allumé, en ajent peutêtre prevû les suites. Si les patriciens auroient moins songé à s' enri-chir, et à attacher à leurs familles le droit privatif de la magistrature, la jalousie et l' ambition leur aurojent excité moins d' ennemis; il est cependant remarquable, que parmi les boutefeux il n' y a presque point de Danzicois; ce sont des étrangers, et surtout des Prussiens, qui ont soufflé le feu, et qui n' ajant rien à perdre, ne risquent pas beau-coup. Le credit, que ces gens ont trouvé à la Cour de Dresden, se fonde sur 60000 écus, que leur émissaire, le nommé Wernick, a sagement et trés efficacement distribués. Par l' ordonance du Roi, donnée à Varsovie, la bourgoisie a obtenu tous le points, qu' elle demandoit, à la reserve de celui, qui concernoit l' expulsion des Mennonistes, qui sont les principaux manufacturies de Danzig, et en faveur desquels l' Angleterre et la Hollande se sont intereſſées.

Le

Zu Berlin, woselbst er am 30sten Jänner ankam, erschien er nicht am Hofe, weil er nicht in der gehörigen Trauer des Kopenhagener Hofs erscheinen konnte.

Le Magistrat se plaind de ce, qu'on n'a fait aucune attention à ses remontrances ni à ses droits, et il ne croit pas, qu'on puisse lui imputer à désobeissance, s'il a balancé à se soumettre à un reglement, qui change toute la constitution d'une ville, la quelle, faisant partie de la republique de Pologne, ne sauroit être traitée despotiquement par le Roi. La violence, avec la quelle ont retient à Dresden les deputés du Magistrat, n'est gueres compatible non plus avec la qualité d'une ville libre, associée à une nation, jalouse jusqu'au delire de son independence. Des 40 metiers, qui forment le corps de la bourgoisie, il y en a déja plusieurs, qui ont abandonné le parti des mécontents, et se sont rangés de celui du Magistrat. Au reste, il en est comme de toutes les emotions populaires; on crie souvent, sans savoir, de quoi il est question; il n'y a que trés peu, qui menent le branle, tout le reste est entrainé par le torrent. On dit le Souschancelier imbû des principes de la Cour de Dresden; le Grandchancelier, Comte Malachofsky, homme d'honneur et de probité, se conduit avec beaucoup de modération, et écoute tout le monde. Tous les membres de ce tribunal sont logés aux depens de la ville. Les proprietaires des maisons, en retirent 50, 60, jusqu'à cent ducats de loyer par mois. D'ailleurs les deux Chanceliers, qui n'ont pas voulu jusqu'ici accepter le moindre presents, et qui on même refusé le vin d'honneur, vivent pour leur argent, mais grandement, le seul compte du boucher, qui fournit la viande, passant déja, lorsque j'y fus, 8000 florins de Prusse (un florin répond à un Marktübsch) et le reste à proportion. Tout cela se trouvera dans la suite; car il n'est pas naturel, que Messieurs les Ministres portent les fraix de cette commission, au contraire il leur faudra encore de grandes recompenses. En attendant les quartiers, la paye des avocats, (qui sont en grand nombré, et dont chacun reçoit 100 Ducats par semaine) ainsi que plusieurs autres choses de cette nature, forment déja pour la ville chaque semaine une depense de quinze mille florins, qui sont pris de la caisse publique, qu'on nomme die Kämmerey. Le procés de la ville n'est pas le seul, qui soit agité à cette occasion; comme c'est un Assessorialgericht,

on

Zu Itzehoe ward er im Anfange des Februars nicht nur von dem daselbst befindlichen Theil seiner Familie, sondern auch von seinen Untergebnen, Freunden und Verehrern mit grossen Freudenbezeigungen empfangen; es erwuchs aber für ihn aus der Menge der Liebes- und Zutrauensbezeigungen viel Beschwerlichkeit, Last und Unlust, insonderheit darinn, daß jeder, der zu Kopenhagen etwas zu suchen hatte, ihm seine Angelegenheiten empfahl. Es ging schon zu Itzehoe das allgemeine Gerücht, daß er Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst werden sollte; und als er es erfuhr, überließ er es Gott, wozu er ihn ferner gebrauchen wolle.

Am 25sten Februar reisete er von Itzehoe nach Kopenhagen ab, und ob er gleich den Anfang einer Krankheit bey sich verspürte, so wollte er doch seinen Nichtfreun-

on y a jugé et y juge encore plusieurs causes particulieres, entre autres celles, que le Comte Schwerin, qui a été à Copenhague a avec sa femme. Quant au Grandprocés, on y a donné provisionellement un arret, qui établit la necessité de publier l'ordonnance Rojale, ce qui s'est fait au son de trompe devant la maison de ville. Il y a cependant la clause: *salvis exceptionibus*, ce qui fournit une nouvelle carriére à la procedure, qui, pour en juger à vue de pays, ne finera pas avant paques. Maintenant l'Instigateur, c'est à dire, le fiscal de la couronne, agit contre le Magistrat, pour cause de désobeïssance; c'est un mal compliqué, où l'honneur du Roi, l'interet des Ministres, le bonheur de la ville, les droits du Senat, enfin, où tout se trouve pour ainsi dire en conflit. Les caisses publiques sont épuisées; la Hollande ne veut plus prêter de l'argent, parce qu'on refuse le payement des interets à l'egard des anciens capitaux, et que le Roi lui même autorise ce refus. A la fin du procès il s'agira, qui en devra porter les frais, il en foudra venir à de nouveaux impots; cela indisposera le peuple, et d'onnera peut être occasion à de facheuses extremités. Tachez d'attraper une piéce imprimée: unpartheyische Gedanken eines redlichgesinneten danziger Patrioten, elle est écrite avec beaucoup de force et de solidité etc.

freunden zu Kopenhagen die Gelegenheit nehmen, den längern Aufschub dieser Reise übel zu deuten; er hoffte auch, daß die Krankheit nicht viel auf sich haben werde. Sie nahm aber täglich zu, und als er nach Hadersleben kam, brachen die Masern so stark bey ihm aus, daß er daselbst bis zum 13ten März stille liegen mußte. Zu Itzehoe hatte sie sein Sohn Graf Christian Ernst, und ob er gleich denselben aus Vorsichtigkeit nicht besuchte, so bekam er sie doch. Während der Krankheit liessen ihn der König und die verwitwete Königin durch seinen Schwager, den Grafen Reuß Heinrich den sechsten, und durch den Oberhofmarschall, von ihrem Mitleiden mit ihm in den gnädigsten Ausdrücken versichern; die letzte ließ sich auch die Briefe an seinen Schwager schicken, welche er in die Feder dictiret hatte, um seinen Zustand desto gewisser zu erfahren. Unmittelbar vom Hofe meldete man ihm nichts davon, daß er Statthalter von Oldenburg und Delmenhorst werden sollte, es war ihm aber doch durch anderer Personen Berichte und Erzählungen wahrscheinlich geworden, daß man ihm dieses Amt auftragen werde, welches er also, nebst den Bedingungen, erwartete.

Am 17ten März 1752 kam er endlich zu Kopenhagen an, und wurde von den Ministern und Hofleuten, vornemlich aber von dem König und der verwitweten Königin, sehr gut aufgenommen. Der König ließ ihn am zweyten Tage nach seiner Ankunft in der Eremitage zu Mittag mit sich essen, (welches als etwas besonders angesehen wurde,) und versicherte ihn seiner Zufriedenheit mit seinem Betragen auf die gnädigste Weise. Dabey ließ er es nicht bewenden, sondern, um der ganzen Welt zu zeigen, daß die Veränderung der anfänglichen Bestimmung des Grafen zu Lynar von keiner auf ihn geworfenen Un-

gnade herrühre, *) sondern daß es sein Ernst sey, ihn sowohl in Ansehung der Ehre als der Einkünfte zu verbessern;

*) Ich entschliesse mich erst hier folgenden wichtigen Brief mitzutheilen, den ich 1778 von dem Grafen empfangen habe.

„Als mir der Geheimerath Berkentin 1750 meinen Rappel nach St. Petersburg überschickete, „schrieb er mir zugleich, der König ertheile mir des „Grafen Schulin Ministerstelle, so wie derselbige „sie gehabt habe. Nachher gab man vor, sie wäre „Bernstorf zuerst angetragen worden; weil aber „dieser dem Prinzen von Wallis sein Wort gegeben habe, so bald desselben Herr Vater gestorben „seyn würde, Minister in Hannover zu werden, „so könne er zu Kopenhagen nicht in das Ministerium treten. Kurz darauf starb der Prinz von „Wallis, und nun fiel das Hinderniß weg. Man „eilete indessen, den Baron Dehn ins Conseil zu „nehmen, weil der Graf — — mich durchaus „nicht um die Person des Königs haben wollte, und da wurde mit Bernstorfs Beyhülfe, „(dessen Stil ich in den Depeschen genug erkannte, obgleich Berkentin die Stelle noch verwaltete,) die Intrigue gespielet, daß, als ich bey einer „guten Laune den Großfürsten dahin gebracht hatte, „daß er gegen eine Summe von 800000 Rthlr. in „die Renunciation von Schleswig, und in die „Austauschung seines Antheils vom Herzogthum „Holstein, gegen die Grafschaften Oldenburg und „Delmenhorst, wirklich consentirte, man dieses Project, damit ich nicht so bald fertig würde und „zurückkäme, weit wegwarf, und erst lange hernach, „als der Großfürst sich nicht mehr auf die erwehnte

Art

bessern: so ernannte er ihn zum Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche Würde ehe-

dessen

„Art vergleichen wollte, es genehmigte, welcher „Spaß der Krone Dänemark nachher unterschiedene „Millionen kostete. Bernstorf leistete hierbey dem „Grafen —— seine Dienste, wie ausserdem in vielen „Fällen, da es auf die Erfindung und Ausputzung „glänzender Entwürfe ankam, mit welchen man „dem guten König Friderich den fünften die Zeit „vertrieb und ihn einschläferte, bis er sich zum Trost „derer, die, um sich und die Ihrigen zu bereichern, „statt seiner regieren wollten, endlich dem Trunk „ergab, und zuletzt fast kein Mensch mehr war. „In dieser Absicht sowohl, als weil Bernstorf für „Dänemark viel zu groß dachte, diesen mittelmäßigen Staat für den größten in Europa, und sich „für einen Richelieu ansahe, war er für das Reich, „welches er verwaltete, ein schädlicher Minister, „und der pedantische Schulin wirklich grösser als „er; denn wenn Schulin noch gelebet hätte, würde „er gewiß nicht zugegeben haben, daß zu einer Zeit, „da ganz Europa Krieg, Dänemark aber Friede „hatte, der König so viele Millionen Schulden „nachgelassen hätte. Die sanfte Wärme, mit „welcher Bernstorf seine edlen und oft bis zum „Enthusiasmus getriebenen Gesinnungen in Privatunterredungen begleitete, die anscheinende „Grösse seiner Entwürfe, und der Reichthum „seiner Ideen im Reden und Schreiben, bezauberte „freylich viele, man kann ihm auch einen gewissen „Scharfsinn und manches Löbliche nicht absprechen: „allein ein kaltblütiger Kenner der menschlichen Gemüther, siehet vieles von einer andern Seite an, „als seine Lobredner.„

dessen Anton Reichsgraf von Oldenburg gehabt hatte, und um welcher willen die Stelle eines Oberlanddrosten und Landdrosten über die beyden Grafschaften vors erste aufgehoben wurden. Man machte damals aus dieser Statthalterwürde sehr viel, und verglich sie mit derjenigen, welche der verwitweten Königin von Dänemark Bruder, der Markgraf von Brandenburg-Culmbach, Friderich Ernst, über Schleswig und Holstein, und der Prinz von Oranien über die vereinigten Niederlande hatte. Es war zwar in Vorschlag gekommen, den Graf zu Lynar in Holstein zu lassen, und ihn zum Vicestatthalter in den beyden Herzogthümern zu machen: es hatte sich aber der Markgraf heftig widersetzt, und der Graf war viel zu klug, als daß er wider des Markgrafen Willen diese Würde angenommen, und dadurch auch die verwitwete Königin gekränket hätte, die sich ausserordentlich gnädig gegen ihn bewies, und ihn sehr gern in des Grafen Schulin Ministerstelle gesehen hätte, um an ihm eine Stütze und einen Rathgeber zu haben. Als man in Holstein Gewißheit bekam, daß der Graf zu Lynar seine bisher daselbst verwalteten Aemter aufgeben, und nach Oldenburg als Statthalter gehen werde: weineten die Bürger in den Städten und die Bauern auf dem Lande. Die beyden Marschen schickten unmittelbar an den König eine Bittschrift, und baten, daß Se. Majestät ihnen den Grafen lassen mögte, erboten sich auch zu einem ausserordentlichen Geldbeytrag zu seiner Belohnung; es ward aber nicht bewilliget.

Mit dem Anfang des Julius verließ er Kopenhagen, nahm zu Itzehoe und in der umliegenden Gegend Abschied, und ging von Glückstadt über die Elbe nach Stade, und von da nach Oldenburg.

Ist Statthalter über die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst.

Hier ward er von der Stadt und von dem Lande mit so grossen Freuden aufgenommen, als wenn er der erwünschte Landesherr gewesen wäre. Das Schloß war damals fast ganz neu gebauet, groß und geräumig, und es war von Kopenhagen aus der Befehl nach Oldenburg gekommen, dem Grafen so viel Zimmer auf demselben einzuräumen, als er verlangen würde. Es waren ihm vor seiner Abreise von Kopenhagen auch die Deichcassengelder zugestanden worden, er konnte den jährlichen Ertrag seiner Einkünfte und Vortheile auf mehr als 7000 Thaler schätzen, und die Lebensmittel waren daselbst viel wohlfeiler als in Holstein. Zu Kopenhagen würde er zwar als Minister mehr Geldeinkünfte gehabt haben, es wären aber auch daselbst die Ausgaben viel grösser gewesen. Er hatte sich in den 3 letzten Jahren nicht nur viel Silber und andere kostbare Sachen angeschafft, sondern auch noch 10000 Thaler an baarem Gelde ersparet, und er hoffte bey fernern göttlichen Segen in kurzer Zeit seine jährlichen Einkünfte überhaupt bis auf 12000 Thaler zu bringen. Als er dieses und ein mehreres seiner Gemalin schrieb, setzte er hinzu: „Gott sey gelobet! er hat alles wohl gemacht, mit mir und den Meinigen, und wird es noch „ferner mit uns wohl machen, wenn wir ihm vertrauen.„ Im Julius reisete er auf einige Monate nach Köstritz, um seine Frau Schwiegermutter zu besuchen, und seine Gemalin mit den Kindern, welche bey ihr waren, abzuholen; in deren Begleitung er auch im October nach Oldenburg zurückkam. Die müßigen Stunden, welche ihm die Landesgeschäfte übrig liessen, verwendete er zu gelehrten Arbeiten, von welchen die ersten schon 1753 im Druck, jedoch ohne seinen Namen, erschienen, nemlich eine deutsche Uebersetzung der Schriften des Seneca, von der Gnade und der Kürze des Lebens, mit sehr guten

Anmerkungen, Er hatte schon in Holstein eine nahmhafte Bibliothek, als er sie aber bald nach seiner Ankunft in Oldenburg durch neuen Ankauf, und vornemlich durch die auserlesene Bibliothek des Raths und Hofmeisters von Geusau, seines ehemaligen Führers, die er für ein Paar tausend Thaler an sich gebracht hatte, vermehrete, nahm sie an Grösse und Werth sehr zu. Die griechische Sprache hatte er schon in seiner Jugend erlernet, als er sie aber in Oldenburg aufs neue studirte, brachte er es so weit, daß er, mit Zuziehung der besten Ausleger, erklärende Umschreibungen der gesammten Briefe der Apostel verfertigen konnte, welche hernach gedrucket wurden. Von unterschiedenen moralischen und politischen Aufsätzen, die er machte, gedachte er die letzten bey seinen Lebzeiten nicht in die Welt zu schicken; es ist aber doch nachher geschehen, und sie sind in mein Magazin, jedoch ohne seinen Namen, gekommen.

Er vermittelt 1757 die berühmte Convention zu Kloster Zeven.

In dem Kriegesjahre 1757 ward öffentlich viel von ihm gesprochen, als er zwischen den Herzog von Richelieu, Oberbefehlshaber des französischen Kriegesheeres, und dem Herzog von Cumberland, als General des verbundenen Kriegesheeres, die Convention zu Kloster Zeven vermittelte, welche so viel Aufsehen in Europa machte. Es hatte mit derselben folgende Bewandniß. Als am 26sten Jul. 1757 das Treffen bey Hastenbeck, zwischen der französischen und allirten Armee, zum Vortheil der ersten ausgefallen war, zog sich die letzte immer weiter an der Weser hinab, und gerieth endlich im Anfang des Septembers in dem Herzogthum Bremen und Fürstenthum

Ver-

Verden sehr in die Enge. Der dänische Staatsminister, Graf von Bernstorf, hatte keine Zuneigung zu dem königl. preußischen Hause, wollte sich aber gern der bedrängten churbraunschweigischen Länder annehmen, und weil der König von Großbritannien lange vorher dem König von Dänemark überlassen hatte, Vergleichsvorschläge zu Wien und Versailles zu thun, so vermogte Graf Bernstorf den König von Dänemark dahin, daß er sich entschloß, jetzt vors erste einen Waffenstillstand zwischen den beyden Armeen zu vermitteln. Sobald dieses geschehen war, trug der Minister von Bernstorf dem beyden Kriegesheeren sehr nahen Grafen zu Lynar die Vermittelung des Waffenstillstandes so eilend auf, daß er ihm nicht einmal eine förmliche von dem König unterschriebene Vollmacht zu derselben überschickte. Kaum hatte der Graf den Auftrag zu derselben empfangen, so gab er den Häuptern beyder Kriegesheere davon Nachricht, und verfügte sich erst zu dem Herzog von Cumberland, der ihm am 5ten September eine Note zustellte, in welcher er von seiner Redlichkeit, Unpartheylichkeit und Einsicht überzeugt zu seyn versicherte, und ihm seine Gedanken über den ersten Schritt zu dem Waffenstillstand anvertrauete. Mit derselben begab sich der Graf am 6sten September nach Kloster Zeven zu dem Herzog von Richelieu, dahin er von Bremervörde von hundert französischen Carabiniers abgeholet wurde. Als er mit Richelieu die vorläufigen Einrichtungen verabredet hatte, kehrete er noch an demselben Tage zu dem Herzog von Cumberland zurück. Am 9ten September kam, ausser dem Grafen zu Lynar, auch der General von Spörken, im Namen des Herzogs von Cumberland, zu Kloster Zeven an, und jener vermittelte den Waffenstillstand durch eine von beyden Theilen und ihm unterschriebene Convention, welche am 10ten September öffentlich bekannt gemacht wurde, und deren Garantie er von dem König von Dänemark zu verschaffen

versprach. *) Diese erfolgte zwar, weil aber die Generale der Kriegesheere keine Vollmacht zu diesem Vergleich hatten, und derselbige dem König von Preussen sehr nachtheilig und unangenehm war: so wollte ihn weder der König von Frankreich, noch der König von Großbritannien schlechthin bestätigen; sondern es wurden von beyden Seiten Schwierigkeiten gemacht, die dem Grafen zu Lynar, als Unterhändler, viele Schreiberey **) und grosse Mühe verursachten, die am Ende aber doch vergeblich war, und ihm von keiner Seite Dank verschaffete. Der königl. preußische Hof bekam Beweise in die Hände, daß der Graf zu Lynar für seine Person ihm, selbst während der bisher erzählten Unterhandlung, ergeben gewesen sey, sie hinderte aber doch desselben Mißfallen nicht.

Er verlieret die Statthalterschaft.

König Friderich der fünfte beschenkte ihn am 31sten März 1763 mit dem Ritterorden vom Elephanten. Er hatte es nun in der Ehre aufs Höchste gebracht: aber hohe Ehre und Würde sind mit vieler Versuchung und Gefahr verknüpfet, und können auch guten und vorzüglichen Menschen auf mancherley Weise zum Fallstricke werden, wenn sie nicht höchst vorsichtig und gewissenhaft bleiben. Es wurden zu Kopenhagen Klagen gegen des Grafen Verwaltung der Grafschaften erhoben, es geschahen Angaben, die insonderheit auf Eigennutz hinausliefen. Er selbst bemerkete seine Fehltritte, und leugnete sie nicht; man glaubte zu Kopenhagen, der beste Rath sey,

*) Sie stehet im 5ten Bande der Beyträge zur neuen Staats- und Kriegesgeschichte S. 49. f. die oben erwehnte Note aber im 7ten Theil eben dieser Beyträge S. 491. f.

**) Einige seiner Briefe, die er in dieser Angelegenheit geschrieben hat, stehen in den vorhin genannten Beyträgen B. 7. S. 493 bis 498, und S. 507 bis 513.

sey, daß er, ohne weitere Untersuchung abgehe, und er ließ sichs gefallen. Dieses ging im October 1765 vor, einige Wochen vor dem Tode des kranken Königs Friderich des fünften, welcher am 13ten Jänner 1766 starb. Wenn man einen grossen Mann straucheln siehet, so wird einem bange, und wenn er gar fällt, so gehet es einem durchs Herze; wenn er sich aber wieder aufrichtet, und nun behutsam bey seinen Tritten und Schritten ist, so freuet man sich mit ihm, daß das sogenannte Böse so viel Gutes gewirket hat. Folgende Stelle eines Briefes, den der Graf am 13ten März 1780 an mich schrieb, kann hier gut angebracht werden.

„Ich habe für das Beste der dänischen Staaten,
„während meiner 33jährigen Dienste, mit dem
„treuesten Eifer, (deß giebt mir mein Gewissen
„Zeugniß,) und, wie ich glaube, nicht ganz ohne
„Nutzen, gesorget. Daß an Höfen Unannehmlichkeiten vorfallen, und hier und da Privatabsichten eintreten, das ist etwas gewöhnliches. Ein
„jeder stehet und fällt seinem Herrn. Es kommet
„ein Tag, da alles offenbar werden wird. Ich
„danke Gott, der mir in meinem Alter äussere und
„innere Ruhe, und ein fröliches Herz geschenket;
„denn wo ich es versehen habe, (und wer versiehet
„es nicht?) das ist um Christi willen vergeben, und
„denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum
„Besten dienen.„

Ich vermuthe, daß diese Sache vornemlich durch die Hände des Staatsministers Grafen von Reventlau gegangen sey, von welchem ein gewissenhafter Freund einmal aus Kopenhagen an mich schrieb: „Alle, die es wohl
„mit dem Staat meynen, wünschen, daß er noch lange
„Zeit die Verwaltung der königl. Finanzen haben möge.
„Es ist Schade, daß dieser Gerechtigkeit liebende Herr

„ein

„ein so schlechter Hofmann, und nicht etwas biegsam „ist.„

Es ist merkwürdig, daß der Graf zu Lynar kurz vor Friderich des fünften Tode, und der Graf von Bernstorf schon im ersten Jahr der Regierung Königs Christian des siebenden hart beschuldiget, (wogegen er sich aber gut vertheidigte,) und im fünften aus den dänischen Diensten entlassen worden.

Der Graf zu Lynar begab sich 1766 mit seiner Familie nach der Herrschaft Lübbenau, welche damals noch seinem ältern Bruder, dem Grafen Moritz Carl gehörete; als aber dieser 1768 ohne Kinder starb, fiel sie ihm erblich zu, und er fing bald an, sie auf verschiedene Art zu verbessern. Weil er aber schon 60 Jahre alt war, so trug er die Führung der Haushaltung seinem zweyten Sohn, dem Grafen Christian Ernst, auf, verordnete ihn auch zu seinem Nachfolger im Besitz und in der Regierung der Herrschaft, weil er dafür hielt, daß er unter seinen Söhnen derjenige sey, welcher sich dazu am besten schicke.

Kurzer Bericht, wie er die letzten Jahre seines Lebens auf Erden zu Lübbenau zugebracht und beschlossen habe?

Die Jahre des hohen Alters verlebte der Graf auf eine ruhige, nützliche und angenehme Weise. Er hatte nicht nöthig in seiner Residenz einen grossen Aufwand zu machen, lebte aber anständig, und brachte es durch Sparsamkeit dahin, daß er von den Schulden, welche auf der Herrschaft hafteten, etwas Beträchtliches abtragen, und sie durch neuen Ankauf vergrössern konnte. Die Musse, welche er hatte, wendete er zur Ausarbeitung einiger politischen und gelehrten Materien an, nahm jährlich einige kleine Reisen vor, unter andern nach Berlin, wie er denn

hier

hier gemeiniglich die Hälfte des Jänners und den Februarmonat, in dem Hause seines Schwagers, des königl. Staatsministers und Oberhofmarschalls Grafen Heinrich des 9ten Reuß, zubrachte, und sahe, wie seine heranwachsende Kinder nach einander sich auf verschiedene Weise dem Dienst und Nutzen des gemeinen Wesens widmeten, auch zum Theil verheiratheten, und ihm Großkinder lieferten. Er wurde von denselben verehret, und war so väterlich weise, daß er ihnen zwar seinen Rath ertheilte, ihnen aber überließ, denselben nach Belieben zu prüfen und zu befolgen. Das 1781ste Jahr war für ihn höchst wichtig; denn er sahe am 18ten Februar seine Gemalin vor sich her in den Himmel eingehen, und verspürete im Herbst, daß die Zeit herankomme, ihr dahin nachzureisen. Die Brustwassersucht verursachte ihm lange Beschwerlichkeit und Bangigkeit, welche er aber mit christlicher Geduld ertrug, und in der gewissen Hoffnung beharrete, daß der Ausgang der Krankheit zur Ehre Gottes und zu seiner Glückseligkeit gereichen werde. Nicht viel Tage vor demselben, sprach er mit seinem gottseligen und gelehrten Sohn, dem Herrn Grafen Casimir, von der möglichen verschiedenen Art desselben, und fragte ihn, welche ist wohl die beste? Der tief gerührte Sohn schwieg noch, als er selbst mit dem freundlichsten Gesicht so fortfuhr: „ich weiß nicht, welche die beste ist; aber ich verlasse mich „allein auf den Heiland, dem ich mich empfohlen habe. „Er wird mich wohl versorgen; ich werde ihm noch dan„ken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist. „Ja, er wird alles wohl, recht sehr wohl machen, das „wirst du sehen. Er ist mein, und ich bin sein.„ Zu einem gottseligen Mann, der ihn zwey Tage vor seinem Abschied besuchte, sagte er: „Gott erzeigt mir in meiner „Krankheit unzählige Wohlthaten; denn für meine Um„stände leide ich wenig, habe den Kopf frey, und was „man eigentlich Schmerzen nennet, fühle ich gar nicht. „Die größten Wohlthaten erweiset Gott meiner Seele.

„Ich

„Ich gehe nun mit Vergnügen in die Ewigkeit, und zu „dem Heiland. Wir sind sinnliche Menschen, und „können von dem, was künftig mit uns vorgehen wird, „keine anschauende Kenntniß haben; also weiß ich auch „nicht, wie mir eigentlich seyn wird; aber so viel weiß „ich doch, er wird mir das Leben und volle Genüge „geben.„ Diese letzten Worte sprach er mit freudigem Nachdruck. Ueberhaupt zeigte er sich bey seinem Abschied von der Erde als einer, der gewiß ist, von Gott begnadiget zu seyn, und seiner seligen Vollendung entgegen zu gehen. Und so stunden Puls und Othem still am 13ten November 1781, als er 73 Jahre weniger 5 Wochen auf Erden gelebet hatte.

Sein Character.

Der Graf zu Lynar war ein wohlgewachsener und wohlgebildeter Mann, von mehr als mittler Grösse; hatte blondes Haar, und eine lebhafte Gesichtsfarbe. Es zogen sich zwar von seiner Kindheit an oft scharfe Feuchtigkeiten nach seinen Augenliedern, insonderheit des rechten Auges, und verengeten dieselben unter schmerzhaften Empfindungen: allein die Augen selbst waren gut, und zeigten, wenn er redete, viel Lebhaftigkeit und Feuer, und sprachen also stark mit, sowohl wenn er Zufriedenheit und Vergnügen, Freundschaft und Liebe, als wenn er Unlust und Mißvergnügen äusserte. Im letzten Fall machte er zwar eine lächelnde Mine, hörete aber mit einem ernsthaften Blick auf, der starken Eindruck machte. In der Gelenkigkeit und Schmeidigkeit des Körpers, und in der edlen und feinen, schönen und anmuthigen Bewegung desselben, hatte er es weit gebracht. Sein ganzer äusserlicher Anstand kündigte einen sehr kraftvollen, geistreichen und einnehmenden Mann an, der in und mit der grossen Welt zu leben, und in allen Fällen sich zu helfen wußte. Seine

Tenor-

Tenorstimme war angenehm, seine Rede geschickt, und, bey allem Schein der Natürlichkeit, kunstreich und nett. Er hatte eine grosse Gabe zu überreden, sogar, daß er auch alsdenn, wenn das Recht auf der Seite dessen, welchem er eine Erinnerung geben wollte, eben so stark, ja mehr als auf der seinigen war, jener, während der Unterredung, an sich selbst leicht irre wurde und verzweifelte. Er konnte Personen verschiedener Art ungemein natürlich vorstellen, und dadurch Verwunderung verursachen, auch wohl, wenn er es darauf anlegte, eine ganze Gesellschaft angenehm unterhalten.

Alle Kräfte seiner Seele waren einer hohen Stufe der Vollkommenheit fähig, er erreichte diese auch wirklich, und niemand übertraf ihn in der natürlichen Gabe und durch Fleiß erworbenen Geschicklichkeit, das, was sein Verstand gefasset, und sein Gedächtniß verwahret hatte, auf die beste und einnehmendste Art zu zeigen und anzubringen. Da nun dessen, was er wußte, viel war, so ist leicht zu erachten, daß er, wenn er es wollte, ausserordentlich glänzen konnte. Er erzählete selbst, „daß er „schon in seiner ersten Kindheit, wenn er vor Fremden „erscheinen müssen, alle Kräfte aufgeboten habe, um „schön zu thun, und mit seinen Künsten zu Markte zu „ziehen; daß er sich alles zugetrauet, und tausenderley „Einfälle gehabt habe.„

Er schrieb eine sehr feine, reine, deutliche und nette Hand. Sein deutscher Stil, in Aufsätzen aller Art, hatte viel von der Kanzley, er konnte sich aber auch in Briefen natürlich schön und angenehm ausdrücken; wie ich ehedessen aus seinen Briefen an seine Gemalin ersehen habe. Die passenden Ausdrücke hatte er in allen Fällen sehr in seiner Gewalt. In französischer Sprache redete und schrieb er sehr gut, und in der lateinischen besser als viele, ja, ich mögte sagen, als die meisten Amtsgelehrten. In der malerischen Zeichnung mit dem Bleystift und der Feder hatte er es in seiner Jugend weit gebracht, und machte

insons-

insonderheit sehr ähnliche Umrisse von den Personen, von welchen er andern eine Vorstellung verschaffen wollte. Von der Malerkunst war er ein grosser Liebhaber und ein Kenner, schaffte sich auch eine artige Sammlung von guten Gemälden an. Zu der Instrumentalmusik hatte er Talent und Lust, und bloß die Menge wichtigerer Geschäfte, und der überwiegende Hang zu denselben, hielt ihn ab, meisterhaft in derselben zu werden. Zu St. Petersburg setzte er sich manchmal an das Clavier, wenn ein gewisser Tonkünstler ihn besuchte, und ließ sich von demselben zurechtweisen. Die Dichtkunst übte er selbst in dem Geschmack aus, welcher in der Mitte unsers Jahrhunderts in Deutschland gefiel, ohne doch Anspruch an den Titel eines Dichters zu machen, denn er nannte sich höchstens einen Versmacher. Ausserordentliche Vorfälle, besondere Heiterkeit des Gemüths, auch starke und fromme Empfindungen, entweder bey grossen göttlichen Wohlthaten, oder beym Nachdenken über seine Mängel und Gebrechen, *) erweckten die dichterische Gabe in ihm, und

es

*) Von dieser Art will ich hier 3 Proben aus seinem mittlern Alter, und noch eine von anderer Art, mittheilen, in der gewissen Hoffnung, daß sie gottseligen Lesern angenehm seyn werden.

Bußgedanken.

Mein Heyland, sieh hier liegt der Wurm, die arme Made,
Von allem Rath entblößt, durch Schulden abgeschreckt;
Hier lieg ich Elendsvoll, und suche die Genade,
Die Sünder selig macht, und Todte auferweckt.
Ich bin ja dein Geschöpf; das sündige Geschlechte
Ist von dem Vater dir zum Eigenthum geschenkt.
Wärs möglich, daß dein Herz nicht auch an mich gedächte!
Das mit Erbarmen sich zu allen Sündern lenkt.
Dein Zweck bleibt liebesvoll, und du thust nichts vergebens,
Wie öfters hast du mich nicht kräftig angefaßt!

Un-

es ist oben schon eine Probe vorgekommen, von der ich vermuthen darf, daß sie gefallen haben werde.

Seine

Unmöglich hast du mir den selgen Blick des Lebens
Zum Fall und Tod bestimmt, den du gebüsset hast.
Hätt'st du vorher gesehn, die Ueberzeugung würde
Mir zur Verdammniß seyn, du hättest dir gewiß
Und mir das Leid erspart, drum wenn ich gleich die Bürde
Vor mich nicht heben kann, und wenn der Schlangenbiß
Mir gleich unheilbar scheint; so sind doch deine Kräfte,
O wunderbarer Arzt! von unbeschränkter Macht.
Und hindert gleich der Feind zum öftern dein Geschäfte;
So wird es doch zuletzt von dir zum Stand gebracht.
In dieser Zuversicht will ich es gläubig wagen,
Und gebe mich dir hin so elend wie ich bin.
Ich darf dir meine Noth nicht erst umständlich sagen,
Du kennst mein Innerstes, dir ist mein ganzer Sinn
Bewußt und offenbar, du weißt, daß ich dich liebe,
Daß ich dich längst geliebt, und doch des Satans List
Mir da ich nicht gewacht, durch Hülfe böser Triebe,
So Fleisch und Blut erregt, zu mächtig worden ist.
Ach! wär ich immerdar bey deinem Creutz geblieben,
Und hätte dessen Kraft zur Treue angewandt;
So würde mich anjetzt die Sünde nicht betrüben
Die dich und mich getrennt, die dir und mir bekannt.
Wenn einer gleich bey dir die reinste Lust empfunden,
Und einen Augenblick sich nur von dir entfernt,
So wird er alsofort bestrickt, gefällt, gebunden,
Das hab ich, leider! mir zum Schaden auch gelernt.
Träg, untreu, schüchtern, todt, das folgt stets eins dem andern;
Doch deine Treu ist groß, du suchst dein Eigenthum:
Du lässest mich nicht stets im Thal des Todes wandern;
Du reitzest, lockst und treibst, und holst mich doch herum.
Gelobet sey der Herr, der Herr von grosser Treue,
Der sein verirrtes Schaf so väterlich gesucht.

Ach!

Seine Gelehrsamkeit hatte einen ansehnlichen Umfang, daher er auch mit Gelehrten von allen Klassen auf eine

Ach! wäre nur mein Herz so voller Schmerz und Reue,
Als wie es seine Schuld verdammet und verflucht.
Verkriechen muß ich mich, und in den Boden sinken,
Wenn deiner Klarheit Licht auf meine Greuel blickt.
Mir dünkt, ich sehe schon das Schwerdt der Rache blinken,
Das der ergrimmte Arm des strengen Richters zückt.
Ich habs zu arg gemacht, du hattest mich gezogen,
Ich folgte dir auch nach, und kehrte wieder um,
Eh ich es mir versah, so war ich schon betrogen,
Der Welt zum größten Sieg, zum Spott dem Christenthum.
Ich fühlte zwar gar oft des guten Geistes Strafen,
Halb wollt ich, halb auch nicht, und bin so nach und nach,
Im lauen Schlummer erst, und dann im Tod entschlafen,
Bis deines Lichtes Glanz durch alle Wolken brach,
Und mir ans Herze drang, da wachte mein Verderben
Und die Verdammniß auf; ich lag im tiefen Koth,
Ich lebte nicht, und doch sah ich mich täglich sterben,
Es folgte Fall auf Fall, es folgte Tod auf Tod,
Wie einer, der im Schlamm grundloser Gründe stecket,
Und dem sein Untergang bereits von weiten winkt,
Wenn er den müden Arm nach Busch und Sträuchen strecket,
Je mehr er sich bemüht, nur desto tiefer sinkt.
Nun wollt ich gern heraus, und weiß mir nicht zu rathen,
Als bloß mit dir allein, o! du erwürgtes Lamm,
Das ja geschlachtet ist für meine böse Thaten
Ich flieh zu deinem Creutz, ich nagle an den Stamm
Desselben meine Schuld. Ach! aber, mir ist bange,
Das Maaß der Traurigkeit sey noch nicht groß genug,
Und daß ich nicht genug nach dir, mein Heil, verlange;
Wer schafft mir Sicherheit vor falschen Selbstbetrug.
Das Herz ist gar zu bös und voll verborgner Tücke,
Dahinter sich die Welt und auch der Satan steckt,

Wie

eine für dieselben unterhaltende und angenehme Art umgehen konnte. Er lehrete auch gern, und gab einmal zu

Wie leicht bleibt insgeheim ein Bann darinn zurücke,
Den Stillestehn verräth, und Fallen ganz entdeckt.
Nun ich will ferner nicht mich ängsten, sorgen, klagen,
Genug, ich bin erkauft, du wirst mich doch nicht quit.
O! mein Immanuel, du hast die Last getragen,
Du gehst nach Golgatha, und ich geh gläubig mit.
Stell dich nur immer hart, verbirg die heissen Thränen,
So dir dein Josephssinn aus Brust und Augen drängt,
Dein Herz verräth sich doch, mein hungervolles Sehnen
Hat es schon längst zu mir mitleidig hingelenkt.
Ach! mache mich doch weich, laß mich wie Wachs zerrinnen,
Zermalm den spröden Geist, zerschmelz das harte Herz,
Gieb Lieb' und Glaubenskraft, und kehre meine Sinnen
Von allem Eitlen ab, und zu dir himmelwärts.
So will ich täglich mich in deinem Blute baden,
Und was noch an mir klebt, und mir das Spiel verdirbt,
Das will ich dir, mein Heil, auf deine Schultern laden,
Bis du alleine lebst, und alles andre stirbt.

Pfingstlied.

1.

Unschuld'ges Gotteslamm, das für die Welt gestorben,
Du hast die Schuld bezahlt, und mir das Heil erworben,
Ach! schenke durch dein Blut, den rechten Lebenssaft,
Zur Liebe neuen Trieb, zum Glauben neue Kraft.

2.

Ich bin ja von Natur ganz todt und ohne Leben,
Du lebst, und kannst auch mir das Leben wieder geben;

zu Itzehoe zum Vergnügen einigen Candidaten des Predigeramts Unterricht im Kirchenrecht; aber zur Unterwei-

Ja, was noch mehr, du giebst, wie es dein Mund verheißt,
Zum Pfande deiner Treu, uns deinen guten Geist.

3.

Ey nun so gieb mir doch den Geist, der dich verkläre,
Der meinen blöden Mund das Abba sprechen lehre,
Der, wenn mich das Gefühl bewußter Schulden schreckt,
Mir das versöhnte Herz des Vaters bald entdeckt.

4.

Den Geist, der dich recht groß in meinen Augen mache,
Daß ich die schnöde Lust der Welt dabey verlache,
Und mir nichts wichtig sey, als nur das weisse Kleid
Der Unschuld meines Lamms, und der Gerechtigkeit.

5.

Gieb mir den Geist der Zucht, der mich stets vor dem Schlafe
Der Sicherheit bewahr, und das Gewissen strafe;
Der, wenn die Falschheit sich im Grund des Herzens regt,
Wacht, warnet und entdeckt, und mich recht heilsam schlägt.

6.

Gieb mir den Geist des Trosts, der, wenn die finstern Schatten
Der inn- und äussern Noth mich schrecken und ermatten,
Die theure Wahrheit mir ins blöde Herze schreibt,
Daß deine Kinder stets der Sturm in Hafen treibt.

7.

Gieb mir den Geist des Lichts, der mich recht unterweise,
Wie ich zur Ewigkeit gewiß und sicher reise,

Und

weisung seiner Kinder würde er nicht Geduld genug gehabt haben, denn ein langsamer Kopf war ihm

Und gehts zur Welt hinaus, so gieb bey diesem Schritt,
O Jesu! deinen Geist mir zum Begleiter mit.

Moralische Gedanken.

Der Mensch ist so; er will sich selber rathen,
Und auf dem Weg, den er erwählet, gehn.
Gelingt es denn, so pflegt er seine Thaten
Als einzgen Grund des Fortgangs anzusehn;
Schließt Gottes Vorsicht aus, und bleibet fest dabey,
Daß jeder Sterbliche Schmidt seines Glückes sey.

Ja schmiede nur, o Mensch, Gott führt den Hammer,
Und bildet draus das, was er bilden will;
Du suchst den Trost, und findst dafür den Jammer.
Du treibest an, und es steht alles still;
Du willst, und kömmst nicht fort, sinnst nach, und trifst es nicht,
Weils deinem Aug' an Licht, dem Arm an Macht gebricht.

Schlägt es dann fehl, so öffnen sich die Quellen
Der Ungeduld; der Unmuthsvolle Sinn
Sucht immerfort, gleich tückischen Rebellen,
Die Schuld in Gott, die Hülfe ausser ihn.
So freylich ist der Mensch oft seines Unglücks Schmidt,
Weil er in Eigenheit den falschen Weg betritt.

Ein wahrer Christ, der in des Höchsten Güte,
Die ihn umgiebt, nie eingen Zweifel setzt,

eben so unangenehm als Flatterhaftigkeit, und er äusserte gleich Unwillen darüber. Er las viele Bücher und Schriften,

Behält ein still' und ruhiges Gemüthe,
Da, was geschieht, er stets fürs Beste schätzt.
Er weiß, und er erfährts, hält nur der Glaube Stich,
So machts Gott immer gut und unverbesserlich.

Siehts dunkel aus, und zeigen bange Schatten
Ihm dann und wann ein schreckenvolles Bild,
So läßt er sich durch Sorgen nicht ermatten,
Er betet nur, und fängt mit diesem Schild,
Zur größten Förderung in seinem Christenlauf,
Die zweifelmachenden betrübten Pfeile auf.

Drum sammlet euch ihr irrenden Gedanken,
Die Lust und Furcht oft durch einander treibt,
Tret't unverweilt in die gemeßne Schranken
Der höchsten Macht, die sich stets ähnlich bleibt,
Die sich geschäftig zeigt, wenn meine Ohnmacht ruht,
Und, wenn ich nichts mehr will, erst, was ich wollte, thut.

Vertrauen zu der Vorsehung.

Mensch! wirf den Zirkel weg, der künftge Zeiten mißt,
Und trau dem Auge nicht, das stets im Dunkeln list;
Bey Sonnenaufgang wird gar manches aufgehellet,
Das in der Dämmerung sich anders dargestellet.
Des Menschen Sinn ist tief, sein Herz veränderlich,
Bald täuschet er sich selbst, und bald betrügt er dich.
Man bauet auf den Sand, wenn man auf Menschen bauet,
Und irrt sich oft, wenn man auf leere Worte trauet.

Du

Schriften, und weil sein Gedächtniß eben so groß war als sein Verstand, so behielt er auch viel von dem, was er gelesen hatte, und trug es im gesellschaftlichem Umgang richtig und urtheilend vor. Seine eigene Bücher, von welchen hernach die Rede seyn wird, bestätigen seine Gelehrsamkeit. An moralischen Sätzen und Regeln der Weisheit war er reich, und ich will unterschiedene derselben in der Anmerkung *) sammlen und aufheben.

Der

Du denkest, und Gott lenkt; du baueſt, er zerbricht,
Du schneidest heute zu, und morgen paßt sichs nicht.
Drum setz die Hoffnung nicht auf ungewisse Sachen,
Die, wenn die Rechnung fehlt, dich können traurig machen.
Vertrau des Höchsten Rath, der unbeweglich steht,
Obgleich sein weiser Weg in tiefen Wassern geht.
Zerbrich dir nicht den Kopf, laß dir nichts Süsses träumen,
So schlägt dir auch nichts fehl; Gott wird dich nicht versäumen.

*) Ich bringe sie aber in keine systematische Ordnung, sondern liefere sie so, wie ich sie aus Briefen zusammengetragen habe.

Leute die mit ihren Gedanken nirgends zu Hause sind, sind auch gemeiniglich zu nichts nütze; wenn sie gleich Verstand haben, aber ihn bey einer unglücklichen Gelegenheit schlafen lassen, so werden sie für Einfältige gehalten.

Der Eindruck, den man andern Menschen von sich giebt, hänget oft von einer einzigen unbedachten Antwort ab, welche hundert kluge Einfälle nicht wieder gut machen können; wenigstens wird man für einen Menschen gehalten, der zuweilen träumende Intervalle hat, und das ist schon genug zum Mißcredit.

Die Gewohnheit kann die Natur ändern, aber das Raisonnement und der Vorsatz selten.

Langsames und accurates Sprechen ist ein Zügel für die Gedanken.

Das Behältniß, worinn jeder Mensch, wie man saget, seine Hasen einschliessen soll, scheinet bey — — nicht wohl verwahret zu seyn, denn sie laufen herum.

Man

Der Graf war in Ansehung des Körpers ein saft- und blutreicher Mann, und würde von seiner ersten Jugend

Man kann mit dem Schwerdt der christlichen Freyheit nicht alles durchhauen.

Gesunde Augen zu gegründeter Einsicht in alle Umstände und Schickungen, sind das bewährteste Mittel gegen alle Gemüthsunruhe.

Verführerische Menschen giebt es überall, und die offenbare Gefahr ist in gewisser Absicht weniger schlimm, als die heimliche und verborgene, denn gegen jene kann man die Mittel leichter ergreifen.

In der Ungewißheit und beym geringsten Zweifel muß man nichts bestimmen, sondern sich ins Weite halten, wenigstens es so verdeckt berühren, daß das böse Gewissen hier und da es wohl merke, aber nicht klagen könne, und man also vor dem eigenen Irrthum, und anderer Leute Empfindlichkeit, gedecket sey.

Selbst gegen vertraute Freunde muß man sich nicht anderst äussern, als wie man wünschen würde sich geäussert zu haben, wenn diese Leute dereinst aufhöreten unsere Freunde zu seyn.

Je enger wir unsern Zirkel einschränken, desto weniger turbulente Puncte berühren wir.

Vom Reitze des Glänzenden und Schönen getäuscht, schreiben die Leute zuweilen etwas hin, das sie nur halb überlegen.

Es gehöret ein grosser Fond, viel usage du monde, und viel Nachdenken dazu, um das Entretien, sonderlich bey Höfen, immer auf eine unverfängliche Art fortzuführen. Man giebt nur Achtung, ob ein Mensch à propos spricht, und ob das, was er sagt, immer den bon sens, und die so nöthige Klugheit, zum Grunde hat.

Das beste Raisonnement scheitert gegen Natur und Gewohnheit, und wenn der Mensch sich auch durch Gottes Gnade die Herrschaft über seine Leidenschaften erwirbet, so muß er doch beständig mit sich selbst und der Versuchung kämpfen.

In Noth und Tod zeiget sich der Mensch erst wie er ist.

Wenn Leute viel von uns erwarten, vermuthlich mehr, als wir zu leisten vermögen, so können wir ihnen keinen grössern Dienst thun, als wenn wir ihnen die schwache, ja gar vergebliche Hoffnung, benehmen.

gend an in gefährliche Ausschweifungen gerathen seyn, wenn ihn nicht die Religion zurückgehalten hätte. Wenn Personen seines Temperaments durch dasselbe in Anfechtung und Versuchung gerathen, so darf man sich darüber nicht wundern; es ist aber gewiß, daß nicht der Verstand, sondern die Religion sie bewahre und rette. Ich bin überzeugt, daß es von seiner Jugend an seine Gesinnung gewesen ist, Gott wohl zu gefallen, und unserm Erlöser und Herrn sich dankbar und gehorsam zu beweisen, und daß er dieselbe bis zum Beschluß seines Lebens auf Erden beybehalten hat: aber in seinen lebhaften Jahren hat er viel mit sich selbst zu kämpfen, auch oft vor Gott

Ich habe neulich einen Brief (von der Gr. von Be.) bekommen, der über die natürliche Vernunft hinweg steiget, und den Gränzen der erhabenen Narrheit ziemlich nahe kömmt. Es ist eine rechte Demüthigung für das menschliche Geschlecht, daß solche Gaben und solcher Verstand, als man bey dieser Dame findet, just das Gegentheil von dem hervorbringen können, wozu sie gegeben sind.

Die lateinischen Frauen sind eben so gefährlich als die lateinischen Küchen.

In der vernünftigen Welt fällt es keiner Frau, die über 35 Jahre alt ist, mehr ein, jung und schön seyn, oder paradiren zu wollen; sondern da trit an die Stelle der Jugendblüte eine reife Frucht der Erfahrung, der Klugheit, der Gründlichkeit, der Ueberwindung, der geschickten Einschmelzung in allerley Umstände u. s. w. Eine Ehegattin gefällt ihrem verständigen und erfahrnen Mann am meisten durch den innern Schmuck der Gottseligkeit, der Freundschaft, der Douceur, der zuvorkommenden Gefälligkeit, der klugen Abwendung des Verdrusses, und dergleichen, denn dadurch wird einem Mann, dessen Jahre zunehmen, und der mit vielen Geschäften und Arbeiten belästiget ist, das Leben erleichtert, und desselben Abkürzung gehindert.

Es fehlet mir an Zeit, mehrere moralische Sätze des Herrn Grafen aufzusuchen und anzuführen. In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Schrift des Seneca von der Gnade, die hernach vorkommen, ist eine gute und schätzbare Anzahl derselben zu finden.

Gott zu demüthigen Ursache gehabt, welches auch geschehen ist, wie seine oben mitgetheileten Bußgedanken bezeugen. Der Kopenhagener Hof war in den Zeiten, in welchen er sich an demselben aufhielt, und ihn besuchte, ein Prüfestein der Gesinnung. Während der Regierung Christians des sechsten durfte man sich der christlichen Gesinnung nicht schämen, denn der König hatte sie selbst, und achtete diejenigen vorzüglich, bey welchen er sie zu finden glaubete; aber man gerieth in die Gefahr des Mundchristenthums. Als König Friderich der fünfte die Regierung antrat, wurden vieler Menschen Herzen entdecket; unterschiedene wurden nun für Heuchler erkannt, andere gute Standespersonen aber wollten dem jungen König und desselben neuen Hofleuten durch leichtsinnige Lebhaftigkeit gefallen, und strauchelten nicht wenig. Unter den letzten war auch der Graf zu Lynar, aber er besann sich bald, und wandelte mit festern Schritten auf dem Wege der christlichen Rechtschaffenheit. Einem Baron von Sölenthal, gewesenen Hofmeister des Kronprinzen Friderich, nachherigen Administrator der Grafschaft Rauzau, war es selbst, wegen seines Temperaments, leichter, als dem Grafen zu Lynar, fest und unbeweglich in der gottseligen Gesinnung zu bestehen. Der Graf zu Lynar ging gern mit christlichgesinneten Personen um, suchte sie sowohl auf seinen Reisen, als an den Oertern seines Aufenthalts auf, stieß sich nicht daran, wenn sie etwas willkührlich geformtes in ihrem Christenthum hatten, sondern sah auf den Gott und dem Heiland ergebenen Sinn, und ließ sich durch denselben in seiner eigenen guten Gesinnung stärken und befestigen. Die Spötter der Religion kamen übel bey ihm an, denn er fertigte sie durch Verstand, Witz und Religion so ab, daß sie Ursache hatten sich zu schämen.

Großmüthige und belohnende Freygebigkeit war zwar nicht seine Sache, aber an Menschenliebe und mitleidiger Gutthätigkeit fehlte es ihm nicht. Unnöthigen und überflüßi-

flüßigen Aufwand vermied er sehr, wenn es aber Zeit und Umstände erforderten, einen ansehnlichen Aufwand zu machen, so brachte er ihn durch die gewöhnliche Mäßigkeit und Sparsamkeit wieder ein. Man muß dieses dadurch erklären, entschuldigen und rechtfertigen, daß er in seinen jüngern Jahren nur etwas mäßiges an Vermögen und Einkünften, in den mittlern Jahren viel Kinder, und beym Anfang der hohen Jahre keine Amtseinkünfte mehr hatte, und Schulden aufs sorgfältigste vermied. An Höfen und in vornehmen Gesellschaften zeigte er sich nicht prächtig, aber sehr nett und schmackhaft; so wie es mit seiner persönlichen Würde und Anmuth am besten übereinkam.

Seine Gabe, sich in Menschen von allen Ständen und Lebensarten zu schicken, zu den Geringen sich herab zu lassen, und bey den Vornehmern und Höhern so zu betragen, daß sie Achtung für ihn fassen und beybehalten mußten, war ungemein groß. Er konnte Hohe und Niedere auf eine ihnen angenehme Weise unterhalten, und jenen, so wie allen, bey welchen er sich beliebt machen wollte, etwas Angenehmes sagen, und dadurch belohnte er in einigen Fällen mehr, als andere durch Geschenke. Es ging ihm aber auch wohl so, wie es allen geschwinden Köpfen zu gehen pfleget, daß im lebhaften Umgang ihr Ausdruck nicht gewählt genug ist, und also das Compliment nicht recht verstanden und gedeutet wird. Im September 1751, am Namenstage der Kaiserin Elisabeth, war er zu St. Petersburg am Hofe, und vor der Abendtafel in dem innersten Zimmer bey der Großfürstin, (jetzigen Kaiserin,) dahin die Kaiserin kam. Sie erwies sich gegen ihn sehr gnädig, und führete ihn nebst der Großfürstin, der Landgräfin von Hessen, und der Fürstin Trubetzkoi, erst in ihr Schlafzimmer, in welchem ein neues im Lande verfertigtes prächtiges Bette von Couleur de chaire mit Silber gestickt war, und hernach in ihr Cabinet, und in ein anderes, welches wie ein Baum aussahe,

und

und in welches man ebenes Fusses ging. Die Thür zu diesem letzten wollte nicht aufgehen, und des Grafen zu Lynar Bemühung, dieselbige zu eröffnen, war vergeblich, aber der Kaiserin gelang die Eröffnung, und sie ergrif das Licht, um zu leuchten, welches ihr aber der Graf abnahm. Als er nun die Schönheit und Pracht dieser Zimmer bewunderte, sagte die Kaiserin, sie habe den Fehler, daß sie gern baue. Der Graf antwortete, das ist ein kaiserlicher Fehler. Ueber diesen Ausdruck lachte die Kaiserin sehr; der Graf aber erklärte ihn gleich zu ihrer Zufriedenheit dahin, daß den Privatpersonen solcher Fehler wohl verboten sey, der viele Leute ernähre.

Seiner Schwiegermutter, der Frau Gräfin Reuß zu Köstritz, und seiner Tante, der Frau Gräfin Windischgrätz zu Berlin, erwies er persönlich und in Briefen grosse Ehrerbietung; und daraus habe ich geschlossen, daß er gegen seine Frau Mutter, welche erst 1745 starb, eben so ehrerbietig gewesen sey.

Sein Frau Gemalin, eine tugendhafte und gottselige Dame, war lebhaft in Worten und Affecten, aber langsam und umständlich in Geschäften, im Anzug und im Essen, so daß sie die rechte und bestimmte Zeit oft versäumte. Dieses zu vertragen, war Geduld nöthig, und die bewies er auch oft so, daß ich mich darüber verwundern mußte. Ihr Gesicht war durch die Kinderblattern mehr und merklicher als das seinige verdorben, und er war schöner als sie. Oeffentlich und in Briefen erzeigte er sich höflich und artig gegen sie, wies sie auch in den letzten auf eine sanfte Weise zurecht. Dieses bezeugen unter andern die 31 Briefe, welche er vom 14ten Februar 1750 bis gegen das Ende des Juniusmonat 1752 an sie schrieb, die sehr weitläuftig waren, und in welchen er sie mit vielen kleinen Erzehlungen, Beschreibungen und Schilderungen von Personen und Sachen

chen unterhielt. Von seiner ehelichen Gemeinschaft mit ihr zeugen die 12 Kinder, welche sie ihm geboren hat, und von welchen ich die noch lebenden anführen will.

1. Herr Graf **Friderich Ulrich**, geboren zu Stockholm am 16ten März 1736. König Friderich der erste von Schweden hielt ihn zur Taufe. Er ward im ersten Jahr seines Lebens von Stockholm nach Köstritz zu seinen Großeltern geschicket, welches zwar diesen, insonderheit seiner Frau Großmutter, sehr angenehm, für ihn aber nicht so nützlich war, als wenn er unter der väterlichen Aufsicht herangewachsen wäre. Er hat mehr von der reußischen als lynarischen Familie. In seinem vierzehnten Jahr ward er schon königl. dänischer Kammerjunker, und begleitete seinen Herrn Vater auf der Reise nach St. Petersburg, woselbst er in Ansehung der äussern Lebensart und des Umganges mit andern sehr viel lernte. Im Maymonat 1750, am Krönungsfest der Kaiserin Elisabeth, stellete ihn sein Herr Vater der Monarchin, dem Großfürsten und der Großfürstin vor, wobey er sich verständig und gesetzt betrug, und allgemeinen Beyfall fand, er speisete auch mit im grossen Saal an der figurirten großfürstlichen Tafel, und weil sein Herr Vater weit von ihm saß, nahmen ihn die beyden Ceremonienmeister Graf Santi und Wesselofsky in ihre Mitte, und waren mit seinem Betragen sehr wohl zufrieden. Am Ende des Julius nahm er Abschied vom kaiserlichen Hofe, und bestieg mit mir in den ersten Tagen des Augusts ein lübeckisches Schiff, um auf demselben über die Ostsee nach Lübeck zu reisen. Diese Reise währete in die 7te Woche, und war sehr beschwerlich und gefährlich. Insonderheit hielt ein Sturm vom 20sten bis 25sten August bey Tage und Nacht mit grosser Heftigkeit an, und schon am dritten Tage in der Nacht kam eine Ueberfracht von Stangen-Eisen in solche Bewegung, daß dem Schiff dadurch ein plötzlicher Untergang gedrohet wurde. Der

junge

junge Herr Graf fragte mich, ob wir jetzt ins Meer versinken würden? als ich ihn aber zum Vertrauen auf Gott ermunterte, der uns nicht verderben lassen würde, bekam er grössern Muth als irgend jemand auf dem Schiff, war aber doch willig, in den grausamen Wellen zu versinken, wenn es Gott gefallen würde, und wünschte in diesem Fall nur, daß seine Familie erfahren mögte, unter welchen Umständen es geschehen, und daß er dabey ruhigen Gemüths gewesen sey. Als er von Itzehoe nach Friderichsruhe zu der Frau Markgräfin von Brandenburg fuhr, um derselben aufzuwarten, gefielen ihr seine Erzählungen von St. Petersburg und von seiner Seereise so sehr, daß sie ihn an der Tafel neben sich sitzen ließ, um ihn desto besser zu hören, und zum Abschied ihn nach St. petersburgischer Gewohnheit stark küssete, auch nachher viel Werkes von ihm machte. Er war damals im 15ten Jahr. Nach der Zurückkunft seines Herrn Vaters aus Rußland ging er 1752 nach Soröe in Dänemark, auf die dasige Ritterakademie, war von 1754 bis 56 auf der Universität zu Halle, woselbst ihn die Kinderpocken hart angriffen, hernach von 56 bis 58 auf der Universität zu Jena, wo er einem Herrn von Kettelhod bey seiner Inauguraldisputation opponirte, und 1760 trat er, in Gesellschaft des hessencasselschen Raths, Herrn Reifstein, die gewöhnliche Reise der jungen Standespersonen nach Helvetien, Italien und Frankreich an, auf welcher Herr Reifstein zu Florenz blieb. Er ist nachher Regierungsrath zu Oldenburg und dänischer Kammerherr geworden, hat aber die Rathsstelle nach seines Herrn Vaters Abzug von Oldenburg aufgegeben, und von der Zeit an bis jetzt sich mehrentheils auf Reisen aufgehalten, also daß er viele Länder, Städte, grosse und kleine Höfe gesehen, und viele Menschen kennen gelernet hat. Aus seinen Tagebüchern von einigen kleinen Reisen hat er dem Herrn Akademicus Bernoulli Auszüge mitgetheilet, der sie in seine

Samm-

Sammlung kleiner Reisen gebracht hat, so daß er unter die Reisebeschreiber gerechnet werden kann.

2. Graf **Christian Ernst**, geboren zu Itzehoe am 6sten Februar 1742. Schon in seiner Kindheit war er sehr ernsthaft, gewissenhaft und gottselig. 1750 kam der Koch seines Herrn Vaters zu ihm in das Zimmer, um Possen zu machen, da nahm ihn der kleine Graf stillschweigend bey der Hand, und führete ihn an den Tisch, auf welchem die Bibel lag, schlug die Stelle auf, in welcher der Herr saget, daß die Menschen würden von ihren unnützen Worten Rechenschaft geben müssen, und sprach darüber mit einem so ernsthaften Gesicht, daß es bey dem Koch einen starken Eindruck machte. 1754 ward er auf das Pädagogium zu Glauche bey Halle geschickt, woselbst er die Kinderpocken bekam, nach welchen sich ein innerliches Geschwür zwischen den linken Rippen zusammenzog, welches ihm eine langwierige Krankheit zuzog, nach deren Ende sein Körper etwas schief wurde. Erst studirte er auf der Universität zu Jena, hernach ging er in Kriegesdienste, weil er sich aber für dieselben nicht schickte, so studirte er zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit. Er war Johanniterritter, und churfürstlich sächsischer Kammerherr. Als sein Herr Vater die Herrschaft Lübbenau bekommen hatte, verordnete er ihn zum Erben derselben; er überlebte aber seinen Vater nicht lange, und hinterließ von seiner Gemalin einige unmündige Kinder. Er hatte nicht überflüßigen, aber gesunden guten Verstand, nicht viel Fähigkeiten, aber diejenigen, welche er besaß, wendete er gut an.

3. Die **Gräfin Charlotte Wilhelmine Isabelle**, geboren zu Itzehoe am 20sten Jul. 1743. Sie war schon in ihrer ersten Kindheit ungemein lebhaft und geistreich, und mit Erstaunen hörete ich 1749 sie ihre Eltern treffend characterisiren. Ihr Herr Vater liebte sie vor

allen

allen seinen Kindern, weil sie so grosse Aehnlichkeit mit ihm hatte. Als sie heranwuchs, wurde sie Stifsfräulein zu Herfort, und hernach Gemalin des römisch kaiserl. Generals Friderich Leopold Grafen von Wartensleben, der schon 1770 starb, und von welchen sie einen Sohn hatte, der auch nicht alt wurde. Die verwitwete Königin von Dänemark, Sophie Magdalene, schenkte ihr ihren Orden de l'union parfaite.

4. Der **Graf Rochus**, geboren am 18ten März 1745. Er ist der schönste unter allen Kindern seiner Eltern, und machte sich in seiner Kindheit dadurch, und durch seine witzigen Anmerkungen und Einfälle, bey der verwitweten Königin von Dänemark, Sophie Magdalene, und bey jedermann, sehr beliebt. Ein Mann, der auf die Menschenkenntniß sich verstand, urtheilete von ihm, er sey von sanftem Feuer und kluger Lebhaftigkeit zusammengesetzt. Sein Herr Vater war so von ihm eingenommen, daß er 1752, als er ihn wieder gesehen hatte, an seine Gemalin schrieb: „Rochus ist groß und schön „wie ein Engel, hat auch Verstand jusqu' au bout des „angles, und ist unstreitig die Krone von allen unsern „Kindern.„ Er ist jetzt Major in königl. dänischen Kriegesdiensten bey der Reuterey, und Schwiegersohn des königl. großbritannisch. und churfüstl. braunschweig lüneburgischen Generals von Alefeldt, jüngern Bruders des Fräulein von Alefeldt, dessen Leben ich oben beschrieben habe.

5. Die **Gräfin Aemilia Sophia Friderika**, geboren am 10ten May 1746. Sie ist in ihrer ersten Kindheit durch die englische Krankheit am Wachsthum gehindert worden, hat aber viel Verstand. Sie ist Stiftsfräulein zu Walloe in Dänemark, wohnet aber nicht daselbst.

6. **Graf Heinrich Casimir Gottlob**, geboren am 7ten May 1748 zu Köstritz. Er hat im Pädagogium zu Klosterbergen, und auf der Universität zu Leipzig, so ernstlich und gründlich studiret, daß er mit Recht zu den Gelehrten gezählet wird. Es ist ihm aber die Schwäche seines Körpers auf verschiedene Weise hinderlich, und sowohl wegen derselben, als aus starker Neigung zur Unabhängigkeit, hat er eine gang eingezogene Lebensart erwählet. Als er seine akademischen Studia zu Leipzig vollendet hatte, bat er seinen Herrn Vater um Erlaubniß, daß er sich in eine Gemeine und Anstalt der Brüderunität begeben dürfte. Der weise Vater ermahnete ihn, wohl zu überlegen, ob es, ungeachtet seiner christlichen Gesinnung, seine Sache seyn würde, ein Mitglied der Brüderunität zu bleiben? und überließ ihm nun zu thun, was er wollte. Er begab sich, wo ich nicht irre, nach Nisky in der Oberlausitz, und unterrichtete Kinder der Brüderunität. Sein Herr Vater hatte aber richtig vorhergesehen, daß sein ungebundener und frey denkender Geist sich für die Anstalten der Brüder nicht schicke, er trennete sich auch wirklich 1774 wieder von denselben. Nichts destoweniger hat er herzliche Freundschaft, Liebe und Hochachtung für dieselben behalten; und man hat seinem Aufenthalt bey ihnen die **Nachricht von dem Ursprung und Fortgang, und hauptsächlich von der gegenwärtigen Verfassung der Brüderunität** zu danken, welche ich 1779 zum ersten, und 1781 zum zweytenmal stark verbessert, habe drucken lassen, und die grossen Beyfall verdienet und erlanget hat. Er hat noch mehr Schriften mit und ohne seinen Namen drucken lassen, welche seine Gelehrsamkeit und rechtschaffene Gesinnung bezeugen. Man setzet zwar an ihm aus, daß er diejenigen, welche in diesem und jenem Stück, und insonderheit in theologischen Materien, anders als er gedenken, nicht mit Sanftmuth erträget;

es

es ist aber gar nicht daran zu zweifeln, daß er auch des Heilandes Duldsamkeit nachahmen werde, so wie er schon lange im Ganzen desselben Sinn hat. Daß er von Natur cholerisch ist, wird er selbst nicht zur Entschuldigung gebrauchen, ich kann es aber anführen.

7. Die **Gräfin Wilhelmine Marie Amalie**, geboren am 4ten May 1753 zu Oldenburg, seit 1769 Gemalin des Herrn Grafen Alexander Hermann Joh. Frid. von Kamecke, königl. preußischen geheimen Finanzraths, eine schöne und geistreiche Dame.

8. Der **Graf Moritz Ludewig Ernst**, geboren am 15ten December 1754 zu Oldenburg, ist auch Officier in königl. dänischen Diensten bey der Infanterie, und zeiget zu seinem Ruhm, daß er aus der lynarschen Familie sey.

Die übrigen 4 Kinder sind frühzeitig gestorben. Wie er in Ansehung derselben gedacht habe, zeiget folgende Stelle eines seiner Briefe. „Mein tägliches Ge„bet zu Gott für meine Kinder ist vornemlich dahin ge„richtet, daß sie alle selig werden mögen. Findet nun „Gott ihre Großerziehung diesem Hauptzweck gemäß, so „erhält er sie gewiß; wo nicht, so nimmt er sie in der „ersten Kindheit weg. So sehe ich auch den Tod meines „lieben kleinen Carls an. (der 1750 starb.) Der „Name Carl gedeihet nicht bey uns. Dieser ist schon „der zweyte, der uns gestorben.„

Der Graf zu Lynar hat an seine Kinder viel Geld und eigene Mühe gewendet, damit sie würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden mögten, und diese Hoffnung ist ihm nicht so fehl geschlagen, wie vielen andern, selbst vortreflichen Personen.

Ich

Ich habe es nicht verhehlet, daß der Graf in seinem Character etwas Fehlerhaftes gehabt habe. Wer sich daran stossen will, der stosse sich erst daran, daß er selbst als Mensch ein fehlerhaftes Wesen ist, und dann versuche er, ob er dem Grafen zu Lynar die Gerechtigkeit versagen könne, ihn doch für einen vorzüglichen Mann zu erklären.

Seine gedruckten Schriften und Bücher.

Ich wage es nicht, dieses Verzeichniß seiner gedruckten Schriften und Bücher vollständig zu nennen; denn er mag noch von einigen andern, die seinen Namen nicht führen, Verfasser seyn. Die mir bekannten theile ich ab, in

1. Die moralischen

1. Seneca von der Gnade, neue deutsche Uebersetzung, Hamburg 1753 in Octav. Der Graf fand in einer gelehrten Zeitung die heinzische Uebersetzung der zwey Bücher des Seneca de clementia sehr gerühmt, und schaffte sich also dieselbige an. Sie gefiel ihm aber nicht so gut als dem Recensenten, und er beschloß, einen Versuch mit einer eigenen zu machen, die er in die Feder dictirte, und unterschiedene Anmerkungen dazu machte, welche größtentheils den Text erläutern, einige aber bestehen aus moralischen Gedanken. Der Rector Herbart zu Oldenburg bat den Grafen um Erlaubniß, diese Uebersetzung drucken lassen zu dürfen, welche er auch mit der Bedingung erhielt, daß er den Uebersetzer nicht nennen solle. Weil er aber nicht verborgen bleiben konnte, so

nannte ich ihn in dem ersten Bande meiner Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den königl. dänischen Reichen und Ländern. Die Uebersetzung ist frey, das ist, sie drücket mehr den Sinn, so wie ihn der Graf sich gedachte, als die Worte aus, zeiget aber die Geschicklichkeit ihres Urhebers hinlänglich, welcher verlangte, daß man sie der heinzischen an die Seite legen, und alsdann urtheilen sollte, welche von beyden, mit Beybehaltung des Eigenthümlichen der deutschen Sprache, der Urschrift am nächsten komme. So schrieb er mir, als er sie mir übersandte. Auch die Anmerkungen sind gut, doch irret der Herr Graf in der ersten darinn, daß er meynet, die Stoiker hätten verlanget, daß der Weise frey von Empfindungen (fühllos) seyn sollte, da sie doch nur haben wollten, daß er sich von keinen Leidenschaften beherrschen lassen, die Tugend für das einzige Gut, und ihr Gegentheil für das einzige Uebel erkennen solle.

2. **Seneca von der Kürze des Lebens. Neue deutsche Uebersetzung.** 1754 in Octav. Als der Graf zu Lynar mit jener Schrift fertig war, fuhr er mit dieser fort, in der Meynung, es sey noch keine besondere deutsche Uebersetzung von derselben vorhanden. Eben als der Rector Herbart die Handschrift nach Hamburg schicken wollte, meldete ihm der Graf, daß ihm wider Vermuthen auch von dieser Schrift des Seneca eine schon 1743 gedruckte heinzische Uebersetzung zu Gesicht gekommen, die, wenn man einige wenige Stellen ausnehme, den Sinn des Schriftstellers sehr gut ausdrücke, es könne also seine Uebersetzung ungedruckt bleiben. Herbart aber überredete ihn, sie doch drucken zu lassen, und dessen war sie werth. Die Anmerkungen gehören zum Theil den Chantereine zu, in dessen Essai de morale Th. 3. sie stehen, aber die eignen lynarischen verdienen viel Hochschätzung.

3. Der Sonderling. Hannover 1761 in Octav. L'homme singulier, Kopenhagen 1771 in Octav. Eine sehr lesenswürdige Schrift.

4. Rede bey der churfürstlichen Huldigung in Lübben. 1768 in Quart. Ich habe sie nicht gesehen, vermuthe aber, daß sie nicht von ihm selbst, sondern von einem andern dem Druck übergeben worden.

2. Vermischte.

5. Neue Miscellanien, historischen, politischen, moralischen, auch sonst verschiedenen Inhalts, erster bis vierter Theil. 1775 bis 77 in Octav. Der Graf hat nur an diesen vier ersten Theilen Antheil genommen, ob sie gleich nachher fortgesetzet worden, und noch nicht aufgehöret haben; es sind auch von seinem Sohn, dem Herrn Grafen Casimir, Aufsätze in denselben. In dem ersten und vierten Theil ist die Erläuterung der Maximen in Lord Chesterfield Unterricht für seinen Sohn vortreflich, denn sie zeiget grosse Kenntniß der Höfe, und überhaupt der grossen Welt, grosse eigene Erfahrung und politische Klugheit. Die Geschichte der Eudoxia, ersten Gemalin des rußischen Kaisers Peters des ersten, hat folgenden Ursprung. Bald darauf als der Graf als dänischer Gesandte zu St. Petersburg angekommen war, kam ihm ein kleiner französischer Aufsatz von der Eudoxia in die Hände, der bey den auswärtigen Ministern herumlief. Diesen hielt er für zu trocken, und gab ihm also eine neue Einkleidung. Nun kam er in noch mehrere Hände, und ist auch anderwärts nach der lynarischen Umänderung gedrucket. Aus dem vierten Theil habe ich die Anecdoten von dem schwedischen König Friderich dem ersten gezogen, welche oben (S. 84 f.) stehen, doch hat er mir diejenige, welche des

Königs Wollust betrift, mündlich und umständlicher erzählet.

3. Die Umschreibungen der Bücher des N. T.

6. **Versuch einer Paraphrasis des Briefes Pauli an die Römer.** 1754 in Octav. Er hielt dafür, daß mit solchen Umschreibungen weit mehr Lesern der Bibel gedienet sey, als mit grossen Bibelwerken und Auslegungen einzelner Bücher der heil. Schrift, und machte einen Versuch mit einer solchen Umschreibung, um andere dazu zu ermuntern. Als aber seine eigene Arbeit guten Beyfall fand, setzte er sie fort, und fand Verleger, die es unnöthig machten, sie auf eigene Kosten drucken zu lassen, wie den ersten Versuch. (s. oben S. 166.)

7. **Erklärende Umschreibung des Briefes an die Ebräer.** Bremen 1756 in Octav.

8. **Erklärende Umschreibung sämmtlicher apostolischen Briefe.** Halle 1765 in gr. Octav. In diesem grössern Buch findet man auch die beyden vorhergehenden einzelnen Paraphrasen; und es ist selbst von den Theologen wohl aufgenommen worden.

9. **Erklärende Umschreibung des Evangelii Johannis.** 1770 in Octav.

10. **Erklärende Umschreibung der vier Evangelisten.** Halle 1775 in Octav. In dieser ist die vorhergehende über einen einzigen wiederholet worden.

4. Die Politischen.

Diese stehen insgesammt in meinem Magazin für die neue Historie und Geographie.

11 und 12. Zwey Artikel in dem achten Theil des Magazins.

13. **Brief eines königl. dänischen Bedienten an einen Staatsminister desselben Hofs**, von 1762. In französischer Sprache. Im neunten Theil meines Magazins. Der Graf hat ihn 1776 nicht nur in Ansehung der Schreibart etwas verbessert, sondern auch, wie es mir wahrscheinlich ist, etwas, das erst der Erfolg gelehret hat, hinzugesetzt.

14. **Wahrhafte und freymüthige Beschreibung des Zustandes von Europa im** 1737sten **Jahr.** Sie ist am Ende des Jahres aufgesetzet worden, und freymüthig abgefasset. Es ist viel Wahres darin, eines und das andere aber ist nicht eingetroffen. Stehet vorn im 10ten Theil des Magazins.

15. **Bericht von dem, was auf dem schwedischen Reichstag in den Jahren** 1738 und 39 **vorgefallen ist.** In dem 15ten Theil des Magazins S. 143 f. Ich schickte dem Herrn Grafen die ersten Bogen des vorhergehenden französischen Abschnitts von dem ehemaligen herzoglich meklenburgischen Secretair Köppen zur Beurtheilung zu. Er suchte die französischen Memoires aus seinen Papieren hervor, welche er dazumal, als der Reichstag gehalten wurde, von demselben aufgesetzet hatte, und aus denselben zog er diesen Bericht, ließ aber das meiste Persönliche weg. Jene Memoires hat er 1780 dem König von Schweden, auf desselben Verlangen, zugeschickt, und sie mit einer Danksagung zurückbekommen.

16. Schilderung der Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs Schweden gegen das Ende des 1749sten Jahres. Stehet auch im 10ten Theil des Magazins S. 171 f. Der Graf hat diesen Aufsatz erst 1780 gemacht, und um nicht verrathen zu werden, die Maske eines Bedienten in der schwedischen Staatskanzley angelegt, die Materien dazu aber aus seinen eigenen Papieren gezogen, welche er ehedessen, da er in Schweden dänischer Gesandte war, an den Hof zu Kopenhagen gesandt. Im October 1749, in welchem er zu Stockholm geschrieben seyn soll, war er zu Kopenhagen, und that das, was oben S. 92 erzählet worden.

Anhang

Anhang

zur Lebensgeschichte des Grafen zu Lynar.

Kaum habe ich diese Lebensbeschreibung geendet, so fällt mir ein Stück des Tagebuchs in die Hände, welches der Rath und Hofmeister von Geusau geführet hat, als er die Grafen Heinrich den sechsten Reuß, und den Grafen zu Lynar, 1731 und 32 auf der Reise nach Holland, Frankreich und England begleitete. (s. oben S. 79.) Ob es nun gleich wenig beträgt, so will ich doch einen kurzen Auszug aus demselben liefern, und ihn meistens auf die Menschen, welche diese Reisende kennen gelernet haben, einschränken.

Am 27sten Julius 1731 fuhren sie von Eger ab, und über die kleinen Städte Weissenstadt und Gefräß nach Culmbach, woselbst der Graf zu Lynar als Liebhaber der Gemälde ein grosses Vergnügen an der an dem Altar der Stadtkirche sehr rührend abgebildeten Abnehmung Christi vom Creutz, und an der in Ohnmacht fallenden Maria, fand. Zu Bamberg speiseten sie am 30sten Julius bey dem Bischof von Bamberg und Würzburg, Friderich Carl Grafen von Schönborn, der sie dazu in einem Wagen auf das Schloß holen ließ. Als sie in desselben Wohnzimmer von dem Obermarschall von Bubenhofen geführet wurden, erinnerte er sie im Vorgemach, ihre spanischen Röhre an einen Heyducken abzugeben. Der Fürst-Bischof erkundigte sich nach ihrer Reise, und sagte, Wien sey die rechte Schule für deutsche Grafen. Vor der Tafel ward ihm in dem Eßsaal von einem Kammerherrn das Wasser in einem silbernen Becken gereichet, der

Ober-

Oberstallmeister goß es auf seine Hände, und der Obermarschall reichte ihm die Serviette zum Abtrocknen. Einer der bischöflichen Hofprediger verrichtete ein lateinisches Gebet ganz unverständlich. Der Fürst saß an der Tafel oben an, auf einem Armsessel mit rothem Sammet beschlagen, und mit goldenen Tressen besetzt, und über ihm war ein Himmel von gleicher Art. Die Tafel war mit einem ausserordentlich grossen und schweren Plat de menage und 14 Schüsseln besetzt, welche letzten zweymal abgehoben wurden, und der dritte Gang bestund in 15 Confectschalen. Die Speisen wurden durch Trabanten aufgetragen, welche mit Stiefeln, Sporen und Carabinerriemen versehen waren, und vor welchen ein Unterofficier mit dem Huth unter dem Arm herging, und ein anderer hinterher. Auf den Tisch wurden die Speisen durch einen Pagen gesetzt, deren neun um die Tafel herstunden. Der Fürst redete mehrentheils von ernsthaften in das deutsche Staatsrecht einschlagenden Materien, insonderheit von dem Kammergericht. Zuletzt wurde noch von den Fehlern der deutschen Völker gesprochen, und jedes derselben hatte oder bekam ein Fleckgen. Zum Trinken wurde niemand genöthiget, der Fürst aber brachte jedem Gaste ein grosses Glas mit einer Gesundheit zu. Die Tafel währete bis 5 Uhr, es standen aber unterschiedene von derselben auf, und kamen wieder, ohne etwas zu sagen. Zum Beschluß betete der Hofprediger abermals in lateinischer Sprache, und dem Bischof wurde eben so wie vor der Tafel das Waschwasser gereicht. Er hatte sowohl zu Würzburg als Bamberg einen besondern vollständigen Hofstaat, und bloß zu Bamberg wenigstens 30 Kammerherren, und 16 Züge Kutschpferde. Vor dem Schloß stund ein Grenadier, oben auf dem Vorsaal ein reitender Trabant, und weiter hin ein Schweitzer, auf der Wache. Er hatte 50 Husaren, welche zur Aufsuchung der streifenden Räuberbanden in den Wäldern nützlich gebrauchet wurden. Der Fürst las täglich Messe, und

ging

ging deswegen Vormittags in geistlicher, und von der Tafelzeit an in weltlicher Kleidung. Auf die Jagd ritt er niemals, sondern er besuchte sie fahrend. Von Bamberg reiseten sie über Würzburg und Aschaffenburg nach Frankfurt am Mayn, woselbst sie am 4ten August ankamen. Es war ihnen merkwürdig, 1) daß in der evangelischen Barfüsserkirche der Prediger bey der öffentlichen sogenannten Absolution ungefähr folgende Worte gebrauchte: Diejenigen, welche ihre Sünden herzlich bereuen, haben in Gottes Wort die Verheissung, daß ihnen dieselben vergeben seyn sollen, welche Vergebung ich ihnen als ein öffentlicher Diener des Worts hiemit ankündige; 2) daß aber bey den Fürbitten erst für den Stand des heiligen Ministeriums, und hernach für den obrigkeitlichen Stand gebeten wurde; und 3) daß eine besondere Fürbitte für den glücklichen Fortgang des noch währenden Reichstags, und der zwischen dem hiesigen Rath und der Bürgerschaft angestellten kaiserlichen Commißion, geschahe; 4) daß der Prediger bey der Sprechung des Segens kein Kreutz machte, und 5) daß er bey der Einweihung des Abendmahls die Worte nicht sang, sondern deutlich und langsam sprach. Von Maynz (woselbst der Churfürst nicht gegenwärtig war,) reiseten sie nach Cöln zu Wasser. Den Churfürsten von Trier, Franz Georg Grafen von Schönborn, des Bischofs von Bamberg und Würzburg Bruder, der gern Fremde bey sich hat, fanden sie weder zu Coblenz, noch auf seinem nahe gelegenen Lustschloß Kerlich, sondern er war auf der Jagd, die er täglich anstellete. Zu Bonn liessen sie sich dem Churfürsten August Clemens, Prinzen von Bayern, vorstellen. Er war 31 Jahr alt, lang und schmächtig von Person, hatte auch ein langes hageres Gesicht, eine gekrümmte Nase, einen schwarzen Bart, und sein Mund stund etwas offen. Er ging in einem Sommerkleide von grünem Zeuge, welches mit schmalen silbernen Tressen besetzt war, trug eine kleine Beutelperücke, vorn mit einer grossen schwarzen französischen Schleife,

und

und seine Schuhe hatten rothe Absätze. Er hatte einen zahlreichen Hofstaat, dazu allein über anderthalb hundert Kammerherren gehörten. Gleich nach der Audienz ging er zur Tafel, an welcher er sich oben an auf einen Armsessel setzte, unten gegen ihn über saß ein Kammerherr, der zugleich mit ihm die Sauerbrunnencur gebrauchte, zwischen beyden aber auf jeder Seite einer von den Kammerherren, welche die Aufwartung hatten, und um die Tafel her stund ein grosser Schwarm von Cavaliers, unter welche sich die beyden Grafen auf die rechte Seite des Churfürsten stelleten, da er denn mit ihnen von gleichgültigen Dingen sprach. Die Cavaliers sprachen mit dem Churfürsten ganz frey. Die französische Sprache war am Hofe die gemeinste, so wie auch alles auf französischen Fuß eingerichtet war. Auf der Tafel waren 8 bis 10 Schüsseln, welche durch die Bedienten in das äusserste Vorzimmer, alsdenn aber nicht durch Pagen, sondern durch Leute in schwarzen Kleidern ohne Degen in das Tafelzimmer und auf die Tafel getragen wurden. Dicht neben dem Churfürsten zur rechten Hand stund ein Cavalier im grünen mit Silber besetzten Jagdkleide ohne Degen, der eine Serviette in der Hand hatte, und bey dem untensitzenden Kammerherrn das Essen für den Churfürsten holete, wiewohl dieser sichs auch wohl selbst nahm. Eben dieser Cavalier reichte dem Churfürsten den Trank auf einem vergoldeten Credenzteller, den er vor sich setzte. Als er zum erstenmale getrunken hatte gingen die Grafen mit den Cavaliers ab, und nach einem Saal, auf welchem eine Tafel für 10 Personen stund. Der Vice-Oberstallmeister, welcher sie dem Churfürsten vorgestellet hatte, machte eine Entschuldigung wegen des Essens, und sagte, daß der Churfürst beym Gebrauch des Sauerbrunnens allemal auf die Art, welche sie gesehen hätten, à son aise zu speisen pflege. Die Tafel wurde zweymal mit 10 Speisen besetzt, zu welchen noch der Nachtisch kam. Es war zwar jour maigre, aber die Speisen waren

desto mannichfaltiger. Der Graf zu Lynar saß bey dem ältesten churfürstl. Geheimenrath Grafen von Verida, einem Italiener. Der Obristkuchelmeister, bey welchem Herr von Geusau saß, erzählte demselben, daß der Marschall von Boufleur im französischen Kriege, da es seiner Armee gar hart gegangen, um seine Fassung zu zeigen, und die Leute zu ermuntern, sich unter einen Baum in das größte Feuer gestellet, und Briefe gelesen habe. Eben dieser General habe täglich Mittagsruhe gehalten, um aber allezeit wachsam zu scheinen, hätten seine Leute während seines Schlafs vorgeben müssen, er schreibe Briefe. Dadurch sey, selbst bey den französischen Soldaten, das Sprichwort entstanden, zu sagen, il ecrit des lettres à la Boufleur, wenn sie einen Schlafenden beschreiben wollen. Bey Tische wurde kein grosses Glas getrunken, auch nicht vorgeleget, sondern ein jeder nahm und gab von den vor ihm stehenden Essen, ganz auf französische Weise. Sonst vernahmen die Reisenden noch, daß der Churfürst ein überaus grosser Liebhaber vom Bauen und vom Jagen, auch dem Frauenzimmer nicht abgeneigt sey. Am 11ten kamen sie in Cöln an, und um desto leichter und besser zur Besichtigung der hiesigen Merkwürdigkeiten zu gelangen, wendeten sie sich an den hiesigen päbstlichen Nuntius, Marchese di Cavalieri, der Monseigneur genannt wurde, einen Talar von schwarzem Damast mit kleinen Knöpfgen trug, auf dessen beyden Seiten eine Klappe mit dergleichen Knöpfgen war, durch welche er die Arme steckte, und der am Halse einen steifen Kragen hatte, mit einem kleinen aber nicht herunterhangendem Ueberschlägel, sonsten aber unmittelbar um den Hals eine weisse Binde mit drey dergleichen Knöpfgen. Ueber den Talar hatte er einen schwarzen seidenen Rock, und trug violetseidene Strümpfe, eine Abbéperücke, und kleine Manschetten von Spitzen. Sein Audienzzimmer war mit rothem Damast ausgeschlagen, hatte einen Thron, unter welchen des Pabstes Bildniß hing, von gleichem Stof, und beyde waren mit goldenen

nen Borten besetzet. Es waren aus Bonn der Graf von Berida und der Marchese di Caponi bey ihm zum Besuch, und die ganze Gesellschaft ließ sich auf Lehnstühlen unter dem Thron so nieder, das der Nuntius die Oberstelle einnahm. Die Unterredung, welche in französischer Sprache geschahe, fiel bald auf die Canonißinnen in Deutschland, und der Marchese Caponi sagte, daß diese Arten geistlicher Frauenzimmer nicht authorisiret wären, sondern es habe ein gewisser Pabst, der ehemals Nuntius in Cöln gewesen, gesagt, daß diese in Deutschland üblichen Stifter honesta lupanaria wären. Der Nuntius lachte darüber, erinnerte aber, daß sie vom Pabst geduldet, auch die in hiesiger Gegend an verschiedenen Orten befindlichen Aebtißinnen confirmiret würden. Er führete auch an, es sey eine solche Stiftung für adeliches Frauenzimmer auch in Cöln, und habe eine Gräfin von Manderscheid zur Aebtißin. Eine Canonißin in derselben, die eine Prinzeßin von Hessenrheinfels sey, habe ihn auf den Abend zu einer kleinen Versammlung gebeten. Sein Cameriere, welcher die Grafen nach einigen Kirchen begleitete, um ihnen alles Merkwürdige in denselben zu zeigen, sagte, der Nuntius habe von dem Pabst monatlich nur hundert Pistolen oder Louisd'or, aber die Sporteln stiegen viel höher, denn er vergebe in dem ganzen District seiner Nuntiatur alle erledigte Beneficia apostolica, die unter 24 Ducaten jährliche Einkünfte betrügen. Er habe einen Auditor, einen Abbreviator oder Kanzler, 2 Secretaire, einen Hofmeister, zwey Maestri di camera, zwey Kammerdiener, 2 Capläne, 8 Diener, und 6 Pferde. Er sey von einem guten Geschlecht, und sein Bruder Rittmeister unter den päbstlichen Curaßirern. Er werde ehestens nach Rom zurückgehen, und um eine andere Nuntiatur anhalten, damit er sich hernach zu dem Cardinalhuth melden könne. Die Grafen mietheten zu Cöln wieder 2 Schiffe bis Utrecht, fuhren von jener Stadt am 12ten August ab, und kamen in dieser am 16ten an.

Zu

Zu Utrecht sprachen sie vorzüglich den berühmten Professor Eberhard Otto, aus Duysburg gebürtig, woselbst er auch zuerst Professor gewesen, bis er vor 20 Jahren nach Utrecht berufen worden. Er stellete in seinem dicken Körper und ganzem Wesen einen guten und treuherzigen Holländer vor, that sich aber unter den Holländern in seiner beharrlichen Ergebenheit gegen den König von Preussen, seinen ehemaligen Landesherrn, hervor, und die Grafen zogen viel Nutzen aus seinen Unterredungen von litterarischem, politischem und juristischem Inhalt. Ich will nur hier eine Anekdote aus denselben anführen. Man hatte damals vor kurzem bey Eröffnung einer alten Kiste auf dem Rathhause zu Leiden in derselben des Heinsius Commentarius über den Virgilius wiedergefunden, der aus 2 Quartanten bestand, und den Burmann leserlich abschreiben lassen, und hernach herausgegeben. Heinsius war von einer Frauensperson angeklaget worden, daß er sie geschwängert habe, und er sollte deswegen Caution bestellen. Dazu lieferte er sein liebstes und bestes Stück, nemlich den erwehnten Commentarius, auf das Rathhaus, starb aber vor Ausgang des Processes, und das Manuscript blieb also verschlossen, und wurde gar für verloren geachtet, bis man es auf die eben erwehnte Weise fand. (Das Unrichtige in dieser Erzählung wird hernach verbessert werden.) Die Grafen liessen sich auch bey der hier wegen ihrer Gottesfurcht bekannten Gräfin Taranta, und derselben Schwiegertochter, Wilhelmine Amalia, vermälten Gräfin von Aldenburg, gebornen Prinzeßin von Hessenhomburg, welche dazumal mit ihrer Tochter zu Utrecht war, anmelden; sie verlangte aber erst ihre Namen auf einen Zettel geschrieben zu haben, ließ sich auch durch einen Bedienten im Gasthofe nach denselben erkundigen, und zuletzt doch zur Antwort sagen, sie nähme in Abwesenheit ihres Gemals, des Grafen (Anton) von Aldenburg, der nach dem Haag gereiset sey, keine Besuche an; wollten aber die Grafen und ihr

Hof-

Hofmeister bis zum Dienstag, da ihr Mann zurückkäme, hier warten, so sollte ihr alsdenn die Visite angenehm seyn. Das war aber ihrem Plan nicht gemäß, denn sie gingen schon am 20sten August mit der Treckschuyt nach Amsterdam ab. Bald hernach erfuhren sie im Haag von dem Grafen von Castel die eigentliche Ursache des nicht angenommenen Besuchs, denn der Miethbediente der Grafen, dem sie anbefohlen hatten, sie bey der Gräfin von Taranta und bey der Prinzeßin zu melden, hatte sie bey der alten und jungen Gräfin angemeldet, und man hatte unter der alten Gräfin die Prinzeßin, und unter der jungen derselben Tochter verstanden; und sich also beleidiget gefunden. Sie wollten den berühmten Clericus sprechen, er war aber so schwach am Leibe und Gemüth, daß er keinen Fremden annahm, so wie er auch nichts mehr schrieb. Der berühmte Kupferstecher Bernhard Picart, von Paris gebürtig, der hier damals schon 21 Jahre lang gewohnt hatte, gab zur Ursache, warum die Augsburger es in der Kupferstecherkunst nicht so hoch als die Franzosen brächten, diese an, weil sie dieselbige nicht gründlich ganz erlerneten, und nicht genug Zeit auf ihre Arbeiten verwendeten, sondern sie je eher je lieber zu verkaufen suchten. Er war ein alter freundlicher Mann, und hatte in seiner Stube einen guten Vorrath von Reisebeschreibungen, historischen, politischen und moralischen Büchern. Herr von Boedicker, ein ehemaliger Zuckersieder, der nun von seinen Renten lebte, und ein beträchtliches Cabinet sammlete, erzählte von Simonis Menno, nach welchem die Mennonisten genennet werden, daß er einmal mit andern Personen, die ihn nicht gekannt hätten, auf einem Wagen weggefahren sey, um dem Gefängniß zu entgehen. Der Wagen sey an einem Ort angehalten; und Menno selbst zufälliger Weise gefraget worden, ob etwa Menno auf diesen Wagen sey? Da habe er alle Mitreisende nach einander gefraget, ob Menno auf dem Wagen sey? und als sie es verneinet, dem Fragenden geants-

geantwortet, Freunde, sie sagen er sey nicht hier. Als sie das Cabinet des berühmten hochdeutschen Apothekers Seba, aus Ostfrießland gebürtig, eines alten überaus höflichen Mannes, besahen, zeichnete der Graf zu Lynar desselben Gesicht mit Bleystift unvermerkt, und traf es so gut, daß Seba eine grosse Freude darüber hatte, und ihm sein von Hoebracken gestochenes Bildniß dagegen verehrete.

Am 25sten August gingen sie über Harlem nach Leiden. Der grosse Jurist A. Schulting, mit dem sie lateinisch sprachen, weil er die französische Sprache, in welcher sie ihn anredeten, nicht verstand, war als ein Mann von 74 Jahren schon ziemlich schwach, und wollte ihnen, nachdem von seinen Werken geredet worden, seine Bibliothek nicht zeigen, sondern sagte, sie sey nur klein, bestehe meistens aus griechischen und lateinischen Schriftstellern, und ausser seinem Arzt Boerhave, der ihn in derselben besuche, habe sie niemand gesehen. Dieser Prof. Boerhave war damals ein Mann von 60 und ein Paar Jahren, hatte ein gutes Ansehen, war ziemlich stark, und trug sein eigenes schon graues Haar. Er sprach mit den Fremden französisch. Den deutschen Arzt Hoffmann zu Halle erklärete er für einen excellenten Arzt, den Stahl für einen grossen Chymiker, bewies aber ausführlich, daß der Stahlianer Lehre, die Seele sey die Ursache aller Bewegungen im Körper, unrichtig sey, setzte aber hinzu, man könne und müsse nicht alles mechanisch erklären, sondern die Stahlianer und Mechaniker müßten sich beyde vor dem Ausschweifenden in ihrer Lehre hüten, und eine Mittelstrasse erwählen. Der practische Arzt habe nicht nöthig sich um die Art der Wirkung der Seele in den Körper zu bekümmern, sondern könne mit dem Paracelsus behaupten, daß, wenn der Leib, als das Haus der Seele, ordentlich und reinlich erhalten werde, die Seele, als der Einwohner, thue was sie könne und solle. Es sey natürlich, daß, wenn die Fenster schmutzig wären, man nicht

eher

eher durch durch dieselben sehen könne, als bis sie gereiniget worden. Nach diesem Grundsatze curirten selbst die Stahlianer, wichen also in der Cur ganz von ihrer Theorie ab. Der Kritiker, Peter Burmann, damals im 64sten Jahr seines Alters, war nichts weniger als ein Pedant, vielmehr ganz artig im Umgang, und sprach gut französisch. Unter den deutschen Stilisten und Kritikern rühmte er insonderheit Büchner und Schurzfleisch, hingegen vom Cellarius hielt er nicht viel, weil seine Schreibart trocken sey, und er meistens notas pueriles gemacht, auch mehr für die Buchhändler als für die Gelehrten gearbeitet habe. Den zu Leipzig vor kurzem gestorbenen Korte zog er allen vor, und versicherte, daß derselbige ein grosser Mann geworden seyn würde, wenn er länger gelebet hätte. Auch mit Schwarz in Altorf war er zufrieden, er erinnerte sich auch von Kromayer in Jena etwas Gutes gesehen zu haben; war aber überhaupt der Meynung, daß die Kritiker in Deutschland um deswillen selten wären, weil die Leute gleich Theologen würden, und sich also keine recht gründliche Kenntniß der schönen Wissenschaften erwerben könnten, weil diese den ganzen Mann erforderten. Er klagte auch darüber, daß die Buchhändler ihn plagten, classische Schriftsteller herauszugeben, da doch viel Mühe und Zeit nöthig sey, wenn man nicht die Anmerkungen so hinschmieren wolle, wie Clericus, nach dessen Methode er jährlich wohl drey Schriftsteller herauszugeben sich getraue. Er führete die Grafen in seine Bibliothek, und zeigte ihnen zwey Schriftsteller, die schon zum Druck fertig lagen, Suetonius und Claudianus. Zu dem letzten hatte Heinsius eigenhändige Noten gemacht, und zwar so, daß er von einem gedruckten Exemplar die einzelnen Blätter auf einen Rojalbogen geklebet, und seine Noten auf den Rand geschrieben, auch wohl gedruckte und aus andern Büchern geschnittene hinzugefüget hatte. Gleicher Methode bediente sich auch Burmann, doch nicht beym Virgilius; denn von diesem hatte er ein Exemplar in Quart mit breitem

ten Rande, auf welchem er seine Noten schrieb. Er legte dabey des Heinsius Noten zum Virgilius, aus den beyden (S. 205) erwehnten Quartanten, zum Grunde, und verbesserte die daselbst angeführte Erzählung des Professors Otto auf folgende Weise. Heinsius habe zwar während seiner schwedischen Gesandschaft mit einer Frauensperson zwey Kinder gezeuget, habe sie aber nicht heirathen wollen; er sey aber dazu in Holland durch Urtheil und Recht genöthiget worden. Sein Virgilius sey nicht bey dieser Gelegenheit, sondern zur Zeit eines Processes, den seine Erben über seine Verlassenschaft mit einander geführet, auf das Rathhaus in Verwahrung gekommen. Von Schulting sagte er, er sey ein treflicher Grieche, und habe ein bewundernswürdiges Gedächtniß. Mit ihm werde die Jurisprudentia Cujaciana wohl aussterben. Den jüngern Vitriarius fanden sie als einen artigen und höflichen Mann, der zwar noch jung war, aber doch schon graue Haare hatte. Er redete sehr gut französisch, und mehrentheils von politischen Materien.

Am 29sten August kamen sie im Haag an, und wurden zuerst mit dem Herrn von Yselmuyden bekannt, der seinen Sitz unter den Generalstaaten, als erster Deputirter der Provinz Oberyssel, hatte, und schon 28 Jahre in diesen Posten gestanden, auch, weil er keine Familie hatte, und also für ganz uneigennützig gehalten ward, in grossem Ansehn stand. Er erklärete es für ein Wunder, daß die vereinigten Niederlande bisher noch in ihrer Verfassung geblieben wären. Der großbritannische Ambassadeur extraordinaire und pleniporentiaire Chesterfield, ein junger Mann von 30 und einigen Jahren, war klein von Person, aber wohl gewachsen, und redete die französische Sprache mit grosser Vollkommenheit. Er erzählete viel von der Gräfin von Wartenberg, welche ihre ausschweifende Lebensart fortsetzte, und deswegen gemeiniglich Madame Furenberg genennet wurde. Nach seinem Bericht hätte der ehemalige englische Minister zu

Berlin, Mylord Strafford, sehr viel bey ihr gegolten, und sie habe nicht eher geruhet, als bis er den Character eines Ambassadeur extraordinaire bekommen, da er denn durch sie den ganzen Berliner Hof regieret habe. Sie gebe sich noch immer für sehr jung aus; sey aber einmal in einer Gesellschaft übel damit weggekommen; denn man habe ihr nachgerechnet, daß sie nach ihrer Angabe nur vier Jahr alt gewesen seyn müßte, als sie zum erstenmal ins Wochenbett gekommen, und darüber sey sie in solche Verlegenheit gerathen, daß sie sich nicht zu helfen gewußt. Sie fuhr mit 6 Schimmeln. *) Der dänische Gesandte von Reiß hielt den le Clerc (Clericus) für den gelehrtesten Polyhistor damaliger Zeit, dem sein beständiger Gegner Burrmann das Wasser nicht reiche. Der schwedische Gesandte von Preiß erzählete von dem Reichsrath Grafen Lieven, daß König Karl der zwölfte bey Bender denselben gefraget habe, wer die Pietisten wären, mit welchen, wie man ihm berichtet habe, die schwedischen Prediger in Verbindung stünden? Lieven habe geantwortet, der König sey selbst der größte Pietist, und er fürchte, die Geistlichen würden mit ihm bey seiner Zurückkunft nach Schweden nicht zufrieden seyn. Als der König dieses erläutert wissen wollen, habe er sich so erkläret. 1) Die Pietisten wären Leute, welche die weichen Betten nicht achteten, sondern auf harten schliefen; eben dieses thue der König, welcher gemeiniglich entweder eine Bank oder Stroh zu seinem Lager mache. 2) Die Pietisten hasseten alle Plaisirs; der König sey auch ein grosser Feind derselben. 3) Die Pietisten ässen schlecht; nun habe er aber den König niemals bonne chaire machen sehen. 4) Die Pietisten fluchten und schwören nicht; und er habe aus des Königs Munde nie einen Fluch oder Schwur gehöret. Dieses habe dem König wohlgefallen, und den Leuten in Schwe-

*) Man sehe von dieser Frau den 20sten Theil meines Magazins.

Schweden, welche man Pietisten nenne, guten Vortheil gebracht. Der schwedische Legationssecretär, ein junger Baron von Düben, Sohn des Obermarschalls, welcher damals hier ankam, war dem Grafen zu Lynar von Stockholm her schon bekannt. Der sächsische Gesandte, General Broze, mit dem sie zuerst in der Versammlung bey des holländischen Generals Grafen Albemarle Witwe bekannt geworden, war schon ziemlich alt, und sehr schwächlich, schonete aber seiner gar nicht, sondern aß und trank trotz den Gesunden. Er war als ein artiger und gefälliger Mann allenthalben angenehm. Gegen die Grafen zeigte er sich sehr dienstfertig und gefällig. Als er sie in die Versammlung bey Madame Pieterson, Ehegattin des Bürgermeisters dieses Namens, Tochter eines Generals von seiner Gattin, einer portugiesischen Prinzeßin, welche gut französisch sprach, und sehr freundlich war, geführet hatte, wurden die Grafen zum Spiel genöthiget, schlugen es aber ab. Der General Broze spielete auch nicht, fragte aber doch nach der eigentlichen Ursache, warum sie nicht spieleten? Herr von Geusau antwortete, die nächsten Ursachen wären das Verbot des Herrn Vaters, des Grafen Reuß, und die traurigen Folgen, welche oft für reisende junge Herren aus dem Spiel entstünden. Der General Broze brachte sie auch zu dem römisch-kaiserlichen ausserordentlichen bevollmächtigten Minister, Grafen von Zinzendorf, welcher des obersten Hofkanzlers Tochter zur Gemalin, dieselbe aber im Haag nicht bey sich hatte, wohl aber seinen Sohn von 8 bis 10 Jahren, der freymüthig und artig war. Der kaiserliche Gesandte hatte ein sehr nachläßiges und flatterhaftes Wesen, wollte aber für einen geschickten Minister, der viele und grosse Sachen zu besorgen habe, angesehen seyn. Er mogte damals 30 bis 40 Jahre haben. Der französische Ambassadeur extraordinaire, Marquis de Fenelon, lobte die deutsche Nation auch deswegen, daß ihre junge Standespersonen fleißig reiseten, sich vorher wissenschaftliche Kenntniß erwürben,

würden, und die Gesellschaft solcher Personen suchten, von welchen sie Staats- Regierungs- und andere Sachen lernen könnten. Auf solche Weise könne es nicht fehlen, daß sie gens de merite würden. Von dem preußischen Gesandten von Maß, und dem sardinischen Gesandten Grafen von Chiuzani, finde ich in dem Tagebuch nichts Erhebliches. Der würtembergische Gesandte Baron von Pfau erzählete von dem damals im Haag wohnenden Herzog von Riperda, daß er aus den vereinigten Niederlanden gebürtig, auch ehemals unter den Generalstaaten, und in Spanien Ambassadeur der Republick gewesen, daselbst aber zu der römisch-katholischen Kirche übergetreten sey, und einige Manufacturen angeleget habe, mit welchen er sich Credit erworben, die aber wieder in Verfall gerathen wären. Er sey in des Alberoni Stelle gekommen, der ihn auch selbst als einen klugen und unternehmenden Minister empfohlen habe. Endlich habe man ein Mißtrauen in ihn gesetzt, (dazu der kaiserliche Hof das Meiste beygetragen,) und er sey in Arrest gekommen, aus welchem ihn eine gewisse Frauensperson durch Bestechung der Wache geholfen. Diese habe er im Haag bey sich, und zeuge fleißig Kinder mit derselben, seine wirkliche Gemalin aber sey zu Madrit. Es gebe ihm der kaiserliche Hof eine jährliche Pension von 9000 Gulden, und sein Sohn, der Baron von Riperda, welcher nicht weit vom Haag in einem Gartenhause wohnte, bekomme eine Pension vom spanischen Hof von 100 Pistolen, beyde aber würden unordentlich bezahlet. Der großbritannische Ambassadeur erzählte den Grafen nachher, daß der Herzog von Riperda deswegen keine Besuche gebe, weil er von keinem Gegenbesuch erhalte, und dieses rühre daher, daß die Generalstaaten ihm nicht gut wären, weil er viele Manufacturisten aus Holland nach Spanien gezogen habe. (Ein mehreres von diesen Riperda kommt in dem zweyten Theil dieser Beyträge S. 148 und 149 vor.) Herr von Pfau erzählete auch von dem Grafen Dehn, daß er als

herzogl.

herzoglich-braunschweig-lüneburgischer Envoyé hieselbst, wider die Gewohnheit der Envoyés, einen feyerlichen Einzug und Auszug gehalten, und prächtig gelebet habe, worüber man sich um desto mehr aufgehalten, weil seine Gesandtschaft nur 3 Wochen gewähret, und er bey den Generalstaaten nichts als ein leeres Compliment auszurichten gehabt hat. *) Die Grafen machten auch Bekanntschaft mit dem Präsidenten des hohen Raths oder Justizcollegiums von Holland, Herrn von Bynkershoek, welcher ein langer und hagerer Mann, mit grossen schwarzen Augen, und einem schwarzen Bart, damals 58 Jahre alt, und noch bey guten Kräften war. Er empfing sie in einem seidenen Schlafrock, in Pantoffeln und einer Schlafmütze. Sie redeten ihn französisch an, weil er aber holländisch antwortete, so setzten sie das Gespräch in dieser Sprache fort. Auf Befragen, welche gelehrte Arbeiten er jetzt unter Händen habe? antwortete er, nichts, als IV libros observationum juris romani, von welchen 3 Bücher fertig wären, und das vierte sey angefangen. Er sammle auch alle Urtheile, welche zu seiner Zeit in dem hohen Justizcollegium gefället worden, mit den rationibus dubitandi et decidendi, und habe schon eilf mäßige Bände in Folio beysammen, welche 2649 Nummern enthielten. Sein bestes Buch, auf welches er auch die meiste Mühe verwendet habe, sey ein Commentarius in jus hollandicum publicum, privatum, et feudale, von 7 oder 8 mäßigen Bänden in Quart, der aber wohl niemals in Druck kommen werde; vielleicht aber werde er aus diesem grossen Werk einige besonders wichtige Fragen herausziehen, und unter dem Titel, Electa juris publici ac privati hollandici herausgeben. Er sagte, daß er von den Buchhändlern für seine Bücher kein Geld, sondern

nur

*) Dieser Graf Dehn ist eben derselbige, dessen oben S. 130 gedacht worden.

nur 60 Exemplare von jedem Buch bekomme, die er verschenke; und wunderte sich, als Herr von Geusau ihm erzählete, was deutsche Gelehrte für ihre Bücher bekämen. Den gelehrten Briefwechsel hatte er ganz aufgegeben, weil er, wie er sagte, seine Berufsgeschäfte gar zu sehr gestöret habe; denn er sey von gar zu vielen über juristische Materien befraget worden, und habe oft eine ganze Woche auf die Beantwortung eines Briefs studieren müssen. Zu Leiden wollten die Professoren Otto und Schulting den Heineccius (vielleicht aus Eifersucht,) nicht loben, aber Binkershoek rühmte denselben als einen treflichen und schönes Latein schreibenden Juristen. Er klagte über den Mangel guter Professoren der Rechtsgelehrsamkeit in Holland, und versicherte, daß er sehr verlegen sey, wenn er dergleichen vorschlagen solle. Für Liebhaber der juristischen Kritik und verschiedener Lesearten empfahl er alle Ausgaben des Corporis juris civilis, welche vor 1553 herausgekommen wären, denn sie wären alle von Codicibus manuscriptis abgedrucket, die nach dem genannten Jahr gedruckten aber gründeten sich auf Taurelli Ausgabe nach dem florentinischen Manuscript. Herr von Geusau fragte, ob eine verschiedene Lesart, auf welcher ein ganz anderer Sinn beruhe, in den holländischen Gerichten zur Entscheidung gebrauchet werden dürfe? oder ob man sich in denselben, eben so wie in Deutschland, an den gemeinen Text halte? Bynkershoek führete an, daß bey einer Klage, wegen Vorzeigung einer Obligation, die nach hoher Wahrscheinlichkeit in des Beklagten Händen gewesen, der Kläger aber nicht beschreiben und characterisiren können, behauptet worden, es gehöre das Gesetz hieher, in welchem stehet, acturus ad exhibendum *dicere* debet omnia rei adjumenta; als er aber aus seinem Codice manuscripto bewiesen habe, daß im Text nicht dicere, sondern discere stehen müsse; habe der ganze hohe Rath sich über diese Entdeckung gefreuet. Er erzählete auch, daß er einige Jahre hinter einander in dem Collegium so beschäf-

schäftiget gewesen sey, daß er kaum eine halbe Stunde Zeit zum Essen behalten, und erst Abends gegen 9 Uhr zu Hause gekommen sey, in diesem Zeitraum aber das meiste geschrieben habe, weil er des Nachts seine Theoreticos gelesen, und sich an denselben erholet habe. Die Grafen sahen auch die eignen Handschriften von seinen oben erwehnten Büchern, welche alle auf halbgebrochenem Papier sehr sauber, zierlich, klein, und ohne die geringsten Correcturen geschrieben waren, wobey er versicherte, daß alles so, wie es jetzt auf dem Papiere stehe, ihm aus der Feder geflossen sey.

Bey der Tafel des churfächsischen Gesandten Broze erzählete ein rußischer Major von der preobraschinskyschen Garde, daß er erst bey der schwedischen Armee gedienet habe, da er aber als Gefangener in Sibirien gewesen, in rußische Kriegesdienste getreten, und bald darauf befehliget worden sey, den gestürzten Fürsten Mentschikof nach Sibirien zu begleiten. Als er zu dem Fürsten, der sehr gelassen gewesen, gekommen sey, habe derselbe zu ihm gesaget: Du Kleiner, vor wenigen Wochen mußtest du mir tiefe Reverenzen machen, und hattest kaum das Herz, vor mir zu erscheinen, nun bin ich in deiner Gewalt. Ich bin nichts gewesen, Gott aber hat mich zu etwas gemacht, nun macht er mich wieder zu nichts; sein Name sey gelobet!

Der sächsische Gesandte Broze führete die Grafen auch nach dem prächtigen Garten des portugiesischen Juden Taxera, der eine Viertelstunde vom Haag war, und den der Jude auf 25 Jahre gepachtet hatte. Der General stellete sie dem Taxera und seiner Frau vor, welche das Wesen der grossen Welt hatten, und französisch sprachen. Die Gesellschaft war in zwey schönen Zimmern des Gartenhauses versammlet, und unterhielt sich mit

Spiel

Spiel und Gespräch. Es war hier alle Woche einmal Versammlung von Standespersonen, so wie bey einigen vornehmen Damen im Haag. Von dem Großpensionär Slingeland erzählte Taxera den Grafen, daß, so oft er in das Staatencollegium komme, er sich wegen der vielen Sachen so erhitze, daß er davon das Podagra bekomme.

In eben demselben Wirthshause, (im Kaisershof,) in welches die Grafen eingekehret waren, und dicht neben ihnen an, wohnete Prinz Friderich Wilhelm von Brandenburg, des im Sommer desselben Jahres verstorbenen Markgrafens Albrecht Friderich von Brandenburg-Schwedt Sohn, welcher Hauptmann unter dem holländischen Regiment war, das sein Vater gehabt hatte, und nun um dasselbige bey den Staaten von Holland anhielt. Ein erfahrner Lieutenant desselben Regiments, welcher auf Reisen und in Kriegen gewesen, vertrat die Stelle eines Hofmeisters bey ihm, und beyde speiseten mit an dem öffentlichen Tisch in dem Wirthshause. Der Prinz erschien in keinen Gesellschaften, weil der König von Preussen ihm verboten hatte, Kutsche und Pferde zu halten, ja auch nur der Kutsche des preußischen Gesandten sich zu bedienen. Als der Lieutenant am 11ten September den Grafen die Nachricht gab, daß der Prinz das Regiment von den holländischen Staaten erhalten habe, und bey der nächsten Versammlung derselben die Pflicht ablegen werde, setzte er hinzu, der Prinz müsse sich vor den sitzenden Staaten stehend darstellen, und hernach einen jeden der Staaten, deren wohl 19, und die meistens Bürgermeister der Städte wären, besonders besuchen, und sich bedanken. Ehedessen habe derjenige, welcher entweder eine hohe Generalstelle, oder ein Gouvernement, bey den Generalstaaten gesucht, in allen 7 Provinzen herumreisen, und bey den Staaten derselben seinen Besuch ablegen müssen.

Dies-

Dieses habe noch Prinz Wilhelm von Hessen zur Erlangung des Gouvernement von Mastricht gethan, aber Gelegenheit zur Abschaffung dieser Reisen gegeben. Als er nach Utrecht gekommen sey, und sich bey dem Bürgermeister Quint, einem zwar kleinen und unansehnlichen, aber in der Provinz viel geltenden Mann, habe melden lassen, sey derselbige eben im Schlafrock gewesen, und habe Caffe getrunken. Beym Eintrit des Prinzen in seine Stube habe er gesagt, willkommen Prinz, da habe ich eben für mich Caffe machen lassen, wenn ihr wollet, so könnet ihr mittrinken, er soll doch wohl zureichen. Der Prinz habe ihm hierauf sein Anliegen vorgetragen, und ihn um seinen Beystand gebeten; worauf der Bürgermeister geantwortet: Oho! das Gouvernement von Mastricht ist ein fetter Brocken, und ihr Prinzenvolk meynet, wenn dergleichen bey uns vacant wird, so müßtet ihr es nothwendig haben; doch habe ich endlich von eurer Person viel Gutes gehöret, ich werde also sehen, was sich für euch werde thun lassen. Das klinget in holländischer Sprache weit trockener und derber.

Der Prinz Friderich Wilhelm legte am 15ten September die Pflicht ab, und trug an diesem Tage den schwarzen Adlerorden.

Der Graf zu Lynar hatte im Haag besondern Umgang mit dasigen berühmten Künstlern, als, dem Kupferstecher Ottens, den Malern van Dyk, Roepel, (der herrliche Fruchtstücke malete,) Limborg, einem Schüler des van der Werf, (der vortrefliche Bildnisse machte,) und Wollemen, dessen Bildnisse und Landschaften doch nicht so vortreflich waren,

als

als das Gerücht sie machte. Das Merkwürdigste bey diesem letzten war er selbst, in Ansehung der Verwandlung seines Kopfs- und Barthaars, welches bis in sein 22stes oder 23stes Jahr schwarz gewesen, hierauf aber vollkommen blond geworden war, wie unterschiedene von ihm vorhandene Bildnisse zeigten. Beym Haag höret dieses Tagebuch, und also auch mein Auszug aus demselben auf.

Friderich Wilhelm von Taube,

Doctor der Rechte, kaiserl. königl. wirklicher niederöstreichischer Regierungsrath.

Ich kann zwar die Lebensbeschreibung dieses denkwürdigen Mannes, meines Freundes, nicht so vollständig machen, als ich wünschte: sie wird aber doch die wichtigsten Veränderungen, welche mit ihm vorgegangen sind, seine vornehmsten politischen und gelehrten Arbeiten, und etwas von seinem Character enthalten.

Seine Herkunft.

Die weit, und selbst bis in Schweden, Curland, England und Nordamerika ausgebreitete Familie Taube, (in England Dove,) stammet von dem aus Niedersachsen gebürtigen Taube her, welcher Prior im Augustinerkloster zu Erfurth gewesen, nachdem er aber das Kloster und den Orden verlassen hatte, von D. Luthern 1524 zum evangelischen Prediger eingeweihet worden. Desselben Sohn starb 1616 als Superintendent zu Warberg im Fürstenthum Wolfenbüttel, und dieses Sohn verschied 1626 als Bürgermeister zu Halberstadt. Dieser war der Aeltervater des Doctors Taube, Leibarztes der Königin Carolina, gebornen Markgräfin von Brandenburg-Anspach, Gemalin Königs Georg des zweyten von Großbritannien, welcher auf solche Weise nach London kam, woselbst dieser sein Sohn am 12ten März 1728 geboren wurde. Die Königin starb am 1sten December 1737, da es nun gewiß ist, daß der Leibarzt Taube schon in eben diesem Decembermonat zu Zelle mit seiner Familie angekommen ist, und sich wohnhaft niedergelassen hat:

so

so muß er gleich nach der Königin Tode London verlassen haben. Er war ein grosser Liebhaber der Naturlehre und Scheidekunst, und sein Sohn, **Daniel Johann Taube**, ist darin in seine Fußstapfen getreten, daß er nicht nur Doctor der Arzeneygelahrheit geworden, (1747 zu Göttingen,) sondern auch als Liebhaber der Naturgeschichte eine erhebliche Naturaliensammlung angeleget hat, zu deren Vergrösserung ihm sein älterer Bruder behülflich gewesen. Er lebet noch zu Zelle als königl. großbritannischer und churfürstl. brauschweig-lüneburgischer Hofmedicus, auch Stadt- und Landphysicus.

Universitätsstudia.

Unser Taube muß für einen frühzeitigen Kopf geachtet und erkannt worden seyn, weil man ihn schon in einem Alter von 15 Jahren für tüchtig zu der Universität gehalten hat; denn er begab sich schon 1743, ein Jahr nach des Vaters Tode, nach Göttingen, und machte die Rechtsgelehrsamkeit zu seiner Hauptwissenschaft. Fast alle seine juristischen Collegia hörete er bey dem Rath und Professor D. Johann Christian Claproth, und als er mir dieses am sechsten August 1760 schrieb, setzte er hinzu, „dieser Mann beherbergte, eben so wie der Hofrath Scheidt, in einem sehr ungestalten Körper eine sehr schöne Seele, und hatte einen ungemeinen Zulauf.„ Er hörte auch bey dem Doctor und Professor der Rechte, Herrn Georg Ludewig Böhmer, damaligen Hofrath, jetzigen geheimen Justizrath, einige Collegia. Er studirte hier bis 1747. Ehe er die Universität verließ versuchte er schon die Schriftstellerey, und ließ eine Schrift, de differentiis juris civilis a jure naturae, drucken, in welcher er zu beweisen suchte, daß viele Satzungen des römischen, canonischen und deutschen Rechts, den Gesetzen der Natur und des Völkerrechts widersprächen. Dieses Wagestück konnte

sich

sich den Beyfall der Rechtsgelehrten nicht versprechen, den es auch nicht erhielt, ja es wurde nicht einmal in den göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen angezeiget, vermuthlich weil man des fähigen und muntern, aber zu dreisten Jünglings schonen wollte. Der junge Taube fand sich durch dieses im 19ten Lebensjahr begangene schriftstellerische Versehen so gedemüthiget, daß er sich in den folgenden 19 Jahren von der Schriftstellerey ganz enthielt. Von einer so weisen Standhaftigkeit wird man nicht viele Beyspiele in der gelehrten Geschichte entdecken und zeigen können, und sie ist insonderheit für unser gar zu schrift- und bücherreiches Zeitalter ein Muster, das nicht genug empfohlen und angepriesen werden kann.

Seine Reisen und ersten Aemter.

Es ist Schade, daß ich von den grossen Reisen, welche er, nachdem er die Universität verlassen, gethan, und auf welchen er, ohne daß es zu seinem Plan gehöret hätte, auch den Boden von Afrika und Amerika betreten hat, nichts sagen kann. Nach seiner Zurückkunft von denselben ließ er sich, vermuthlich von der juristischen Facultät in Göttingen, zum Doctor der Rechte erklären, auch hierauf beym Oberappellationsgericht zu Zelle in allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit prüfen, und als Advocat in Eid und Pflicht nehmen. Er fing die Advocatur zu Hannover mit der Vertheidigung einiger Missethäter an, deren zweyen er das Leben rettete, und sich dadurch rühmlich bekannt machte. Er machte für den Postmeister Gräbenstein zu Einbeck eine Rechtssache, die ungefähr 500 Rthlr. betrug, in 3 Monate aus, und schickte ihm das eingeklagte Geld. Für den Herrn von Dassel zu Hoppensen bey Einbeck führte er viele Processe; denn weil dieser Edelmann auf der Gränze des calenbergischen und hildesheimischen Gebiets also wohnte, daß

sein

sein Wohnhaus in dem letzten stand, seine Unterthanen aber in dem ersten waren, so hatte er immer Rechtshändel. Taube ward aber der Advocatur in wenigen Jahren so überdrüßig, daß er sie fahren ließ. Denn weil er ein so lebhafter Vertheidiger des Rechts war, daß er nicht nur die Verweigerung sondern auch die Verzögerung desselben nicht ertragen konnte: so verklagte er die Gerichtshöfe bey der Landesregierung, und deswegen ward er gehasset und verfolget. Er ergrif also 1754 die ihm vorkommende Gelegenheit, Gerichtshalter und Haussachwalter des kaiserl. königl. Kammerherrns und Reichshofraths Baron von Hammerstein zu werden, kam aber aus dem Regen in die Traufe, weil dieses Mannes einziges Vergnügen im Proceßiren bestund. Es war aber Taubens Sache nicht, alle und ganze Tage sich mit nichts als mit Processen zu beschäftigen, und also suchte er schon 1755 von diesem streitbaren Herrn wieder loszukommen, welches doch auch nicht ohne Proceß möglich war, den er aber gewann.

Gehet nach Wien, und trit in des Freyherrn von Moltke Dienste.

Ich kann nicht sagen, was ihn veranlasset hat 1756 nach Wien zu reisen, und daselbst in Dienste zu gehen. Vielleicht ist er zu denjenigen, welche er zuerst verwaltet hat, dahin berufen worden. Dem sey wie ihm wolle, er wurde Hausadvocat und Secretär des Freyherrn Philipp Ludewig von Moltke, kaiserl. königl. wirklichen Geheimenraths, Kämmerers, Hof-Kriegesraths, Generalfeldmarschalls, Obristen eines Regiments zu Fuß, Burgherrn zu Wulften, ꝛc.*) in welcher Stelle Herr Schwandtner

*) Sein Vater, Gustav Bernhard, war Hof- oder Obermarschall des Herzogs Johann Friderich von Hannover, welcher die Fürstenthümer Calenberg und Grub-

ner sein unmittelbarer Vorgänger gewesen war.

Grubenhagen besaß, und endlich hannöverscher Gesandte zu Wien, woselbst er zu der römisch-katholischen Kirche trat, und den ersten Grundstein sowohl zu der Churwürde der wilhelminschen Hauptlinie des Hauses Braunschweig und Lüneburg, als zu der nachmaligen Vermälung des Kaisers Joseph mit der Prinzeßin Tochter des genannten Herzogs, legte, der auch zu der katholischen Kirche überging. Nach desselben Tode nahm Herzog Ernst August, Bischof von Osnabrück, und nunmehriger Besitzer der Fürstenthümer Calenberg und Grubenhagen, den katholisch gewordenen Oberhofmarschall von Moltke mit sich nach Osnabrück, ließ ihn auch daselbst als seinen Minister, Geheimenrath, und Drosten zu Fürstenau; und als derselbige 1682 das Gut Wulften kaufte, bestätigte und erneuerte der Herzog und Bischof alle alte Vorrechte der Burg. Des Oberhofmarschalls Söhne sind in römisch-kaiserliche Dienste gegangen, und von denselben ist derjenige, von welchem jetzt geredet wird, der merkwürdigste. Der Feldmarschall war auf der Burg Wulften geboren. Vor der Mitte des jetzigen Jahrhunderts that er sich als Befehlshaber bey dem östreichischen Kriegesheer gegen die Türken und Franzosen hervor, und führete insonderheit von 1744 bis 46 die engländischen Truppen an; nachher saß er in dem Hofkriegesrath. Seine Gemalin war eine Gräfin von Trautmanstorf, und hatte bey der Kaiserin Königin Maria Theresia, als sie noch Erzherzogin war, die Stelle einer Hofdame und des ersten Kammerfräuleins bekleidet. Er hatte keine männliche Erben, sondern nur eine Erbtochter, welche er an den jungen Grafen von Herberstein verheirathete, der kaiserl. königl. Kammerherr war, und in Böhmen, Mähren und Oestreich so viele Herrschaften, Schlösser und Landgüter besaß, daß er von denselben jährlich über 80000 Gulden reine Einkünfte zog. Sie hat ihm 3 Söhne und 1 Tochter geboren. Als der Geheimerath und Feldmarschall 1759 einen Briefwechsel mit mir anfing, war er blind, sein Secretär schrieb seine Briefe, und sein Name ward unter dieselben mit einem Stempel gedruckt. Im Anfang des 1761sten Jahres verschrieb er den Augenarzt Wincel aus Amsterdam, ihm für eine Belohnung von 1200 Ducaten das Gesicht wieder herzustellen, welches er dadurch auf die glücklichste Weise bewerkstelligte, daß er die crystallinische Feuchtigkeit, welche dun-

war. *) Er brachte desselben Processe beym höchsten Reichsgericht, welche in Verwirrung gerathen wa-

kel oder eine Cataracte geworden war, gänzlich aus den Augen wegnahm, welches mit dem geschicktesten und geschwindesten Handgrif geschahe. (Diese Heilart hat Daviel zu Paris erfunden.) Die Kaiserin Maria Theresia schenkte dem Augenarzt einen kostbaren Ring, und das Patent ihres Hofchirurgus und Augenarztes; erhob ihn auch aus eigenem Antrieb in den Adelstand. Nach wiedererlangtem Gesicht beschloß der Geheimerath und Feldmarschall, so bald der Friede wieder hergestellet seyn würde, eine Reise nach seinem Stammhause Wulften vorzunehmen, und dahin über Göttingen zu gehen, um mit mir persönliche Bekanntschaft zu errichten, ich ging aber in dem genannten Jahre von Göttingen nach St. Petersburg. Er starb 1781, und hinterließ nur die Erbtochter, die Gräfin von Herbenstein. In seinem ersten Brief an mich gedachte er seines Processes mit dem osnabrückschen Domkapitel, wegen der sogenannten Archidiaconal-Jurisdiction, und sagte, er wolle die Hoheit dieses seines väterlichen Erbguts wider die Pfafferey zu Osnabrück bis auf den letzten Kreutzer behaupten. Sie wissen schon, setzte er hinzu, wie wir Westphälinger gesinnet sind, wenn es auf die Ehre ankommt. Er erbot sich mir zur Hülfe bey der Erdbeschreibung, und bot unterschiedene Personen in den kaiserl. königl. Landen zur Verbesserung meines Werks auf, bezahlte auch denjenigen, welcher es verlangte, dafür ansehnlich. Ein solcher war der durch die herausgegebene Scriptores rerum Hungaric. berühmtgewordene Herr Johann Georg Schwandtner, sein Secretär vor Taube, welcher für die verbessernden Anmerkungen zu einigen Abschnitten meiner Erdbeschreibung dreyßig Ducaten verlangte und bekam.

*) Man könnte gedenken, daß die schwandtnerische Familie das adeliche Gut Schwandtner im Lande ob der Ens besitze oder besessen hätte: es hat ihr aber niemals gehöret, sondern sie hat es nur verwaltet. Eine Linie derselben ist geadelt worden, die andere, zu welcher der gelehrte Herr Schwandtner gehöret, ist nicht adelich, er hieß aber doch nach Landesgebrauch von Schwandtner, und vielleicht ist er auch entweder von der Kai-

waren, in Ordnung, und schrieb die weitläuftige Vertheidigung der Ober- und Untergerichte Freyheiten und anderen Hoheitsrechte, welche auf der Burg zu Wulften haften, von der ich hernach reden werde, wenn ich seine Bücher anzeige. Bald hernach, als er in des Geheimenraths und Feldmarschalls Haus gekommen war, fing der siebenjährige Krieg an, und da fuhr der kriegerische Geist in ihn, welcher ihn antrieb, der blutigen Schlacht bey Collin als Freywilliger beyzuwohnen, aus welcher er mit einer leichten Wunde am Kopf davonkam. In dem Hause und Dienst des Freyherrn von Moltke ist er frühzeitig von der evangelisch-lutherischen zu der römisch-katholischen Kirche übergetreten, vermuthlich in der Hoffnung, daß er desto leichter in kaiserl. königl. Dienste kommen werde, welches ihm auch gelungen ist. Sein Vater lebte damals nicht mehr, (S. 222) seine Mutter aber mußte es ihm doch zu gute gehalten haben, weil er beständig im Briefwechsel mit ihr blieb: doch hat sie es vermuthlich nicht erlebt, daß er in kaiserlich-königliche Dienste gekommen ist, denn sie war im November 1760 schon in ihr 72stes Jahr getreten. Als sein Herr so grosse Bereitwilligkeit äusserte, meine geographischen Arbeiten zu unterstützen, fing er selbst an, den freundschaftlichsten Antheil an denselben zu nehmen, und ließ sich keine Mühe zu meinem Nutzen verdriessen. Er machte mit derselben gleich auf eine beschwerliche Weise dadurch den Anfang, daß er sich von dem alten Jesuiten Mondorf*) bey wiederholten Besuchen alles sagen ließ,

Kaiserin Königin, oder von dem Kaiser Joseph dem zweyten in den Adelstand erhoben worden.

*) Der Pater Mondorf kam im Anfang des Sommers 1759 nach Wien aus Constantinopel zurück, woselbst und in andern Orten des osmanischen Reichs er sich 29 Jahre lang als Mißionär aufgehalten hatte. Er war 70 Jahre alt, und

wegen

und aus desselben Munde aufschrieb, was er theils bey meiner Beschreibung des osmanschen Reichs anmerkete; theils wegen veränderter Luft und Lebensart so schwach, daß der Geheimerath und Feldmarschall von Moltke befürchtete, er werde sterben, ehe er ihm für meine Erdbeschreibung die Nachrichten vom osmanschen Reich lieferte, welche er sich von ihm ausgebeten hatte, und also seinen Secretär zu ihm ins Haus schickte, der ihm die Beschreibung des osmanschen Reichs Blatt für Blatt vorlesen, und was er dabey bemerkte und erzählete aufschreiben mußte. Taube verfuhr dabey mit dem größten Fleiß, und versicherte, daß dieser Mann wegen seiner Einsicht und Gelehrsamkeit, und wegen seines vieljährigen Aufenthalts in diesem Reich, die Wahrheit wissen könne, und wegen seines guten Characters ihm nichts, als wovon er gewiß gewesen, erzählet und gesagt habe. Dieser Mondorf nun versicherte, daß ich die Osmanen, oder Türken, durch Verleitung einiger Reisebeschreiber, nur von der guten Seite geschildert, ihre schlimme Seite aber nicht berühret hätte. Unter 100 wären kaum 10 gute Leute. Das gelte aber eigentlich von den europäischen Türken, denn diese wären ein Mischmasch von abtrünnigen Christen und Juden, ein liederliches Gesindel, und lange so gut nicht als die asiatischen Türken. Die meisten wären geldgierig, sehr geil, und unglaublich niederträchtig, ihrer blutdürstigen Grausamkeit im Kriege nicht zu gedenken. Von ihrer Geldschneiderey erzählete er viele Beyspiele, und unter andern auch dieses. Vor 2 Jahren habe ein vornehmer Grieche sein Haus in Pera neu anmalen lassen; es sey aber gleich darauf ein Türk gekommen, und habe an dasselbige uriniret. Der Grieche habe den Urin abwischen lassen, sey aber deswegen von dem Cadi vor Gericht gefordert, und zu vier tausend Piaster Strafe verdammt worden, weil der Urin eines Muselmannes etwas reines und heiliges sey, und also nicht abgewischet werden müsse. Vor etwa 10 Jahren sey zu Constantinopel zwischen den katholischen, griechischen und armenischen Christen, über die Frage, ob man den Wein in der Messe mit Wasser vermischen könne und müsse, so heftig gestritten worden, daß der Großweßir sich dazwischen geleget, und von jeder dieser christlichen Partheyen einige Theologen zu sich gefordert habe, die über diese Materie in seiner Gegenwart disputiren müssen. Nachdem er ihre Gründe und Gegengründe angehöret, habe

er

theils sonsten von den Türken, und von den unter ihnen wohnenden christlichen Nationen, sagte. Hernach ging er

er den Ausspruch gethan, die Katholiken und Griechen hätten Recht, denn es sey allezeit besser den Wein mit Wasser zu vermischen, damit er nicht leicht berausche, als ihn unvermischt zu geniessen. Für diese Entscheidung hätten alle drey Partheyen ihm eine gute Summe Geldes bezahlen müssen. Als eine Probe der Grausamkeit der Türken führete Mondorf an, daß ein Franke oder Grieche, welcher einen Muselmann zu seiner Religion überrede, und ein Christ, der sich mit einer Türkin fleischlich vermische, lebendig gespiesset werde. Er erzählete ferner, daß zu Constantinopel über 100 Becker wären, deren jeder, nach der neuen Einrichtung, täglich 4 Piaster von seiner Profeßion zahlen müsse; das Brodt sey aber schlecht, und für den Magen beschwerlich, und zugleich so theuer, daß es nur reiche Leute kaufen könnten; hingegen die gemeinen Leute lebten von Fischen und Reis. Daß viele Abtrünnige von der christlichen Religion, welche den Islam angenommen hätten, ihren Abfall bereueten, und sich selbst zur Todesstrafe darstellten, bestätigte Mondorf durch unterschiedene Beyspiele, von welchen ich 2 anführen will. Ein junger Armenier hatte sich kaum beschneiden lassen, als es ihn gereuete. Seine Eltern schickten ihn nach Wien, er hatte aber daselbst keine Gemüthsruhe, sondern sagte, er müsse das gegebene Aergerniß mit seinem Blut aussöhnen. Er kam also zum Schrecken seiner Eltern nach Constantinopel zurück, und es ward ihm der Kopf abgeschlagen. Vor einigen Jahren sey der rußische Gesandtschaftspope, ein Mann von Ansehn und Gelehrsamkeit, durch das Gerücht, daß seine Gönner und Beförderer zu St. Petersburg in Ungnade gefallen wären, verleitet worden, den Islam anzunehmen, bald hernach aber habe ein Courier aus St. Petersburg das Patent eines Bischofs für ihn mitgebracht, welches aber zu spät gekommen sey. Er habe gleich darauf seine Religionsveränderung widerrufen, und sey enthauptet worden.

In Ansehung des Reichs versicherte er, daß seit 20 Jahren dasselbige sehr entvölkert worden sey; weil die Griechen und Armenier sich häufig in benachbarte Länder begeben hätten, um den drückenden Abgaben zu entgehen. Gegenden, in welchen im Anfang des Jahrhunderts 50 Dörfer gewesen, hätten jetzt kaum 15. (Taube setzt hinzu, daß die Trinitarier

rier

er noch zu allen andern Männern, zu welchen der Geheimerath und Feldmarschall ihn schickete, um geographische

rier zu Wien, welche sich zur Erlösung der christlichen Sclaven oft und viel in der Türkey aufhielten, dieses bestätigten.) Die nächsten Provinzen um Constantinopel wären noch am besten bewohnet. Mit dem Ackerbau gäben sich die Türken wenig ab, weil sie denselben für zu beschwerlich, und zugleich für nicht anständig genug hielten, auch die schweren Abgaben, mit welchen er belegt sey, scheueten. Er werde also mehrentheils von den Griechen und andern christlichen Unterthanen betrieben. Der tournefortischen Beschreibung der Inseln im Archipelagus gab er das Zeugniß, sie sey ungemein genau und zuverläßig. Im April 1760 habe der Großsultan den geschärften Befehl ertheilet, daß die christlichen Gesandten zu Constantinopel nicht mehr Janitscharen zu ihrer Bedienung haben sollten. Beyde Theile waren sehr mißvergnügt darüber, insonderheit die Janitscharen, welche viel dabey verlören, zumal da der Sultan vorher schon verordnet habe, daß ihr Sold niemals höher als täglich auf 3 Asper steigen solle.

Auf meine Nachfrage durch Tauben erzählte er, daß an den Küsten des schwarzen Meers, insonderheit von der Donau an bis an den asowischen See, ein Volk unter Türken und crimschen Tatern wohne, welches von denselben in Ansehung der Sprache, der Gemüthsart, den Sitten und der Religion ganz verschieden sey, aber keinen besondern Namen führe. Ihre Sprache laute wie verdorbenes deutsch, doch konnte Mondorf keine hinlängliche Erklärung derselben geben, weil er weder plattdeusch, noch eine andere mit derselben nahe verwandte Sprache oder Mundart verstand, auch nicht genug auf die Sprache dieses Volks geachtet hatte. Er hatte aber einen Mann von diesem Volke getauft, den er auf einer türkischen Galeere als Rudersclaven angetroffen; welches ihm zwar die türkischen Seeofficiere zum grossen Verbrechen anrechnen wollen, von ihm aber dadurch gerechtfertigt worden sey, weil dieser Mensch ein Heide gewesen. Er habe ihm berichtet, daß das Volk, zu welchem er gehöre, auch auf der asiatischen Küste des schwarzen Meers wohne, einen einzigen sehr alten Baum als göttlich verehre, und darinn bestehe sein ganzer Gottesdienst. (Als der jetzige Justitzrath Herr Niebuhr auf seiner Rückreise aus Arabien zu Constantinopel war, veranlassete

phische Nachrichten für mich einzuholen, als zu dem regulirten Chorherren von Pauli bey den Dorotheern, zu dem Hofrath und Vicestatthalter Baron von Buol, u. a. Der Feldmarschall ließ ihn auch an andere, die in den Provinzen des Hauses Oestreich, als in Böhmen, Mähren, Ungarn, ꝛc. wohneten, zu gleichem Zweck in seinem Namen schreiben. Das verursachte ihm, da er schon mit Geschäften seines Principals überhäuft war, viel ausserordentliche Mühe und Arbeit. *) Er lernte bey diesen

lassete ich, daß ihm durch den dänischen Staatsminister von Bernstorf aufgetragen wurde, dieses Volk, dessen auch Busbequius gedenket, aufzusuchen, der Befehl kam aber erst nach seiner Abreise von Constantinopel daselbst an.)

Der Jesuit Mondorf war der türkischen Sprache so mächtig, daß er zu Constantinopel in derselben alle Sonntag zweymal geprediget hat, wobey immer ein starker Zulauf von Menschen gewesen. Erblickte er einige Türken unter seinen Zuhörern, so suchte er jedesmal zu beweisen, daß in der ganzen muhammedanischen Religion gar kein Mittel vorhanden sey, den beleidigten Gott zu versöhnen, und Vergebung der Sünden zu erlangen, und er versicherte, daß die Türken dieses allemal mit grosser Aufmerksamkeit angehöret hätten. Er war gewillet, eine vollständige türkische Grammatik für die Deutschen herauszugeben; es ist aber wegen seines hohen und schwachen Alters nicht geschehen. Er verbat es eine Zeitlang, seinen Namen in meiner Erdschreibung zu nennen, aus Furcht, es mögten seine Brüder, die Jesuiten, es ihm verdenken, daß er einen Protestanten solche Nachrichten mitgetheilet hätte, endlich war er es zufrieden.

*) Diese grosse Mühe verstehe ich nicht bloß von dem ganzen Umfang der geographischen Nachrichten, welche er für mich aufgesetzt hat, sondern auch von einzelnen Stücken. 1760 wandte er grossen Fleiß an, um mir etwas Gewisses, wenigstens etwas sehr Wahrscheinliches, von der Anzahl der Menschen in Wien zu melden. Süßmilchs Meynung, daß unter K. Karl dem sechsten nur 170000 bis 180000 Menschen daselbst vorhanden gewesen seyn sollten, kam ihm im Julius 1760 ganz unwahrscheinlich vor, weil die Stadt, insonderheit zwischen

1720

diesen Bemühungen aus der Erfahrung, daß zur Erlangung gründlicher und zuverläßiger Nachrichten man keinen andern trauen und glauben müsse, als solchen, welche das, was sie beschreiben sollten, selbst unmittelbar unter ihrer Aufsicht, Verwaltung und Regierung gehabt hätten, wie er am 30sten Julius 1760 schrieb, da er von einem Mann, der viel, ja alles wissen wollte, garstig angeführt zu seyn erkannte. Einige Monate hernach versahe sich ein anderer Gehülfe auf eine seltsame Weise, und als ich Herrn Taube diesen Irrthum bekannt machte, antwortete er mir, er habe mit demselben davon gesprochen, und von ihm das Bekenntniß gehöret, daß er sich in Ansehung des

1720 und 30 viel volkreicher gewesen sey als jetzt, da sie wahrscheinlich eine halbe Million Menschen habe. Diese brachte er so heraus. Er könne dafür stehen, daß das Kirchspiel St. Ulrich 50000 erwachsene Pfarrkinder habe, und diese hätten 1759, laut der gedruckten Listen, 535 Kinder gezeuget, in ganz Wien aber wären 5186 Kinder getaufet worden. Bloß die Büger zu Wien, deren 70000 wären, müßten mit ihren Weibern, Kindern und Gesinde über 200<00 Seelen ausmachen. Allein in der folgenden Zeit kam er von der vermutheten Summe der Menschen zu Wien sehr herunter, und konnte nicht über 200000 herausbringen. Die gesammten königlich-kaiserlichen Einkünfte schätzte er 1760 ungefähr auf 40 Millionen Gulden, und versicherte, daß nicht wenig erfahrne Personen, die er kenne, sie einstimmg auf 41,529,137 Gulden berechneten. Es sey, setzte er hinzu, gar kein Geheimniß, daß bloß die Kreislande in 3 Reichskreisen weit über 20 Millionen Gulden abwürfen, ob nun nicht die übrigen Königreiche und Länder, in und ausser Deutschland, wenigstens auch auf 20 Millionen Gulden eintragen müßten? Jeder Feldzug seit 1756 habe 43 Millionen Gulden gekostet; als aber der Krieg angegangen, wären keine 2 Millionen vorräthig gewesen, und die erwehnten 43 Millionen wären größtentheils durch ausserordentliche Auflagen jährlich zusammengebracht worden, ohne einmal der vielen tausend von den Landständen gelieferten Rekruten zu gedenken: ob daraus nicht zu schliessen sey, daß die ordentlichen Einkünfte auch jährlich leicht 40 Millionen Gulden betrügen?

des Ortes, von welchen die Rede war, auf die Erzählung guter Freunde verlassen habe, aber nun wohl einsähe, welch ein grosser Unterschied in geographischen Dingen zwischen dem, was man selbst an Ort und Stelle gesehen und gehöret habe, und zwischen dem, was man sich von andern erzählen und berichten lasse, sey. Eben dieses hatte auch Tauben die Erfahrung gelehret, daher er an den geographischen Nachrichten, welche er selbst aufsetzte und mir schickte, in spätern Briefen oft etwas verbesserte, auch darüber seufzete, daß es so schwer sey, völlig richtige Nachrichten zu erlangen und zu ertheilen. „Ich kann „mich,„ schrieb er am 8ten April 1761, „nicht genug „verwundern, daß die Nachrichten so oft einander wider„sprechen, die ich von Leuten einziehe, welche die rechte „Beschaffenheit wissen könnten und sollten. So habe ich „z. E. noch nicht ausfindig machen können, welche Ein„theilung vom schwäbischen Oestreich richtig sey, die, „welche Herr von Buol, oder die, welche Herr Reichs„graf Truchses von Waldburg für sie geliefert hat?„ u. s. w. Von der Zeit an, da er mir seine geographische Hülfe zu leisten anfing, bekamen seine Arbeiten einen so starken Zuwachs, daß er sich oft kaum helfen konnte, und den schweren Versuch wagte, 2 Kanzelisten des Feldmarschalls 2 Briefe zu gleicher Zeit in die Feder zu dictiren, wie er mir im October 1760, gleich nach einem solchen Versuch, eigenhändig meldete. Bey dem Briefwechsel mit mir, den er bald in seines Principals, bald in seinem eigenen Namen in dem ganzen 1760sten und in der ersten Hälfte des 1761sten Jahres wöchentlich fortsetzte, war dieses fast das beschwerlichste, daß so viele Briefe doppelt ausgefertiget werden mußten, damit, wenn in der unruhigen Kriegeszeit einer verloren ginge, der andere desselben Stelle verträte. Ich habe ihn damals sehr hochzuschätzen angefangen, nicht nur weil er so sehr dienstfertig gegen mich war, sondern sich auch so rechtschaffen in Ansehung seines Herrn zeigte. Denn er hatte

schon

schon an der weitläuftigen Ausfertigung der Geschichte, Gerechtsame und Privilegien der Burg Wulften, welche er zum Nutzen seines Herrn unternahm, eine ausserordentlich grosse und schwere Arbeit, die er mit dem größten Eifer betrieb, und weil ich dabey so viel Dienste leistete, als mir möglich war, so schrieb er die gegenseitige Mühe, welche sein Herr zur Beförderung meiner Erdbeschreibung theils unmittelbar, theils und vornemlich mittelbar durch ihn anwendete, fast bloß und allein seinem Herrn zu. Weil er damals so eifrig nach einer richtigen Kenntniß der geographischen Beschaffenheit und politischen Verfassung der Erbländer des Hauses Oestreich strebte, so sahe er die grossen Mängel und Fehler der vorhandenen gedruckten Beschreibungen von denselben tief ein, fand es aber auch sehr schwer, eine richtige und genaue Beschreibung von den kaiserlich-königlichen Erbländern zu liefern, weil der Hof damals dergleichen nicht gern bekannt gemacht sahe, der Herren und Eigenthümer der Städte, Schlösser, Märkte und Güter, so sehr viele waren, und sich täglich änderten, *) und sich überhaupt unge-

*) Am 27sten Sept. 1760 schrieb er das folgende.

„Eure H. können nicht glauben, wie leicht die Güter „andere Herren bekommen. So hat z. E. das Schloß zu „Haynburg an der Donau, mit der dazu gehörigen Herrschaft, „bey Menschengedenken wohl 10 abwechselnde Besitzer gehabt, „und ist jetzt das Eigenthum des Herrn Grafen von Betlem. „Dies scheint einem Deutschen im nördlichen Deutschland „wunderbar, als welcher gesehen hat, daß der junge Landedelmann lieber das Hemde als sein ererbtes väterliches Stammgut verkaufet; ein Vorurtheil, welches die nordlichen Deutschen von ihren Stammvätern geerbet haben. — — Hier „zu Lande denket man anders, wer Geld hat, kann alle Tage „ein Schloß mit einer Herrschaft zu Kauf bekommen, deswegen „machet sich niemand etwas daraus, sein Stammgut loszuschlagen; er kann alle Tage leicht ein anderes wieder kaufen. „Ueberdem lebet der Adel hier nicht auf den Gütern zwischen „Bauern und Strohhütten, wie in jenen nördlichen Ländern „Deutsch-

ungemein viel Veränderungen zutrugen. Daher rühreten auch die beträchtlichen Fehler und Irrthümer, welche der Staatsrechtslehrer Beck in seinem östreichischen Staatsrecht beging. Er rieth mir, in seinem und einiger vornehmen und angesehenen Personen Namen, aus meiner Erdbeschreibung die Abschnitte von den kaiserlich-königlichen Erblanden unter einem allgemeinen Titul zusammen drucken zu lassen, und durch dieses Buch, so unvollkommen es auch anfänglich seyn mögte, den Weg zu einem vollkommenern geographisch-politischem Werke zu bahnen, welches ich aber nicht für gut fand.

Weil er während des ganzen siebenjährigen Krieges zu Wien war, so nahm er nicht nur Theil an demselben, sondern auch natürlicher Weise des Hauses Oestreich Parthey, und hoffte, daß der Krieg für dasselbe den glüklichsten Ausgang haben, folglich für den König von Preussen kläglich ablaufen werde. Wie seine und der Wiener Erwartungen in Ansehung des letztern beschaffen gewesen? will ich nur durch eine einzige Stelle aus seinen Briefen zeigen. Im Anfang des Novembers 1760 schrieb er: „Endlich hat auch Frankreich die Garantie geleistet, daß „Rußland ganz Preussen behalten soll. Was für einen „Titul wird denn künftig der König führen? Etwan eines „Königs

„Deutschlands, sondern in den Städten, und hat also keine „besondere und zärtliche Liebe auf dieses und jenes Landgut „geheftet; denn die Stadt ist der Ort seiner Geburt und „Erziehung, und nicht das Landgut. Der Adel in Ungarn „hat in dergleichen Fällen noch ein besonderes Vorrecht. „Er kann daselbst die von seinen Vorältern veräusserten Güter „gegen Erlegung des Kaufgeldes zurückfordern, ohne für die „vom Käufer gemachte Verbesserungen einen Kreutzer zu bezahlen. Weil nun alle unbewegliche Dinge, wegen Vermehrung des Goldes und Silbers, im Preise steigen, so ist „derjenige übel daran, der ein Gut für den Preis, den es „vor 100 Jahren im Ankauf hatte, wieder abtreten muß. „Daher ist es sehr gefährlich, in Ungarn ein adeliches Gut „zu kaufen.

„Königs der Wenden?„ Aber er besann sich, und setzte hinzu: „Doch man muß nicht eher die Haut theilen, als „bis der Löwe erlegt ist.„ Er leistete auch unterschiedenen preußischen Kriegesgefangenen als Menschenfreund alle Hülfe, welche er vermogte, und sie hatten Vertrauen zu ihm. Ein solcher war der General Fouquet, *) welcher im November 1760 durch den Feldzeugmeister Engelshofen einen offenen französischen Brief an seinen Halbbruder,

*) Als dieser preußische General bey Landshut mit seinem Corps Truppen gefangen genommen war, erzählete mir Taube, Fouquet habe nach der Schlacht bey Cunnersdorf gesagt, er wolle viel Geld darum geben, den General Laudon zu sehen. Als nun Fouquet als ein Gefangener zu Laudon gebracht worden, habe dieser ihn so angeredet: nun können Ew. Excellenz mich gratis sehen. Ihm sey Bruck an der Leitha zu seinem Aufenthalt angewiesen worden, er habe aber eine Bittschrift eingegeben, und gebeten, daß ihm erlaubt werden mögte, zu Krems zu wohnen. Taube machte die Anmerkung, diese Stadt sey ein wohlgebaueter und wohlfeiler Ort, woselbst die preußischen Kriegsgefangenen gern seyn mögten, und sich wohl befänden. Er meldete mir auch am 24sten Jänner 1761, daß der gefangene preußische Major von Zerbst, welcher sich daselbst aufhalte, 1760, ein Paar tausend Schritt von der Stadt, ein reiches Alaunbergwerk entdecket habe, welches vor etlichen Wochen mit grossen Feyerlichkeiten eröffnet worden sey, und gute Ausbeute gebe. Der Alaun sey eben so fein und stark als der türkische, und also sey die Entdeckung wichtig. Die östreichischen Manufacturen, welche Alaun gebrauchten, hätten bisher für den Centner türkischen Alaun lieber 15 bis 18 Gulden, als für den böhmischen, der bey Commotau gegraben werde, 5 Gulden bezahlet. Als er mir zuerst berichtete, daß die Kaiserin Königin den Generalfeldzeugmeister Laudon mit der Herrschaft Petschkau in Böhmen, nicht weit vom Carlsbade, belehnet habe, und daß dieselbige in einem grossen Markt mit einem Schlosse bestehe, setzte er hinzu, sie trage 30000 Gulden ein; hernach aber verbesserte er diese Nachricht so, sie werde nur auf 30000 Gulden geschätzet, sey also nach böhmischen Maaßstabe keine Herrschaft von Wichtigkeit.

bruder, der zu Zelle wohnete, an Taube schickte, und ihn bitten ließ, denselben zu besorgen. *) Eben so gingen 1760 auch die Briefe des preußischen gefangenen Lieutenants von Schack, der zu Haynburg saß, an seine Mutter, die Obristen von Schack, im Herzogthum Mecklenburg, durch seine Hände. **)

Wird in kaiserlich-königlichen Diensten nach London geschickt.

Taube hatte schon sieben Jahre lang das Secretariat bey dem Geheimerath und Feldmarschall Moltke mit grosser Geschicklichkeit und Treue verwaltet, und doch keine Gelegenheit gefunden, in kaiserliche Dienste zu kommen, vielleicht deswegen, weil er, ein Ausländer, der grossen Menge einheimischer jungen Männer, welche auf Dienste warteten, nicht leicht vorgezogen werden konnte; vielleicht aber auch deswegen, weil der Feldmarschall ihn wegen seiner Brauchbarkeit zu behalten wünschte. Es ward ihm aber doch ein näherer Weg zu kaiserlichen Diensten eröffnet, als er wegen seiner Kenntniß Englands,

*) Taube schickte ihn mir nach Göttingen, und ehe ich ihn versiegelte, und auf die Post gab, las ich ihn. Er schrieb unter andern, daß er drey Säbelhiebe, 2 von vorn und 1 von hinten, bekommen habe. Ueber den letzten mögte sich sein Bruder nicht ärgern, denn er sey in der Schlacht mit Husaren, Dragonern und Reutern ganz umgeben gewesen, die alle ihr Recht hätten ausüben wollen.

**) Auch diese schickte er mir nach Göttingen zur weitern Besorgung, ich empfing auch die Antwort der Mutter an den Sohn, und sendete sie an Tauben. Merkwürdig war, daß dieser Lieutenant in der Schlacht bey Landshut ein Gefangener seines ältern Bruders wurde, der Lieutenant bey dem Regiment des Feldmarschalls von Moltke war. Die Frau von Schack war eine Verwandte des Feldmarschalls.

lands, und wegen seiner Fertigkeit in der Sprache desselben, erwählet wurde, den kaiserl. königl. Bothschafter Grafen von Seilern, als desselben Secretär, nach London zu begleiten. Die Reise dahin ging durch Frankreich, und ward am 17ten September 1763 angetreten, zu London aber kam er am 23sten October an. Es bestand zwar sein Aufenthalt in Frankreich nur in einer Durchreise, er sammlete aber doch daselbst einige Nachrichten für mich, die er mir hernach überschickete, und zu London fing er auch gleich wieder an, für meine Erddeschreibung etwas zu sammlen. In seinem ersten Brief, den er von daher nach St. Petersburg an mich schrieb, und der vom 30sten März 1764 war, meldete er mir, daß er sich zu London vollkommen wohl befinde, und sehr vergnügt lebe, versicherte auch, daß die gemeine Meynung, London habe wegen des Steinkohlendampfs eine dicke und ungesunde Luft, gar sehr übertrieben sey. Um mich von den englischen Landcharten benachrichtigen zu können, machte er mit den Londoner Landchartenhändlern, insonderheit mit Andrew Dury und Jefferys, Bekanntschaft. Dury besaß den Laden des John Rocque, trieb einen starken Handel, und ließ den Kupferstecher Kitchin (der keinen eignen Laden hatte,) für sich arbeiten. Jefferys hatte die besten englischen Charten, Grundrisse und Prospecte in seinem Laden. Er hatte damals schon 55 Charten oder Bogen von Amerika, und viele Prospecte, 31 von Großbritannien, und 94 Prospecte herausgegeben. Es war mir nicht lange vorher erst durch die deutsche Uebersetzung der erste Theil der neuern Geschichte von der allgemeinen Weltgeschichte bekannt geworden, und weil er so schlecht beschaffen war, so wünschte ich den Verfassern einen guten Rath zu geben, wie sie verfahren müßten, wenn sie etwas Gutes liefern wollten. Ich bat also Tauben, sich bey Hamilton, dem Verleger des Werks, nach den Verfassern zu erkundigen, und mit diesen zu sprechen. Weil sie in und ausserhalb

Eng-

England unbekannt bleiben wollten, so machte es ihm viel Mühe, sie zu erfahren; endlich aber half ihm der Verleger dazu, und Taube theilete ihnen die Stelle meines Briefs ins Englische übersetzt mit. Sie bedankten sich zwar dafür, bedauerten aber, daß mein guter Rath zu spät komme. Dieses berichtete er mir im August 1764. Taube machte auch mit Harrison, dem Erfinder der Uhr, vermittelst welcher man die Länge des Meeres entdecken kann, Bekauntschaft, und meldete mir von demselben, daß er in seiner Jugend ein Zimmermann gewesen, aber wegen seines guten Kopfs, und insonderheit wegen seiner Fähigkeit zu der Mechanik, von einem reichen Uhrmacher in der Uhrmacherkunst unterrichtet worden sey, und nach dieses seines Wohlthäters Tode 23 Jahre lang gearbeitet habe, um eine solche Uhr, als eben genannt worden, zu erfinden. Als 1764 der kaiserl. königl. Gesandtschaftssecretär zu London, der Freyherr von Locella, nach Kopenhagen gesandt wurde, hoffte Taube ohne Schwierigkeit in desselben Stelle zu kommen, weil die Kaiserin Königin Maria Theresia ihm dieselbige zugedacht hatte; es schrieb aber der Graf von Seilern an den Hof zu Wien, er könne zwar der Treue und Verschwiegenheit des Taube das gebührende Lob nicht versagen, müßte aber doch anzeigen, daß er ein geborner Unterthan des Königs von Großbritannien sey. Das war keine günstige Gesinnung, und Taube befürchtete im September, daß er die ihm zugedachte kaiserliche Gnade verlieren werde. Das traf nun zwar nicht völlig ein, vielmehr ward ihm die Verwaltung des Gesandtschaftssecretariats anvertrauet, er bekam aber keinen Gehalt dafür, sondern nachdem er es drey Jahre lang verwaltet hatte, schickte ihm die Kaiserin Königin 1766 durch den obersten Hofkanzler Grafen von Chotek, zum Zeichen ihrer gnädigsten Zufriedenheit mit seiner Dienstleistung, eine goldene Medaille. Er hatte sich von seiner Geburtsstadt London eine gute Kenntniß verschafft, auch nach gründlicher Einsicht in die Staats-

verfassung Großbritanniens, der nordamerikanischen Provinzen, des Finanzwesens und des Handels, gestrebet, und wollte seine Untersuchungen noch weiter treiben, als der bisherige Secretär der Intendenza zu Triest, von Raigersfeld, zum ordentlichen kaiserl. königl. Gesandtschaftssecretär in London ernannt ward, und Taube am 27sten Sept. Befehl erhielt, nach Wien zurück zu kehren, um bey der Intendenza oder Regierung zu Triest angesetzt zu werden. Dieses sahe er als die schon lange gewünschte Gelegenheit an, die Küsten des adriatischen Meerbusens, insonderheit auf der östlichen Seite, zu besichtigen.

Rückreise nach Wien.

Er verließ London am 7ten October, und kam an demselben Tage zu Dover an, woselbst er wegen der stürmischen See bis zum 12ten stille liegen mußte. Weil ein Reisender an diesem Ort gar keine Unterhaltung findet, so wendete er die Zwischenzeit dazu an, in Gesellschaft des gelehrten Lord Baltimore, der auch auf guten Wind wartete, die Küsten Englands zu besuchen, und zu untersuchen. Sie fanden auf beyden Seiten von Dover unersteigliche Felsen von Kreide. Baltimore versicherte, daß er an den Ufern des caspischen Sees, auf der persischen Seite, eben solche Kreideberge gefunden habe. Sie erblickten die Küste von Frankreich ganz deutlich mit blossen Augen, und noch besser durch ein Fernglas, und bemerkten, daß die Kreideberge auf der engländischen und französischen Küste einander ganz ähnlich sind, und in einer Richtung fortlaufen. Der Augenschein überzeugte sie also, daß vor Alters Britannien und Gallien hier zusammen gehangen hätten. Sie wendeten auch einen Tag dazu an, den bey Dover liegenden Berg zu ersteigen, und das Schloß zu besehen, von welchem sie einen grossen Theil Englands und Frankreichs zugleich betrachten konnten.

ten. Sie fanden auch, daß der älteste Theil des Schlosses, welcher Castellum Caesaris heisset, wirklich ein römisches, aber sehr verfallenes Gebäude sey. Das ganze Schloß ist in schlechtem Stande, es liegt aber doch ein Regiment Fußvolk in demselben zur Besatzung. In dem sehenswerthen Zeughaus fanden sie einige römische Waffen und andere Alterthümer. Als sich endlich der Sturm am 12ten October etwas legte, gingen sie nach Ostende unter Segel, wurden aber in der Nacht auf die Küste der Picardie geworfen, und liessen sich am 13ten in einem Boot nach Calais bringen. Taube nahm nun seinen Weg über Gravelines nach Dünkirchen durch die Dünen. Nie hatte er eine so öde und traurige Gegend gesehen als diese, die nur von unzähligen Kaninchen bewohnet wird, und in welcher man im Sande fast versinket. Dünkirchen traf er als einen grossen, wohlgebaueten und volkreichen Ort an, in welchem Handel und Wandel blühete, und der Freyhafen stets voll Schiffe war. Der Schleichhandel, welcher von da aus nach Frankreich, den Niederlanden, und vornemlich nach England getrieben wurde, war ansehnlich, und wegen desselben hielten sich daselbst viele Engländer auf. Zu Ostende fand er nicht, was er glaubte, sondern der Ort war arm, nachdem seit 20 Jahren der Handel fast zu Grunde gegangen war. Von da setzte er seine Reise fort über Gent, Brüssel, Löven, Lüttich, Achen, Cöln, Bonn, Coblenz, Embs, Schwalbach, Wisbaden, Frankfurt, Hanau, Dettingen, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, u. s. w. und an jedem Ort, wo er noch nicht gewesen war, hielt er sich auf, um das Sehenswürdigste in Augenschein zu nehmen, füllete auch mit dem, was er gesehen und beobachtet hatte, viele Bogen Papier an. Endlich erreichte er am 8ten November die Stadt Wien.

Er wird wirklicher Hofsecretär.

Die Kaiserin Königin hatte für ihn die unerwartete Gnade, und ernannte ihn zum wirklichen Hofsecretär beym Commerzienrath, befreyete ihn auch von der gewöhnlichen Taxe, und vom Abzuge des ersten vierteljährigen Gehalts. Den Weg zu dieser Stelle hatte ihm die Nachricht von Englands Handel gebahnet, welche er auf des Commerzienraths Verlangen in eben diesem Jahr zu London aufgesetzet hatte, und die er mir nachher für mein Magazin schickete. Er bekam 1200 Gulden Gehalt, und Majors Rang; und nun glaubte er, nach so vielen Unruhen, zur Ruhe gekommen zu seyn. Dem Geheimenrath und Feldmarschall von Moltke war seine Zurückkunft nicht unangenehm, und er trat aufs neue in einige Verbindung mit ihm.

Im Anfang des Sommers 1767 speisete er bey dem Freyherrn von Penkler, welcher viele Jahre lang kaiserl. königl. Minister zu Constantinopel gewesen, und im Anfang dieses Jahres von daher zurückgekommen war. Taube beklagte den Mangel an neuen Nachrichten von dem damaligen Zustande der asiatischen Länder des osmanischen Reichs; es antwortete ihm aber der Geheimerath, es sey kein Mangel an denselben, schickete ihm auch nach einigen Tagen einige hundert Briefe zu, welche er von unterschiedenen Personen aus unterschiedenen Oertern Asiens bekommen hatte. Taube machte sich gleich an das Geschäft, mit Genehmigung des Geheimenraths, das Historische und Geographische aus denselben herauszuziehen, und gedachte dieses als ein Buch bey Trattner drucken zu lassen, welches aber doch, aus unbekannten Ursachen, nicht geschehen ist. Er schrieb mir auch weiter nichts davon, sondern vermeldete mir nur 1770 einen Gruß von dem Freyherrn von Penkler, der meine Beschreibung des türkischen Reichs, welche er mit Aufmerksamkeit gelesen hätte, allen übrigen weit vorzöge, vorzüglich aber die Beschreibung von Arabien gar sehr lobe. Noch im

1769sten

1769sten Jahr verheirathete sich Taube mit Miß Fanny Lightowler, 16jährigen Tochter des vom kaiserlichen Hofe nach Wien aus England berufenen Baumeisters T. Lightowler, und Nichte des Lord Clifton zu Cobham-Hall in Kent. Wie glücklich diese Ehe gewesen sey kann man aus folgender Stelle seiner Antwort ersehen, welche er mir 1777 auf meinen Bericht von dem Abschied meiner geliebten ersten Ehegattin gab: „Ich setze mich in ihre „Stelle, und denke was ich empfinden würde, wenn „ich meine Frau, die ich zärtlich liebe, verlie„ren sollte.„

Das 1771ste Jahr war ein rechtes widriges Jahr für ihn; denn er mußte in Handelssachen bald nach Triest, bald nach Temeswar und Siebenbürgen, bald nach Brüssel und Ostende reisen, und war nicht 14 Tage lang in einem Zusammenhang zu Wien. Er hatte nicht geglaubt, daß ein Reisender so viel Ungemach ausstehen müsse, als er in diesem Jahr selbst erfuhr. Er fand fast allenthalben ungebahnte Wege, unsichere Landstrassen, und neben denselben hin und wieder an Spiessen steckende Strassenräuber, die wegen Mordthaten lebendig gespiesset waren. Die Wirthshäuser übertrafen an Unreinigkeit und Armuth die westphälischen weit. Bis Ofen ging es noch gut, als er aber diese Stadt zurückgeleget hatte, ging das Elend an, und nahm bis Temeswar und Hermannstadt immer zu. Sonst ging in diesem Jahr die Berufungssache des Professor Riedel durch seine Hände. Er gab ihm am 23sten November die Nachricht, daß er nicht nur das Patent, durch welches er zum kaiserlichen Rath und öffentlichen Lehrer der schönen Künste, mit 1500 Gulden Gehalt, ernannt worden, sondern auch seine Instruction, und den Befehl an die Commerziencasse, ihm seine Besoldung auszuzahlen, schon ausgefertiget hätte, er mögte also geschwind nach Wien kommen, und von seinem Amt Besitz nehmen, weil daselbst das Wetter sehr unbeständig sey, und sich oft in einer Woche ganz verändere. Riedel

antwortete ihm aus Erfurt am 2ten December 1771, daß er gleich, und ohne sich unterwegs aufzuhalten, nach Wien reisen wolle, er ging aber nach Halle und Leipzig, und hielt sich daselbst ohne Ursache über ein halbes Jahr auf. Endlich kam er in Wien zum Vorschein, es hatten sich aber daselbst durch Schuld seiner Feinde, insonderheit eines noch lebenden berühmten Gelehrten im obersächsischen Kreise, von welchem man glaubte, daß er die Riedel angetragene Stelle selbst gern haben wollte, in Ansehung seiner alles verändert, und es waren Schwierigkeiten entstanden, die gehoben werden mußten, ehe er sein Patent und Instruction erhalten konnte. Taube wußte wohl wo der Knoten saß, und hätte dem Riedel das Mittel, die Schwierigkeiten zu heben, an die Hand geben können; allein Riedel besuchte ihn nicht einmal, sondern hing sich an einige Luftspringer, welchen er blindlings folgete. Nach einem langen, unruhigen, verdrüßlichen und kostbaren Aufenthalt zu Wien sagte man ihm endlich ganz trocken ins Gesicht, er komme von einem Ort wo die Brauerey, aber nicht die schönen Künste blüheten, müsse erst selbst lernen, was er andere lehren wolle; der Hof finde, daß er zu Wien nicht brauchbar sey, er könne also hingehen wohin er wolle, doch sollten ihm die Reisekosten vergütet werden. Der oben nur berührte Gelehrte erkannte um den Anfang des folgenden Jahres sein Unrecht, und um wieder gut zu machen, was er verdorben hatte, schrieb er an den Fürsten von Kaunitz einen rührenden Brief, in welchem er die Riedeln zur Last gelegte Freygeisterey als Verleumdung darstellete, und dadurch den Fürsten bewog, sich desselben nachdrücklich anzunehmen. Ich könnte aus den nachmaligen taubischen Briefen noch viel von ihm anführen, lasse es aber bey diesem seinem Anfang in Wien bewenden.

Taubens Anschläge, die er 1772 zur Beförderung meiner Erdbeschreibung machte, aber vereitelt wurden, gehören mehr in meine als in seine Lebensbeschreibung, daher ich sie hier übergehe, zumal da ich einige noch

lebende

lebende Personen nennen müßte, welches ich gern vermeide.

In dem ersten Monat des 1773sten Jahres war er in Commerzsachen zu Venedig, er mußte auch im Sommer nach Prag und Grätz reisen, und schrieb mir im Anfang des Novembers, es werde ihm mehr aufgelegt, als er in die Länge werde ertragen können.

In dem 1774sten Jahr, als sein zu Leipzig gedrucktes Buch, Abschilderung der engländischen Manufacturen, Handlung, Schiffahrt und Colonien, während des größten Theils des Juniusmonats, zu Wien unter der Censur lag, und er also lange warten mußte, ehe er ein Exemplar desselben zu Gesicht bekommen konnte, auch während dieser Zeit befürchtete, daß es werde verboten werden, (mit welchem Verbot man auch seine Deduction wegen der Burg Wulften bedrohet hatte,) war er mit der damaligen zur Büchercensur verordneten Hofcommißion sehr unzufrieden. *) Seine Gedanken beschäftig-

*) Er gab mir schon am 15ten April dieses Jahres folgende Nachricht.

Ich schicke ihnen die neue Auflage des Verzeichnisses aller Bücher, welche von der zur Büchercensur bestimmten Hofcommißion nach und nach verboten worden sind. Wie viele gute Werke dürfen wegen ein Paar anstößiger Stellen nicht gelesen werden! Jedoch einige Handelsbediente der hiesigen Buchführer haben heimlich alle verbotene Bücher, verkaufen sie unter der Hand sechsmal theurer, als der eigentliche Preis ist, und gewinnen dadurch viel Geld. Ueberdem werden von den fremden Bothschaftern, Gesandten und Residenten viele verbotene Bücher hereingebracht. Die vorgedachte Hofcommißion bestehet aus einem Präsidenten, 7 Beysitzern, 2 Concipisten, einem Kanzelisten und einem Amtsdiener. Die 7 Beysitzer sind aus allen 4 Facultäten, und gut besoldet. Jeder von ihnen muß die Bücher, die in sein Fach gehören, durchlesen, und wenn er darin was Anstößiges findet, ein schriftliches Referat darüber machen, welches er der Commißion vorträgt: sodann wird das Buch nach Mehrheit der Stimmen ent-

schäftigten sich auch viel mit dem Streit, den das Haus Oestreich mit Venedig wegen der Gränze zwischen Licca und

entweder erlaubt, oder zum Feuer verdammt. Doch, wann im letzten Fall der Eigenthümer sich in 4 Wochen meldet, so kann er seine vorworfene Bücher unter Aufsicht des Zollhauses aus den kaiserlichen Ländern fortschicken, welches die Buchführer, welche neue noch unbekannte Bücher aus fremden Ländern kommen lassen, täglich thun. Wenn sich aber der Eigenthümer nicht in 4 Wochen, vom Tage des gefällten Urthels an, meldet: so werden die Bücher zerrissen, und vor der Commißion im Kamin dem Vulcan aufgeopfert. Bringt ein Reisender Bücher mit sich, in welchen nur 1 oder 2 anstößige Stellen gefunden werden: so reisset man dieselben heraus, und giebt ihm die verstümmelten Bücher zurück. Nicht nur Bücher, sondern auch gelehrte Zeitungen müssen die Censur ausstehen. So oft der Postwagen einen Pack von Dero wöchentlichen Nachrichten mitbringt, muß von jedem Stück ein Exemplar der Commißion vorgelegt werden, sie hat aber bisher noch alle paßiren lassen. Allein sie hält wöchentlich nur eine Sitzung, und dadurch wird die Austheilung gelehrter Zeitungen unter die Liebhaber sehr verzögert. Die politischen gehören nicht hieher, sondern werden von einem hiezu bestellten Regierungsrath geschwind durchgesehn, ehe sie ausgetheilet werden. Eben derselbe überlieset auch die wienerischen politischen Zeitungen vor dem Druck, und streicht oft viel weg. Wenn die hiesigen Buchführer ein neues Werk drucken lassen wollen: so müssen sie das Manuscript vorher zweymal sauber abschreiben lassen, und beyde Abschriften der Commißion vorlegen, welche die eine behält, und die zweyte dem Buchführer, mit der Aufschrift: *Imprimatur*, zurückgiebt. Weil aber bey Folianten und grossen Werken das doppelte Abschreiben viel kostet, so lassen die Buchführer dieselben lieber ausser Landes drucken, wodurch den einheimischen Druckereyen der Verdienst entgehet, und das Geld zum Lande hinausgejaget wird. Der Hofcommerzrath wollte daher zur Zeit des Baron van Swieten diesen schädlichen Brauch aufheben, konnte aber nicht durchdringen, weil jener vorschützte, man könne nach dem Druck nicht ohne grosse Mühe finden, ob die weggestrichenen Stellen ausgelassen wären oder nicht. Uebrigens erstreckt sich die Bothmäßigkeit

dieser

und Corbavia hatte, und welche ihm aus eigner Untersuchung (S. 245) bekannt waren. Weil die um das Jahr 1754 von dem östreichischen General Harsch und den Venediger Deputirten in dem ganzen Littorali bestimmten Gränzen so im Zickzack gehen, daß alle fruchtbare Gegenden der Republik Venedig, und die öden dem Hause Oestreich zugefallen waren, die östreichischen Unterthanen auch fast allenthalben vom Meer ausgeschlossen sind, und auf ihren Flüssen nicht in die See schiffen können, ohne das Venediger Gebiet zu berühren: so befürchtete er mit anderen, daß der genannte General damals bestochen worden sey, und hoffte zu erleben, daß die Republik Venedig ganz vom festen Lande werde vertrieben, und in ihre Lagunen eingeschränket werden, glaubte auch, daß vierzig tausend östreichische Grenadiers und Croaten dieses innerhalb acht Tagen ausführen könnten; noch sey aber der dazu günstige Zeitpunct nicht erschienen. Gegen das Ende des Herbstes, in eben demselben 1774sten Jahr, ward er von dem Hofcommerzienrath nach Teschen in Oberschlesien geschicket, um zu den zwey ganz freyen Messen, welche daselbst jährlich gehalten werden sollten, die nöthigen Einrichtungen zu machen. Es hatten 1773 einige Leipziger Kaufleute dem Hofcommerzienrath vorgestellet, es werde sehr nützlich seyn, daß man den deutschen Handel mit dem türkischen, ungarschen und polnischen, durch Anlegung einer Messe in Troppau, in Verbindung setze, und alle Waaren, verbotene und unverbotene, herein- und hinauslasse. Es zog aber der Hofcommerzienrath die Stadt Teschen vor, weil

dieser Commißion über alle kaiserliche Länder: doch steht sie unter der böhmischen und östreichischen Hofkanzley, welcher sie monatlich die Protocolle ihrer Sitzungen, nebst dem schriftlichen Referat, übergeben muß. Die Hofkanzley kann aber die Schlüsse der Commißion, ohne höchst wichtige Ursachen, nicht umstossen.

weil sie näher an Polen und Ungarn lieget, lutherische Kirchen für protestantische Kaufleute hat, und in ihrer Gegend zwanzig und einige tausend Protestanten wohnen. Taube fand aber, daß Teschen ein armseliger und schlecht bebaueter Ort von ungefähr 200 hölzernen Häusern sey, daß eine Feuersbrunst, welche daselbst zur Zeit der Messe entstünde, ein grosses Unglück anrichten würde, daß nur ein Paar elende Wirthshäuser daselbst wären, und daß die Landstrassen und Wege dahin über wilde Berge gehen, auch so schlecht wären, daß über hunderttausend Gulden erfordert würden, sie in guten Stand zu setzen. Es schien zwar, daß durch Aufopferung einer Million Gulden Teschen zu einem Handelsplatz gemacht werden könne: aber er hielt es doch nicht der Mühe werth, eine solche Summe an diesen Ort zu wenden, der sich in der That nicht zu einer Messe schicke. Die erste Messe war auf den 18ten April des 1775sten Jahres angesetzt, und man vermuthete daß sie sehr zahlreich seyn werde. Sie war es auch in Ansehung der Verkäufer, aber es fehlte desto mehr an Käufern, und von $1\frac{1}{2}$ Million Gulden Waaren wurden kaum für 4000 Gulden verkaufet. Die polnischen Juden entschuldigten sich, daß sie nur Bediente wären, und von ihren Herren keinen Befehl zum Handel hätten, sondern nur aus Gehorsam abgeschicket wären. Taube schrieb am 24sten May, das heißt das Gesetz genau nach dem Buchstaben erfüllen. Die folgende Zeit hat gelehret, daß die Teschener Messe Gelegenheit gebe, Mähren und östreichisch Oberschlesien mit fremden unverzollten Waaren zu überschwemmen. Es sind aber noch andere Versehen begangen worden. Die Herbstmesse im 1777sten Jahre würde besser ausgefallen seyn, als alle vorhergehende, wenn nicht zwischen dem Inspector und den Zollbeamten 8 Tage vor der Messe so hitzige Streitigkeiten entstanden wären, daß sie von den Soldaten gestillet werden mußten. Es wollten nemlich die Zollbeamten eine ganz neue und für die Kaufleute sehr beschwerliche

Unter-

Untersuchung einführen, welcher sich der Inspector, aus Mangel einer neuen Anweisung, mit Gewalt widersetzte, und die Wache zu Hülfe rief. Viele Kaufleute, die unterwegs den Lärmen höreten, kehreten um, und begaben sich wieder nach Hause.

Von dem Handelsvertrag zwischen Oestreich und Polen, welcher 1775 zu Stande kam, und gedruckt wurde, erwartete er nicht viel Gutes, denn es war ihm bey der Unterhandlung über denselben wahrscheinlich geworden, daß beyde Theile im Finstern tappeten, und selbst nicht wüßten, was zu ihrem Nutzen oder Schaden gereichen würde: und darüber dürfe man sich nicht wundern, denn bisher habe der Handel zwischen beyden Staaten nicht viel bedeutet, und den Lauf des künftigen könne man nicht voraussehen. Oestreich ziehe aus Polen nur Wachs, rohe Häute, Wolle, Schlachtvieh und Salz, Polen aber nehme von Oestreich vielerley seidene Zeuge und Strümpfe, Spiegel, Eisenwaaren, Metalle, und mancherley ungarische Producte, insonderheit Wein.

Er bekam 1775 in Ansehung des asiatischen Handels viel Licht von einem merkwürdigen Reisenden, den er mir zuwies. Dieser war Herr Doctor Herbel, der zwanzig Jahre vorher zu Wien die Arzneywissenschaft studiret, und den Herr von Penkler, da er nach Constantinopel als kaiserlicher Bothschafter ging, zum Gesandtschaftsarzt mitgenommen hatte. Nach einigen Jahren ward er dieser Stadt überdrüßig, und bekam Lust, das osmansche Reich in Asien, Persien, Indien und andere Länder zu sehen, und Herr von Penkler verschaffte ihm zu diesen Reisen einen Ferman oder Paß von dem Sultan. Nun reisete er von Haleb nach Bagdad, und zuletzt nach Indien. Er sprach arabisch, französisch und englisch, kam also allenthalben gut fort, und machte sich insonderheit bey den Engländern sehr beliebt, unter welchen er sich in Indien vorzüglich aufhielt. Auf die Naturgeschichte der Länder, welche er betrat, wendete er vorzüglichen

lichen Fleiß, war glücklich in seinen Curen, und erwarb sich in 8 Jahren so viel Geld, daß er davon bequem und vergnügt leben konnte. Er ging also übers Meer aus Indien zurück nach Europa, und kam wieder nach Wien, woselbst er die ehemalige Bekanntschaft mit Taube erneuerte. Von Wien reisete er über Carlsbad und Leipzig nach Berlin, um den König von Preussen zu sehen, und überreichte mir im Herbst einen Empfehlungsbrief von Taube. Ich fand, daß er ein sehr erfahrner Mann sey, und ermunterte ihn, eine Beschreibung seiner grossen Reisen drucken zu lassen. Von Berlin begab er sich nach Italien, insonderheit nach Florenz, von dannen er nach Frankreich zu gehen gedachte.

Im Maymonat dieses Jahres erfuhr Taube, daß man ohnlängst in dem Militärhof zu Essek römische Münzen gefunden, und als man weiter gegraben, auch Trümmer von der Stadt Mursia entdecket habe. Als er mir dieses meldete, bat ich ihn, nach Essek zu schreiben, und genauere Nachrichten von dieser Entdeckung einzuziehen. Das that er, und schrieb an zwey dasige Liebhaber und Beobachter der Alterthümer, den Apotheker Herrn Bittner, und den Stabsauditeur Herrn Escherich. Der erste antwortete ihm schon am 15ten October in einem langen Brief, dem er die Abschrift eines lateinischen Aufsatzes an Jacob Bejaschovich von 1719 beyfügte, in welchem die Vermuthung, deß Mursia daselbst gestanden habe, bestätiget wurde. Taube übersandte mir noch in demselben Octobermonat einen Auszug aus dem bittnerschen Brief, *) und setzte die Nachforschungen nach den Ueber-

*) Hier ist er: Gleichwie die ersten Nachrichten von allen neuen Entdeckungen gemeiniglich mit Unrichtigkeiten vergesellschaftet zu seyn pflegen: also ist es auch mit den hiesigen Entdeckungen der römischen Gebäude unter der Erde gegangen, welche so viele Jahrhundert mit Schutt und Moder bedeckt gewesen sind. Denn

Ueberbleibseln der alten Stadt Mursia noch lange fort, schickete auch das 23ste Stück des dritten Jahrganges meiner

Denn bey Aufwerfung eines Grabens um den Militärfreyhof herum ist ganz und gar nichts gefunden worden. Destomehr hat man aber bey Abgrabung der Erde zwischen der Festung und Untervaros gefunden, als man diese Erde brauchen wollte, um sie auf den neuen Weg zu führen. Der Herr Ingenieurmajor von Schulz, ein sehr aufmerksamer Mann, und Liebhaber der Alterthümer, hat über das ganze Werk die Aufsicht. Er wird, so bald man mit dem Nachgraben aufhöret, die ganze Gegend aufnehmen, und mir einen Plan nebst der genauen Beschreibung aller Entdeckungen geben, welchen ich Ew. = = unverzüglich schicken werde. Inzwischen hat gedachter Major mir 2 gefundene Steine mit lateinischen Aufschriften zugestellt, die ich nebst andern gelehrten Liebhabern mit der größten Aufmerksamkeit untersuchet, und ohne Mühe für römische Steine erkannt habe. Allein zum Unglück sind von der Erde durch die Länge der Zeit viele Buchstaben gänzlich zernichtet, und auch viele Wörter so abgekürzet, daß weder ich noch andere erfahrne Männer das geringste daraus abnehmen, und einen verständlichen Sinn herausbringen können. Dessen ungeachtet setzen die vielen bey dieser Gelegenheit gefundenen römischen Münzen, und andre untrügliche Merkmale, ausser allen Streit, daß die Römer eben dieselben Gebäude bewohnet haben, von welchen jetzt die Rudera nach und nach entdecket, und von der Erde entblößt werden, eine Arbeit, die alle Tage mit Eifer fortgesetzet wird. Ungefähr 250 Klafter von dem Ufer der Drave, gegen Mittag zu, und etwa noch einmal so weit von der Festung, gegen Morgen zu, sind nemlich die Gräber auf alte Grundfesten gekommen, die allem Ansehn nach die Rudera eines verwüsteten Klosters sind. Bey dem Eingang ist zu beyden Seiten eine Capelle gewesen: an dieselbige stossen auf jeder Seite 11 Wohnzimmer, welche am Ende des Hofes durch eine grosse Kirche zusammengehängt waren. Seit langen Jahren zweifelt in hiesigen Gegenden kein Mensch, daß Essegg die alte Stadt Mursia sey. Diese neuen Entdeckungen, und die hier liegende Abschrift eines Manuscripts, geben der alten Muthmassung, daß hier Mursia gestanden sey, einen ziemlichen Grad der Gewißheit, welche vielleicht durch weite-

meiner wöchentlichen Nachrichten, in welchem von dem Lacu Mursiano geredet wird, nach Essek, und sammlete auf einer dreymaligen Reise nach Essek so viel Materialien, daß er eine kritische Nachricht von den zu Essek entdeckten Alterthümern schreiben konnte, von welcher hernach in dem Abschnitt von seinen Büchern die Rede seyn wird. Was er mir davon geschrieben, findet man im fünften Jahrgang meiner W. N. von 1777, S. 107 f. Gegen das Ende des 1775sten Jahres plagte ihn ein fieberhafter Husten, den er mit in das folgende Jahr nahm, mit dessen Anfang sein Hofsecretärammt, und der Hofcommerzienrath selbst, aufhörete.

Ich will davon seinen eigenen Bericht in einem Briefe vom 13ten Jänner 1776 mittheilen.

„Ich habe dieses Jahr weder gesund noch ver„gnügt angefangen; denn mein fieberhafter Husten „hält noch an, und der Hofcommerzrath ist aufge„hoben. Das ganze Handelswesen soll seinem „Schicksal ganz überlassen werden. Die wah„ren Ursachen könnte ich Ew. H. wohl ins Ohr „sagen, aber nicht schreiben. Alles ist in grosser „Gährung, und es werden noch mehr Verände„rungen nachfolgen. Am 8ten dieses Monats „versammlete sich das Collegium zum letztenmal, „und ward aufgehoben. Man sagte, daß ein „jeder seine ganze Besoldung behalten solle, bis er „entweder stirbt, oder bey einem andern Collegio „untergebracht wird. Ich werde also mit meinen „zweytausend Gulden Gehalt vom Morgen bis

„in

weiteres Nachgraben eine offenbare Wahrheit werden wird. Das Manuscript ist aus der Feder des Jesuiten *Jacobi Bejaschovich* geflossen, unter dessen Aufsicht im Jahr 1719 die hiesige Jesuiterresidenz gebauet worden.

Bittner.

„in die Nacht spatzieren gehen können. Doch, „wenn es auch alle so machten, so werde ichs doch „gewiß nicht thun, denn ich kann nicht müßig seyn. „Mein Gemüth ist noch zu unruhig und niederge„schlagen, um einen Entwurf für meine ganze „übrige Lebenszeit zu machen. Bekomme ich Er„laubniß, meine Besoldung zu verzehren wo ich „will, so bleibe ich wohl nicht in Wien. Auf An„setzung bey einer andern Hofstelle zu warten, ist „vergeblich, dergleichen geschiehet nur selten; doch „sind ein Paar von unsern Hofräthen gleich am „Todestage des Collegii bey der böhmischen und „östreichischen Hofkanzley angesetzet worden, um „bey derselben die Commerzgeschäfte vor-, und „nach und nach zu Grabe zu tragen. Die Messe „zu Teschen wird vermuthlich mit vielen andern „Commerzanstalten wieder eingehen. — — Ich „habe Ew. H. Schreiben unmöglich früher beant„worten können; denn wie kann der Lust zum „Schreiben haben, der mit den Trümmern eines „niedergesunkenen Hauses plötzlich bedecket wird!

Zwischenzeit, in welcher er kein Amt gehabt hat.

Taube, der die ersten Monate nach der Aufhebung des Hofcommerzcollegiums nicht wußte, was aus ihm werden würde, war gewillet, die Stadt Brüssel zu seinem Wohnsitz zu erwählen, weil sie ihm besser als Wien gefiel, und damit er alle Jahre ohne grossen Geld- und Zeitverlust nach England reisen, und seine Verwandte besuchen könnte. Er bat sich also dazu Erlaubniß aus, welche er aber nicht erhielt, sondern zur Antwort bekam, man gedenke ihn gelegentlich in Wien zu gebrauchen.

Die

Die Wittwe seines ältesten Bruders, *) welche in London wohnete, und einige dasige Verwandte seiner Ehegattin, **) hatten ihm ihre Häuser angeboten, wenn er dahin kommen würde; dafür mußte er sich aber nun bedanken. Er ließ sich von dem Buchhändler Kraus zu Wien ***) überreden, Schatzens Kern der Geographie zu

*) Sein Sohn, welcher zu Philadelphia wohnete, dienete unter dem Namen Major Dove bey den Truppen, welche die von England abgefallenen nordamerikanischen Provinzen errichtet hatten. Durch diesen und einige Freunde in Nordamerika wußte er schon 1774 (wie aus seiner Abschilderung S. 266 erhellet,) daß die englischen Colonien entschlossen wären, sich von England loszureissen, und daß auch die Quaker für die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Provinzen gewesen, zeiget ein Brief eines derselben, den Taube im May 1776 aus Philadelphia bekam, welcher schrieb: We pray constantly to our creator, to asist us. I desire thee and thy Wife, my dear Niece, to pray too for the good cause, etc. Taubens Schwestersohn, der Lieutenant Gebhard zu Suriname, berichtete ihm in eben diesem 1776sten Jahre, daß die Nordamerikaner aus Suriname mit aller Kriegsbedürfniß versehen würden.

**) Die Mutter derselben war eine Schwester des bekannten Dechant Tucker zu Glocester, der vorher erster Prediger bey der Stephanskirche zu Bristol war, und 1776 die Hoffnung gefasset hatte, bald Bischof zu werden. Er schickete in diesem Jahr seinem Neffen Taube ein ganzes Paket von Auszügen aus Briefen, die er aus Amerika empfangen hatte, und die alle den festen Entschluß der Nordamerikaner, sich von England loszureissen, und ein freyer Staat zu werden, bestätigten.

***) Dieser Kraus, welcher am 24sten Januar 1776 in einem Alter von 80 Jahren und darüber, starb, war ein Niederleger (Großhändler) und Buchhändler, der sich ein Vermögen von ungefähr hunderttausend Gulden erworben, aber keinen Sohn hatte. Seine Tochter war mit dem genuesischen Legationssecretär Allegretti verheirathet, welcher schriftlich versprochen hatte,

zu verbessern, dessen Verlagsrecht, nachdem der erste Verleger zu Strasburg bankerot geworden war, der Wiener Buchführer Felix Bader an sich gekauft, hernach aber es wieder an gedachten Kraus verkauft hatte; er schränkte aber seine Arbeit darauf ein, daß er nur eine Anzahl der größten Fehler verbesserte. Er gab auch in diesem 1776sten Jahr das erste Kapitel seiner Abschilderung des engländischen Handels ganz umgearbeitet, und als ein eigenes Buch, heraus.

Am 30sten August 1776 bekam er den kaiserlichen Befehl, unverzüglich nach Slavonien, und von da nach Siebenbürgen zu reisen, um zu Carlowitz der Synode der zusammenberufenen sieben Bischöfe, und des Metropoliten der illyrischen Nation, oder der nichtunirten Griechen, *) im Namen des Landesfürsten beyzuwohnen, alsdenn

hatte, keinen Anspruch auf die krausische Erbschaft zu machen, wenn seine Frau entweder ohne oder durch sein Zureden zu der römisch-katholischen Kirche treten würde. Was doch die Sectirerey vermag!

*) Von der sogenannten illyrischen Nation gab er mir aus Belgrad am 8ten November 1776 folgende Nachricht. Die Illyrier in den östreichischen Ländern nennen sich selbst Raitzen, (der Aussprache nach Raazen,) Rasci, Rasciani. Sie wollen behaupten, daß in der mittlern Zeit ganz Illyrien Rascia geheissen habe. Wahrscheinlicher ist, daß bloß das Land zwischen Bosnien und Albanien das alte Rascia sey, welches seine Despoten hatte. Diese wurden endlich den Türken zinsbar, und von ihnen zuletzt gar verjagt, worauf die Einwohner das türkische Joch müde wurden. Im Jahr 1690 ging der Patriarch Arsenius heimlich nach Wien, und erbot sich, mit 100000 Familien aus Rascien, Illyrien und Griechenland herüber zu treten, wenn man seiner Nation folgende Bedingungen schriftlich versprechen, und darüber ein landesfürstliches vom Kaiser unterschriebenes Privilegium ertheilen wollte, nemlich 1) volle Gewissensfreyheit; 2) gleiche Rechte mit den Katholiken in kirchlichen, weltlichen und bürgerlichen Sachen; 3) die Illyrier nicht als Fremdlinge, (Forenses) sondern

alsdenn aber die streitigen Gränzen zwischen Hermannstadt und Cronstadt zu untersuchen, allenfalls auch nach Belgrad zu gehen. Er stellete dagegen vor, daß er sowohl der illyrischen als türkischen Sprache ganz unkundig, *) und kein Ingenieur sey; bekam aber zur Antwort, der Kaiser

sondern für wirkliche Bürger und Landeseinwohner zu erklären, und 4) ihnen ein wüst liegendes Land zu ihrer Niederlassung anzuweisen. Kaiser Leopold bewilligte alles, und der Patriarch Arsenius III. führte 1690 über 100000 Familien herüber, die das öde Slavonien und Croatien wieder von neuen bevölkerten. Ihnen folgten immer mehr Familien nach, die sich in allen ungarischen Ländern seßhaft machten, und der ertheilten Privilegien genossen, welche von allen auf Kaiser Leopold gefolgten Kaisern feyerlich bestätiget, ja noch vergrössert worden sind, weil die Illyrier allezeit dem Hause Oestreich treu geblieben sind, an den Empörungen in Hungarn keinen Theil genommen, und in allen Kriegen grosse Dienste geleistet haben. Daher wird dieses kriegerische, streitbare und tapfere Volk in den kaiserlich-königlichen Edicten, Mandaten und Verordnungen die uns liebe getreue illyrische Nation genannt. Dieselbe besteht jetzt aus anderthalb Millionen Seelen, Siebenbürgen ausgenommen, allwo ungefähr 100000 Illyrier ansäßig sind, die ihren eigenen Bischof haben, und an den Privilegien der übrigen gar keinen Theil nehmen, weil sie schon in Siebenbürgen ansäßig waren, als Oestreich dieses Land an sich brachte. Daher stehen sie unter der siebenbürgischen Hofkanzley zu Wien; alle übrigen aber, nemlich die anderthalb Millionen Menschen, unter der kaiserl. königl. illyrischen Hofdeputation zu Wien, in Ansehung der Handhabung, ihrer Privilegien, insonderheit von 1690, 1743, 1763 und 1776, in Religionssachen und allen andern persönlichen Angelegenheiten. Aber in Rechtssachen stehen sie unter der bürgerlichen Obrigkeit eines jeglichen Landes. Sie gelangen zu allen militärischen Ehrenstellen, und werden sogar Feldmarschälle. 1776 ist durch ein kaiserl. königl. Edict verordnet worden, sie nicht mehr Schismaticos, sondern non unitos zu nennen.

*) Er hatte doch im Sommer 1775 von dem osmanschen Gesandtschaftssecretär zu Wien etwas von der türkischen Sprache gelernet.

Kaiser wisse, daß er in Religionssachen kein schwärmerischer Eiferer, sondern ein bescheidener und gelassener Mann sey, habe also das Vertrauen zu ihm, daß er alles auf eine gütliche und glimpfliche Weise beyzulegen suchen werde, und deswegen habe er ihn zu den Geschäften, die ihm aufgetragen werden sollten, erwählet. Taube war also gehorsam, bat sich aber eine schriftliche Anweisung, einen illyrischen und türkischen Dolmetscher, einen Ingenieur und einen Canzelisten zu der Schreiberey aus, welches alles ihm endlich bewilliget wurde. Am ersten September erhielt er schon seine Anweisung, und am 2ten reisete er mit seiner Gesellschaft ab, um am 20sten September in Peterwardein zu seyn. Hier vereinigte er sich mit dem Obergespan von Slavonien, der als erster kaiserl. königl. Commissarius auf der Synode den Vorsitz hatte. Am 21sten wurden beyde Commissare von den Deputirten der Clerisey und Bürgerschaft, in Begleitung der Besatzung, und unter Läutung der Glocken, auch Abfeurung der Kanonen, nach Carlowitz geführet, und die Synode wurde feyerlich eröfnet. Sie währete bis zum 3ten Jänner 1777, da der Metropolit und Erzbischof der nichtunirten Griechen, Herr Vincenz Joannowitsch von Vidack zum kaiserl. königl. Geheimenrath ernannt wurde, und die Bischöfe bekamen ansehnliche Geschenke. Dadurch wurden sie freylich gewonnen, aber die illyrische Nation war mit der für sie gemachten Verordnung, deren Inhalt ich im fünften Jahrgang meiner wöchentlichen Nachrichten S. 150-155 angegeben habe, nicht in allen Stücken zufrieden. Taube hatte alle Posttag die Schlüsse der Synode nach Hofe berichtet, und aus diesen Berichten war die Verordnung mit ihren 10 Beylagen verfertiget worden. Man hätte sie bis zu seiner Zurückkunft liegen lassen, und sie ihm alsdenn zur Untersuchung, auch zur Verbesserung der fehlerhaften, rauhen und unangenehmen Schreibart, vorlegen sollen; das geschahe aber nicht, sondern als er wieder nach Wien kam, war

sie schon unter der Presse. Als sie an das Licht trat, äusserte sich, daß die illyrische Nation insonderheit mit der in dieser Verordnung vorkommenden illyrischen Hofdeputation zu Wien, nicht zufrieden sey, ich habe auch im fünften Jahrgange meiner wöchentlichen Nachrichten von 1777 auf Seite 407 f. eine Probe ihres Unwillens angeführet. Der Ausbruch der Unzufriedenheit mit der erwehnten Hofdeputation hatte die Folge, daß diese Deputation am 4ten December 1777 ganz aufgehoben wurde, und daß von dem Tage an die ungarische Hofkanzley (ihrem Wunsch gemäß,) alle illyrische Angelegenheiten in dem provincionali, und der Hofkriegsrath in dem militari der ungarischen Länder besorgt. Taube selbst hatte sich durch sein Verhalten auf der Synode bey den gegenwärtig gewesenen Personen beliebt gemacht. Als aber seine Beschreibung von Slavonien gedruckt erschien, mißfiel es den Bischöfen sehr, daß er in derselben ihre wahren Einkünfte bekannt gemacht hatte, weil sie dieselben immer ganz gering angaben, um sowohl vom Hofe, als von ihren Klöstern und den Layen Beysteuern zu erhalten.

Im September ruhete er zu Daruvar, mitten in Slavonien, im Poseganer Comitat, aus, und bemerkete, einen Flintenschuß vom Schloß Daruvar, eine Mistpfütze, in deren Mitte das Wasser zuweilen aufsprudelte. Er ließ einige Bretter über die Pfütze legen, und fühlete, daß das aufwallende Wasser warm war. Sogleich ersuchte er den Grafen von Daruvar um ein halbes Dutzend Bauern, die einen Graben ziehn, das faule Wasser dahin ableiten, und nun an dem Ort der Aufwallung nachgraben mußten. Als sie zwey Klaftern tief gekommen waren, zeigte sich eine Quelle, deren Wasser so heiß war, daß er die Hand nicht eine Minute lang in dieselbe halten konnte. Er ließ noch 5 Klaftern tief graben, und da zeigte sich zu seiner Freude ein altes marmornes Bad. Nun verlangte er noch mehr Bauern, und als er dieselben

erhielt,

erhielt, mußten sie die Erde und den Schutt weit herum wegräumen. Da erschienen endlich die Trümmern eines prächtigen mit gebrochenen Bildsäulen gezierten grossen Bades; und zuletzt fand sich auch eine lange und noch leserliche Inschrift, deren Inhalt kurz dieser war: Commodo Caesari has thermas dedicavit respublica Jasorensis. Auf einer andern Inschrift stand, respublica Jasoru. Die alten Röhren, die bis zum Ursprung der Hauptquelle gingen, waren von Eichenholz, und versteinert. Als ich diese seine Entdeckung im zweyten Stück des fünften Jahrganges meiner wöchentlichen Nachrichten von 1777, S. 12 f. bekannt gemacht hatte, wollte sie ihm der achzigjährige Exjesuit Kerestury zu Wien, ein hämischer Mann, in den Ephemeridibus Vindobonensibus, welche er meistens für Ungarn schrieb, streitig machen, weil er unwillig darüber war, daß Taube sie nicht ihm, sondern mir gemeldet hatte, und versicherte also, sie sey lange vor ihm schon gemacht worden. Er verwechselte aber die 15 Jahre vorher von dem Grafen von Daruvar eine viertel Meile von seinem Schloß entdeckte warme Quelle, die nur für lahme Pferde gebrauchet worden, mit der 1776 von Taube entdeckten; einen 1770 in der Illova gefundenen versteinerten Eichbaum, mit den vorhin erwehnten versteinerten Röhren; und eine römische Inschrift, die zu Daruvar seyn sollte, (woselbst Taube sie aber nicht gefunden, ungeachtet er sie sorgfältig gesucht,) mit der vorhin angezeigten Inschrift.

Im Octobermonat konnte er sich nicht satt an der Römerschanze, Vallum Trajani, in der Bacser Gespanschaft, sehen, welches erstaunliche Werk unterschiedene Meilen lang ist, und sich von der Donau bis an die Theiß also erstrecket, daß ihre Fronte, vor welcher ein tiefer nun zu Wiesen gemachter trockner Graben ist, gegen Nordwesten siehet, der Rücken aber gegen den Winkel gekehret ist, den die Donau und Theiß bilden. Hier hatten die Römer ihren Schiffbau, und zu desselben Beschützung zogen sie diese

Schanze. Von dem Bezirk der Tschaikisten, welcher in dem Winkel ist, den die Donau, Theiß und Römerschanze machen, der sich aber nicht ganz bis an die Römerschanze erstrecket, nahm er im December, als alle Moräste so stark zugefroren waren, daß er über dieselben gehen konnte, eine Zeichnung auf, die er mir zuschickete, und welche besser ist als diejenige, die der Baron von Hohenhausen in seinen 1774 gedruckten Alterthümern Daciens, im heutigen Siebenbürgen, von dem Tschaikisten-Districtgeliefert hat. Denn dieser bekannte selbst, als Taube mit ihm sprach, daß seine Zeichnung nicht richtig sey, weil er sie mitten im Sommer gemacht habe, da ihm die Moräste allenthalben im Wege gestanden.

Während der Carlowitzer Synode reisete Taube von Carlowitz einigemal nach Belgrad, hielt aber diese Reisen, aus erheblichen Ursachen, so geheim als möglich, und ging also immer des Nachts, und so stille als möglich, über die Save hin und her. Er war schon 1761 im Frühjahr in dieser Stadt gewesen, und von dem Feldmarschall Moltke dahin geschickt worden, als ein Officier von desselben Regiment weggelaufen war, und sich dahin begeben hatte. Damals erwies ihm der Pascha viel Höflichkeit, wollte ihn auch mit einer jungen und schönen Tschirkaßin beschenken, welche er aber sogleich als ein unnützes Hausgeräth zurückschickte. Jetzt war er auch mit Zufriedenheit daselbst, denn er schrieb aus dieser Stadt am 8ten Nov. 1776 an mich das Folgende:

„Da ich heute einen von meinen Husaren nach „Peterwardein mit Briefen schicke, (weil hier keine „Post ist,) so melde ich ihnen, daß ich noch immer als ein irrender Ritter in diesen Gegenden „umherziehe; aber doch in denselben von Herzen „zufrieden und vergnügt lebe. Ich rauche den ganzen „Tag Pascha Thuana, und trinke Caffe mit meinen „Muselmännern. Sie streiten, wer mich tractiren „soll,

„soll, so oft ich in das Caffehaus gehe, und zum „Glück rede ich ihre Sprache ein wenig. Belgrad „ist ein gutgebaueter Ort, aber die Gassen sind sehr „unrein. Es sind hier 14 Moscheen, und ein „griechisches Bethaus ohne Thurm. Ich schätze die „Anzahl der Einwohner auf zwanzigtausend, und „unter denselbigen mögen etwa zwölftausend Raitzen „oder Illyrier seyn. Alle Lebensmittel sind sehr „wohlfeil. Die Stadt treibet starken Handel nach „Ungarn und Deutschland. Ihr bester und größ„ter Theil liegt an der Donau, der schlechteste und „kleinste aber an der Save. Vielleicht trit uns „einmal die Pforte diese Stadt ab, wenn sie einen „Krieg mit Rußland bekommt, um uns zu bewe„gen, ruhige Zuschauer des Krieges zu bleiben. „Ich habe die Wichtigkeit dieses Platzes kennen „gelernet, und wünsche also gar sehr, daß eine „solche Abtretung erfolgen möge. Syrmien ist „nichts, ohne dieselbige; erfolget sie aber, so kann „dieses schöne Land wieder aufblühen.„

In dieser Provinz Syrmien besuchte Taube die Hütte eines griechischen Einsiedlers, der ihm versicherte, daß er seinen Zustand mit keinem Kaiserthum vertauschen mögte. Taube, welcher viel Weltkenntniß besaß, fühlte viel Wahrheit und Grund in dieser aufrichtigen Versicherung. Es ist mir wahrscheinlich, daß er auch zu der Gränzscheidung zwischen der Bucowina und Moldau gebrauchet worden sey, weil er mir bald nach seiner Zurückkunft nach Wien die Gränze genau beschrieb. Der Vertrag wegen derselben, ward am 25sten Februar 1777 geschlossen. Taube richtete auch Aufträge in dem Banat Temeswar aus, welches er noch in dem elenden Zustande fand, in welchem es 1739 gewesen, als das Haus Oestreich es wiederbekommen hatte. Damals ward der Banat Temeswar als provincia regis armis recuperata, den Un-

garn

garn nicht wiedergegeben, womit sie nicht zufrieden waren; und sie blieb in demselben schlechten Zustande, in welchem sie sich befand, weil keine geschickte Leute zu ihrer Verbesserung gebrauchet wurden, vornemlich aber deswegen, weil, wenn die böhmische Kanzley einen Theil der Einkünfte der Provinz zu derselben Verbesserung anwenden wollte, die kaiserliche Finanzkammer sich heftig dawider setzte, und vorgab, daß sie von denselben keine tausend Gulden missen könnte. Weil diese Provinz viele Kammergüter enthielt, so beschloß die ungarische Hofkanzley 1777 dieselben zu verkaufen, und das Kaufgeld zur Verbesserung des Landes anzuwenden.

Am 10ten December schrieb er mir abermals aus Belgrad:

„Die Pforte wurde beschuldiget, daß sie wäh„rend des siebenjährigen Krieges zwischen Oestreich „und Preussen die hiesigen Festungswerke habe „wieder herstellen lassen; ich habe es aber falsch „befunden. Hingegen haben die Türken zwey „neue und starke Festungen am rechten Ufer der „Save angeleget, die ich besehen habe. Eine lieget „gerade gegen Brod, und die andere gegen Gra„disca über, jene heisset Neubrod, diese Neugradi„sca. Gestern bestieg ich den Berg Halaga, ein „Paar Meilen von hier gegen Südosten, welcher „in einem Umkreise von 50 Meilen der höchste ist. „Man hatte mir versichert, daß auf dem ersten Ab„satz dieses Berges die Trümmern einer römischen „Stadt zu sehen wären. Der Pascha gab mir 12 „Schanzgräber mit, er begleitete mich auch selbst, „weil er glaubte, ich würde grosse Schätze aus „der Erde graben; ich fand aber an Statt derse„ben die Ueberbleibsel einer gothischen Stadt, „fünf Köcher mit vermoderten Pfeilen, drey Bo„gen, ein Paar verrostete Schwerdter, und dergleichen,

„chen, welches alles mir der Pascha sehr willig „überließ.„

Der vorhin genannte Exjesuit Kerestury war so dreist, oder vielmehr so unverschämt, daß er diese Nachgrabung auf dem Berge Halaga für eine Fabel erklärete, weil Taube nicht zu Belgrad gewesen sey, wie ihm ein Freund in Syrmien versichert habe: aber Taube hielt es nicht der Mühe werth darauf zu antworten, sondern überließ es mir, etwas Weniges in meinen wöchentlichen Nachrichten dagegen zu sagen, welches auch geschehen ist.

Er wird in den Adelstand erhoben, und zum niederöstreichischen Regierungsrath gemacht.

Er kam erst im Februar 1777 wieder nach Wien zurück, und wurde bald darauf von dem Kaiser, ohne sein Gesuch, und ohne alle Kosten, in den Adelstand erhoben, und bey der niederöstreichischen Regierung als Rath angesetzet. Die Geschäfte dieser Regierung waren dazumal von weitem Umfang; denn sie betrafen das Schulwesen, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, der Manufacturen, Fabriken, Handwerker und des gesammten Nahrungsstandes, den Verkauf und die Verwaltung der Jesuitergüter, die Oberaufsicht über alle milde Stiftungen, Kirchen und Spitäler, die Handhabung der landesfürstlichen Regalien, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, die Abwendung der Pest und aller ansteckenden Krankheiten, die Aufsicht über die Lehnssachen, Münzpatente, Privatzölle, und über die landesfürstlichen Städte und Märkte, über den Preis der Lebensmittel, über Maaß und Gewicht, über die Feuerlöschungsanstalten, über die Juden und türkischen Unterthanen, die Versorgung der Armen und Abschaffung der

Bettes-

Betteley, die Handhabung aller Edicte, Patente und Generalien, Verwaltung des Justitzwesens, Entscheidung aller Fiscalitätssachen, Abforderung und Untersuchung aller vormundschaftlichen Rechnungen, und noch andere Sachen; es waren auch, nach Aufhebung des Hofcommerzraths und der Commerziencommißion, viele Geschäfte derselben der Regierung zugefallen. Dieses Collegium hatte wegen seiner vielen Geschäfte auch viele Mitglieder, aber wenige konnten und wollten arbeiten, und daher mußten einige wenige fast alles thun. Zu diesen gehörte der arbeitsame und geschickte Herr von Taube, der seine Geschäfte mit musterhaftem Amtseifer antrat und forsetzte. Man trug ihm auf, einen Bericht über die weitläuftigen Acten einer Commißion, welche seit 1775 gearbeitet hatte, abzustatten. Sie betraf die bessere Einrichtig der Privatzölle und des Stempelrechts der Herrschaften, Städte und Märkte in Oestreich, und er hatte 6 Wochen nöthig, um alles durchzulesen, zu beurtheilen, und kurz zu fassen. Während dieser Zeit wurde sein weitläuftiger Briefwechsel völlig unterbrochen. So schwere Relationen kamen nun zwar nicht wöchentlich vor, aber er hatte doch viel Arbeit, wegen welcher er früh um 6 Uhr schon bey den Acten saß, um 9 Uhr in den Rath ging, der bis 12 oder 1 Uhr dauerte, und alsdenn auch sehr oft des Nachmittags Commißionen zu besorgen hatte. Seine nicht starke Gesundheit wurde schon durch diese Amtsarbeiten zu viel angestrenget, und doch konnte er sich von seinen eignen Liebhabereyarbeiten nicht losreissen.

Folgender Vorfall, den er erfuhr, und mir berichtete, machte ihn sehr unlustig. Ein Bürger, Namens Moshard, in der Stadt Haimburg oder Haynburg, 7 Meilen von Wien, kaufte im Anfang des 1777sten Jahrs ein wüstes Grundstück, um ein Haus auf demselben zu erbauen, und mit guten Weinkellern zu versehen. Als die Erde zu der Grundfeste ausgegraben wurde, kam man unvermuthet auf ein unbeschädigt gebliebenes römische Bad

von

von schönem weissen Marmor, welches mit vielen Bildsäulen und Inschriften gezieret war. Dem Moshard wurde gerathen, inne zu halten, sich nach Wien zu begeben, und die Sache anzuzeigen, welches er auch that, er fand aber nirgends Gehör, kehrte zurück, ließ das ganze marmorne Bad wieder zuwerfen, und bauete sein neues Haus oben darauf, von welchem das erste Stockwerk schon am 24sten März dieses Jahres aufgemauert war. Nicht eine einzige Inschrift ist abgeschrieben; doch sagte der Apotheker in Haynburg zu Tauben, er habe die Namen Trajanus, Hadrianus, M. Aurelius, und andere, auf unterschiedenen Steinen gelesen. Bey den Osmanen ist die Nachläßigkeit in Ansehung solcher Entdeckungen nicht grösser, und also ist nicht zu verwundern, daß Taube, ein Liebhaber und Kenner der römischen Alterthümer, der denselben insonderheit zu Essek so stark nachgespüret hatte, sich über die Gleichgültigkeit gegen die Haynburgischen so sehr ärgerte, und mir sein Mißvergnügen in einem Brief vom 30sten März des genannten Jahres mittheilete. Ich machte die Sache im 16ten Stück des 5ten Jahrganges meiner wöchentlichen Nachrichten bekannt, schrieb aber die Nachricht, die ich davon hatte, einem Reisenden zu. Als man sie in meinem Wochenblatt zu Wien gelesen hatte, machte sie einige Bewegung, weil sie denjenigen, die in Ansehung des merkwürdigen Alterthums zu gleichgültig gewesen waren, keine Ehre brachte. Ich bekam also unterm 22sten Jul. von daher einen anonymischen Brief, in welchen die Entdeckung zu Haynburg geleugnet, und behauptet wurde, sie müsse von dem 1 Meile von dieser Stadt bey dem Schloß Petronell schon 1772 entdeckten römischen Bade verstanden werden. Er stehet in dem 34sten Stück meiner wöchentlichen Nachrichten von dem genannten Jahr, und wurde von Tauben in einem Briefe vom 3ten September, der in dem 37sten Stück stehet, gründlich beantwortet. Er beschrieb mir auch damals das Kupferwerk, welches der General Freyherr

herr von Kettler, ein grosser Liebhaber aber kleiner Kenner und Beurtheiler der römischen Alterthümer, von solchen, die in der Gegend von Wien entdecket worden, herausgraben, und von dem Rath Riedel mit einer Beschreibung versehen ließ. Taube wendete alle nöthige Mühe an, um von dem marmornen Bade gewiß zu werden, welches durch das über demselben erbauete Haus der Nachwelt aufbewahret wird.

Taube berichtete mir auch am 15ten November, daß am 11ten October zu Czernovics die Erbhuldigung von der Bukowina durch den kaiserlichen General Spleny für das Haus Oestreich eingenommen worden, am folgenden Tage aber dem moldauischen Fürsten Ghica (auf Befehl der hohen Pforte) der Kopf abgeschlagen worden sey, weil er sich der Abtretung dieses beträchtlichen Stücks seines Fürstenthums widersetzet habe. Man kann im 48sten Stück meiner wöchentlichen Nachrichten von diesem Jahr S. 378 lesen, wie ich diese Nachricht eingekleidet habe.

Sein letztes Lebensjahr.

Er hatte schon seit mehreren Jahren alle Sommer 16, 18 bis 20 Flaschen Spaawasser auf dem platten Lande getrunken, sich dabey von aller Arbeit, und selbst vom Briefwechsel, losgerissen, und sich bloß mit Gehen, Reiten, Fahren, Schiessen, Fischen und Jagen beschäftiget; und eben so war sein Verfahren im Sommer 1777 gewesen. Aber seine gewöhnliche Lebensordnung muß doch der Gesundheit nicht gemäß, und insonderheit die neue Arbeit, welche er als Regierungsrath bekommen, für seine Leibesbeschaffenheit zu stark gewesen seyn. Denn im März 1778 ward er von einer leichten Entzündung in der Lunge befallen; weil er aber nicht wußte, was es war, so machte er auch nichts daraus, sondern setzte seine Lebensart fort,

trank

trank eine Flasche starken ungarischen Wein, und ging täglich aus. Nun nahm das Uebel zu, und sein Arzt sagte, es sey aus der Entzündung ein Geschwür in der Lunge entstanden. Er wurde nun täglich kraftloser, und konnte um die Mitte des Aprils vor Zittern kaum schreiben, wenigstens brauchte er zu jeder Zeile einige Minuten. Als er mir dieses am 18ten April meldete, setzte er hinzu, er zweifle selbst an seiner Genesung, wollte aber nach der Vorschrift des Arztes im Maymonat auf das Land gehen, und 4 Wochen Eselsmilch trinken. Unterdessen brachten ihm seine Freunde täglich muntere Schriften und Bücher, welche immer zu seiner angenehmsten Unterhaltung gedienet hatten.

Der nächste und zugleich der letzte Brief, den ich von ihm bekam, war am sechsten und neunten May geschrieben, und größtentheils litterarischen Inhalts. Ich will nur desselben Anfang hiehersetzen.

„Daß Ew. H. mein wahrer Freund sind, habe „ich freylich schon seit vielen Jahren durch mancher„ley Proben erfahren: die sehr geneigte und „freundschaftliche Zuschrift vom 25sten April aber „giebt mir neue Proben davon. Sie nehmen den „zärtlichsten Antheil an meiner Krankheit, und sind „so gar bestürzt darüber. Ich habe also, ungeachtet „meiner grossen Mattigkeit, nicht zaudern wollen, „Ihnen zu melden, daß mein hectisches Fieber und „der Husten viel von ihrer Heftigkeit nachgelassen „haben, und nun erträglich sind. Ich habe kein „grosses Geschwür in der Lunge, sondern über 20 „kleine von der Grösse einer Linse, welche die Aerzte „pustulas nennen. Schon längst habe ich allen „Wein, alles Bier, und so gar Fleisch, fahren „lassen müssen, und behelfe mich mit Suppe, Gar„tengewächs und Wasser, bey welchen Nahrungs„mitteln ich sehr matt bin. Ich hoffe durch die

„Hülfe

„Hülfe Gottes, durch die Landluft, auch gute Le„bensordnung und Cur, mein Leben als eine Beute „davon zu bringen. Gegen das Ende des März „gehe ich aufs Land, und da werde ich mich von „allen Geschäften losmachen, welches ich hier nicht „kann. Die Molken, und der ausgepreßte Saft „junger Arzeneykräuter, werden meine Hauptcur „seyn. — — Hier muß ich abbrechen, weil ich „wegen Mattigkeit nicht mehr schreiben kann.„

Am 9ten März setzte er den Brief fort, beschloß ihn mit Vale! und schickte ihn ab. Ohngeachtet der Hoffnung zu seiner Genesung, welche er in demselben äusserte, so machte ich doch gar keine Rechnung auf dieselbige, sondern blieb in der traurigen Erwartung seines Todes, der am 16ten Junius erfolgte, und den ich durch die Zeitungen erfuhr. Sein irdisches Leben hat nur 50 Jahre und einige Monate gewähret.

Sein Character.

Seine äussere Person kann ich gar nicht beschreiben, weil ich ihn nie gesehen habe; man erkennet aber aus seinen Arbeiten und Briefen, daß er ein lebhafter, feuriger und thätiger Mann gewesen sey. In Ansehung der Gemüthsfassung war er ehrlich, redlich, offenherzig, freymüthig, gegen jedermann dienstwillig, und zum Nutzen seiner Freunde ausserordentlich geschäftig. Was ich von seinem Uebertritt von der evangelischen Kirche zu der römischen gedenke, habe ich oben (S. 227) gesagt. Daß er wegen seiner Duldsamkeit und Verträglichkeit in Religionssachen selbst dem Kaiser Joseph dem zweyten wohlgefallen habe, ist oben (S. 257) schon vorgekommen; und daß er die Kirchengesetze beobachtet habe, bezeuget

zeuget folgende bey dem päbstlichen Nuntius zu Wien gesuchte und erhaltene Erlaubniß zum Fleischessen in der Fastenzeit.

Antonius Eugenius S. R. E. Cardinalis, Vice-Comes apud augustam aulam caesareo-regiam, cum facultate legati de latere Nuntius apostolicus. Dilectis nobis in Christo — — domino de Taube, eiusque uxori, et domesticis et famulis, salutem in Domino sempiternam. Conscientiae vestrae securitati, ac corporis valetudini, quantum in Domino possumus, consulere volentes, supplicationibus vestro nomine nobis super hoc porrectis inclinati, vobis, qui, ut asseritis, de medicorum consilio, a ciborum quadragesimalium esu abstinere debetis, ut in praesenti quadragesima, de utriusque medici consilio, eoque durante secreto, et absque aliorum scandalo, carnibus uti et vesci libere et licite possitis et valeatis, tenore praesentium concedimus, et indulgemus; ita tamen, ut iisdem diebus ab esu piscium omnino abstineatis, et in vespertina refectione, nulla valetudinis causa intercedente, ieiunium servetur cum omnimoda abstinentia ab esu carnium, ad normam litterarum apostolicarum Benedicti P. P. XIV sub die 30. Maii et 22. Augusti 1741, ac epistolae encylitae 10. Iunii 1745 emanatarum. Volumus tamen, et expresse declaramus, ut vigiliis, feria quarta, sexta et sabbato hebdomadae cuiuslibet, nec non tota maiori hebdomade stricte ieiunium cum abstinentia a carnibus observetur. Datum Viennae ex nostra residentia, die mensis Martii anno 1775.

gratis.

Franc. Corazza, S. N. Cancell.

Weil er diesen gedruckten Erlaubnißschein einem seiner Briefe an mich beylegte, ohne in solchem Brief ein

Wort

Wort davon zu sagen, so gedachte ich desselben in meiner Antwort nicht. Man ersiehet aus demselben, daß seine Gattin auch von der römischen Kirche gewesen sey. Den Umgang mit den Geistlichen dieser Kirche vermied er, so viel er konnte, und führete in einem Brief vom 18ten März diese Ursache an: „denn sie sind entweder Dumm„köpfe, oder Leute voller Ränke und Hinterlist, denen „man ohne Gefahr nicht trauen kann.„ Von der päbstlichen Gewalt gedachte er gerade so, wie der römische Kaiser. Am 17ten Jun. 1775 meldete er mir das Folgende.

„Neulich sind mir 9 päbstliche Bullen für „unsern neuen Bischof zu Triest in die Hände ge„kommen. Durch die erste wird derselbe vom Pabst „bestätiget und installirt, praestito tamen antea „juramento fidelitatis S. S. sedi apostolicae. Durch „die 2te wird er ab omnibus inpedimentis canoni„cis plenissime dispensirt und absolvirt, etiamsi „episcopatum per simoniam obtinuerit.„ Er setzte hinzu: „schöne Clauseln!„ *)

Sein Kopf war sehr gut, zu allem aufgelegt, geübt, und mit viel Gelehrsamkeit angefüllet. Er dachte gründlich, und forschete auf eine anhaltende und scharfsinnige Weise.

*) Von den übrigen 7 Bullen erzählet er, daß sie nur dem Domkapitel zu Triest, und einigen Bischöfen und päbstliche Nuntiis bekannt machten, der Pabst habe die landesfürstliche Ernennung und Präsentation bestätiget. Er bemerket auch, daß keine einzige von allen 9 Bullen von dem Pabst unterschrieben gewesen, und daß zwar unter allen gestanden gratis, daß aber doch der neue Bischof für eine jede 6, 8, 10 bis 12 Ducaten Schreibgebühren nach Rom schicken müsse, und daß alle päbstliche Bullen in den östreichischen Staaten so lange ungültig wären, bis der Landesherr sie angenommen, und darauf geschrieben habe: exsequatur.

Weise. Den Umfang seines Kopfs zeigte die Menge und Mannigfaltigkeit der Materien, auf welche er Fleiß verwendete, und die er vernünftig beurtheilete. Schriften, aus welchen er entweder etwas Neues erlernte, oder durch welche er zur gründlichern Einsicht in Materien, die ihm schon etwas bekannt waren, gelangete, waren ihm überaus angenehm, und diesen Geschmack, welcher ihn als einen Gelehrten characterisirte, behielt er bis an seinen Abschied von der Erde. Man kann leicht denken, daß ihm die Wiener Censur, welche selbst die Wahrheit liebende und suchende Gelehrten im Schreiben und Lesen so sehr einschränkte, höchst unangenehm gewesen sey, zumal da sie alle seine Bücher unter die verbotenen setzte, wie nachher in dem Verzeichniß derselben genauer vorkommen wird. Er war auch mit Mſr. de Serione unzufrieden, daß er in seiner 1776 zu Wien gedruckten Schrift, la liberté de penser et d'ecrire, diese Freyheit für schädlich erklärte, und behauptete, daß sie nicht geduldet werden müßte, ob er gleich selbst urtheilte, daß sein Buch schön und einnehmend geschrieben sey. Weil er auf der Universität zu Göttingen studieret hatte, und in seinen Gedanken den Zustand derselben mit der Wiener Universität verglich, so darf man sich nicht wundern, daß er von dem grossen Haufen der Professoren der letzten keine grosse Meynung hatte, und wohl gar schrieb, sie wären nur innerhalb den Linien der Stadt berühmt. Von dem Professor von Haën schrieb er 1776, er sey der allerletzte auf der Wiener Lehrschule, der auswärts berühmt sey, und um den zu hören, junge Leute aus Holland und England nach Wien kämen. Als ein gewisser Mann 1777 zum Obervorsteher aller Künste und Wissenschaften in Wien ernannt wurde, von welchem man daselbst sagte, daß er mehr von der Tonkunst als von den Wissenschaften verstehe, wünschte er, daß er die letzten aus der Verachtung, in welcher sie zu Wien wären, herausziehen, und blühend machen mögte, und setzte, als seine eigene Gedanken

danken von demselben, hinzu: „er ist doch wenigstens kein „Scheinheiliger, sondern ein Freund der Freyheit im „Denken, welche uns die Büchercensur, und andere viel„geltende Scheinheilige, ganz geraubet haben.„ Taube war, so wie ein wirklicher Geschäftsmann, also auch ein arbeitsamer Gelehrter, welcher ohne viele Arbeit nicht seyn konnte und mogte. Er hatte die Freudigkeit, in der Zuschrift seiner Abhandlung der engländischen Manufacturen, Handlung ꝛc. welche an den kaiserl. königl. wirklichen Geheimenrath Freyherrn von Reischach gerichtet ist, zu schreiben: „es erhelle aus diesem Buch, daß er die Stun„den, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig liessen, nicht nach „der wienerischen Mode mit Schauspielen, Lustreisen, „Spatzierfahrten, Bällen, Gesellschaften, Concerten, „Musiken, Kartenspiel und dergleichen mehr, verderbe, „sondern sie zu nützlichen und ernsthaften Dingen anzuwen„den pflege.„ Von den wirklich gelehrten und fleißigen Männern zu Wien hielt er viel, wie ich durch Stellen seiner Briefe beweisen kann.

Seine Bücher und Schriften.

1. De differentiis juris civilis a jure naturae. Goettingae 1747. Von denselben habe ich oben S. 222 schon geredet.

2. Toughts on te presest state of our colonies in North America, on their Behaviour to ther Mother Country, and on the true interest of the nation in regard of the colonies. London 1766. Durch seine Verwandte und Freunde in Nordamerica erhielt er guten Stoff zu dieser Schrift.

3. Gründliche Vertheidigung der Ober- und Untergerichtsfreyheiten und anderer Hoheitsrechte, welche

welche auf der uralten westphälischen Veste, der nur seit ohngefähr drittehalbhundert Jahren her sich zum Hochstift Osnabrück haltenden Burg zu Wulften, unläugbar haften, und so nachher von allen osnabrückischen Herren Bischöfen, oder deren Regierungen und Beamten, als rechtmäßig erkannt sind. Im Namen des Freyherrn Philipp Ludewigs von Moltke auf Toitkenwinkel, Samau, Schorsar, Walkendorf, Streitfeld, Driesewitz, u. a. m. Herrn zu Bissendorf, als itzigen Burgherrn und Inhabers des vorgedachten kaiserlichen freyen Burgguts Wulften, beyder römisch-kaiserlich. königlich. auch apostolischen Majestäten wirklichen. Geheimenraths, Kämmerers, Hofkriegsraths, Feldmarschalls und Obersten über ein Regiment zu Fuß. Wobey nicht nur eine genealogische Nachricht von dem alten Hause der Freyherren von Moltke geliefert; sondern hauptsächlich der Ursprung alter Vesten aus den Königshöfen, ihre Absicht, Beschaffenheit und Zugehörungen, diplomatisch erläutert, zugleich auch durch viele ungedruckete Charten, und aus dem deutschen Recht bewiesen wird, daß auf den alten Vesten und Schlössern des heil. römischen Reichs mancherley Hoheitsrechte haften, insonderheit Schirmvogtey, Erbgerichtsbarkeit, und dergleichen mehr, nebst vielen andern das deutsche Staatsrecht betreffenden Abhandlungen. Ausgearbeitet unter selbst eigener Direction und Aufsicht des erwehnten Burgherrn, von dessen Secretär Friderich Wilhelm Taube, dann revidirt von zwey sehr berühmten Rechtsgelehrten. Wien, bey Kurzböck, 1766, in Folio. Der Titul ist, nach Art der engländischen Bücher, und der deutschen Deductionen, sehr weitläuftig, und das Buch ist groß, so daß man im Scherz sagen könnte, es sey grösser als das Burggut Wulften.

Es wollte aber Taube zur Befriedigung seines Principals nicht nur alles sagen, was zur Ehre des Guts, auch zum Beweis und zur Vertheidigung der Gerechtsame desselben, gesaget werden konnte, sondern auch juristische, historische und politische Gelehrsamkeit zeigen, und alles dieses hat er reichlich geleistet. Das Buch hat 3 Abtheilungen; vor der ersten stehet der angeführte Titul, die 2te heißt, Fortsetzung der gründlichen Vertheidigung ꝛc. und die dritte, Archivalcharten, Urkunden und andere Beweisthümer, welche in der Vertheidigung der Ober- und Untergerichte und anderer Hoheitsrechte der uralten westphälischen Veste und Burg zu Wulften als Beylagen angeführet, und grösstentheils als rechte Originalien bereits vor Gericht erkannt sind, wie am Ende einer jeden Beylage zu sehen ist. ꝛc. Die beyden ersten Abtheilungen betragen in fortlaufenden Zahlen 581, und die dritte 253 Seiten in Folio. Es ist auch eine Landcharte von der Wulfter Burgfreyheit, und eine in Kupfer gestochene Tabelle von den 58 Feuerstätten des Gebiets der Burg Wulften beygefüget. Es stecket überaus grosse Belesenheit und Arbeit in dem Buch, und in Ansehung der ersten habe ich ihm etwas geholfen. Alle 3 Abtheilungen meines Exemplars haben die Jahrszahl 1766, es giebt auch Exemplaria mit der Jahrszahl 1767, und eine neue Ausgabe mit der Jahrszahl 1768. Von der grossen Landcharte des kleinen Gebiets sind auch 2 Ausgaben vorhanden, von welchem die letzte eine verbesserte ist. Die Wiener Censur liess das Buch nicht unbedrohet: s. hernach S. 277

4. Tableau historique et politique du commerce d'Angleterre, tel qu'il fut en 1772. Stehet im 7ten Theil meines Magazins S. 571 f. und ist nur ein Grundriß von dieser wichtigen Materie, den Taube 1766 zu London auf Verlangen des Kommerzienraths zu Wien aufgesetzet, und nach Wien gesandt hat. Als er ihn 1772 für mein Magazin abschreiben liess, versahe er ihn mit

den

den nöthigen Zusätzen und Verbesserungen, damit er für das 1772ste Jahr passete.

5. Antwort auf die Anfrage an das deutsche Publikum, die Handelsbilanz zwischen Deutschland und England betreffend. Ist im 2ten Jahrgang meiner wöchentlichen Nachrichten von 1774 S. 2 und 3, S. 13 — 20 zu finden. Der Brief, durch welchen Taube mir die beantwortete Schrift zuerst bekannt machte, stehet in dem ersten Jahrgang meiner wöchentlichen Nachrichten im 47sten Stück auf der 384sten Seite. Am 18ten December schrieb er diese kurze Antwort auf dieselbe, und am 13ten April 1774 meldete er mir, daß der Verfasser der Anfrage, der hessen-darmstädtische Chargé d'Affaires zu Wien, Herr Seitwein, sey, der sich durch seinen Zorn über die (taubensche) Antwort verrathen habe.

6. Historische und politische Abschilderung der engländischen Manufacturen, Handlung, Schiffahrt und Colonien, nach ihrer jetzigen Einrichtung und Beschaffenheit, theils aus eigner Erfahrung, theils aus zuverläßigen und glaubwürdigen, sowohl schriftlichen als mündlichen Nachrichten, im Grundriß entworfen, von Frid. Wilh. Taube, kaiserl. königl. Hofsecretär; mit untermischten Nachrichten von dem Handelswesen anderer Länder. 1774 in gr. Octav. Als er die vorher angeführte Antwort aufsetzte, und der Materie nachdachte, bemerkte er, daß viele Zweige von Englands Handel noch nicht recht bekannt wären, und eine nähere Untersuchung verdienten. Er machte also gleich den Anfang zu diesem Buch, welches er dem Buchhändler Kraus für 12 freye Abdrücke anbot und überließ. Er schrieb mir am 29sten Jänner 1774 davon: „ich werde aus dem französischen Gerippe, wel„ches im 7ten Theil Dero Magazins stehet, einen fleischig„ten deutschen Körper bilden, wozu ich den Stoff bey der „Hand habe, indem ich nicht nur mit unsern Consuls in

„Europa und Asia, sondern auch mit engländischen Kauf„leuten in England, Hamburg, Lissabon, Cadix und Li„vorno beständig correspondire.„ In der Vorrede beschreibt er genau, wie er die Nachrichten gesammlet habe, nennet auch diesen Abriß nur einen kurzen Entwurf, und keine ausführliche Abhandlung. Er wolle nur eine Nachlese halten, und alles übergehen, was er in engländischen, französischen und deutschen Büchern richtig angeführet, und gründlich entwickelt gefunden habe. Am 13ten April schrieb er an mich: „ich bin Ew. H. recht vielen Dank schul„dig, daß Sie meine Nachrichten von Englands Handel „auf eine für mich so rühmliche Art angekündiget haben, „ich fürchte aber auf der andern Seite, daß die lesende „Welt dadurch bewogen werden wird, von meinem Buch „mehr zu erwarten, als sie finden wird. Unterdessen bin „ich mit demselben geschwinder fertig geworden, als ich „selbst glaubte, weil mich der Verleger übereilete, um „das Buch auf die Ostermesse zu liefern. Ich setzte alle „Abend 2 Stunden aus, in welchen ich meinem Schrei„ber dictirte; den andern Morgen überlas und verbesserte „ich, was fertig war, und schickte dasselbe dem Verleger, „welcher wöchentlich die fertigen Bogen nach Leipzig „sandte, und bey Breitkopf drucken ließ. Auf solche Art „ist das Buch in etlichen Monaten zu Stande gekom„men. Es werden sich aber, wie ich befürchte, unnöthige „Wiederholungen eingeschlichen haben, weil ich die vor„hergehenden Bogen nicht mehr in Händen hatte, folg„lich nichts nachsehen konnte. Die letzten sind vor 8 „Tagen nach Leipzig abgegangen.„

Am 15ten Jun. „Ich habe mein Buch noch *mit* „keinem Auge gesehen, denn es liegt seit 14 Tagen in „der Censur, läuft Gefahr, wie ich unter der Hand er„fahren habe, gar verboten zu werden, theils wegen der „Zuschrift, in welcher ich sage, daß die Wiener ihre Zeit „übel anwenden, theils weil man mich beschuldigt, daß „ich von Religions- und Staatssachen zu frey geschrie„ben,

„ben, und unter andern im 9ten Kapitel (S. 234)
„die Glieder des hiesigen Commerzraths abgeschildert
„habe. Meinetwegen mag man das Buch verbieten,
„mir ist es ziemlich gleichgültig, aber nicht dem Verleger,
„welcher in grossen Aengsten ist, weil er in den kaiserl.
„königl. Erblanden einen grossen Absatz zu finden hoffete.
„In 8 Tagen werde ich das Schicksal meines Buches
„wissen. Inzwischen ist es verdrießlich, daß, so oft
„ich etwas schreibe, man solches hier zu verbieten
„suchet. So ging es mir auch mit der Deduction wegen
„Wulften.„

Am 24sten Jul. „Mein Buch ist mit genauer
„Noth dem Scheiterhaufen entgangen, und endlich er-
„erlaubet worden; dadurch ist aber die Neugierde der-
„gestalt gereitzet worden, daß Kraus in einer Woche 55
„Exemplaria abgesetzt hat.„

Am 19ten October. „Als ich neulich hörete, daß
„meine **Abschilderung** ꝛc. in der Frankfurter Zeitung
„sehr getadelt worden sey, erkundigte ich mich nach dem
„Recensenten, und erfuhr, daß Herr Seitwein derselbe
„sey. Vielleicht hat er sich dafür rächen wollen, daß ich
„seine Anfrage an das deutsche Publicum in Dero wö-
„chentlichen Nachrichten beantwortet habe.„

Am 17ten Jun. 1775. „Der Factor der krausi-
„schen Buchhandlung, Herr Wappler, bringet die Nachricht
„mit, daß meine **Abschilderung** ꝛc. nun abgesetzt sey,
„und Kraus liegt mir an, zu der 2ten Auflage Verbesse-
„rungen und Zusätze herzugeben. Darf ich Ew. H.
„bitten, das Kapitel von Englands Handel mit den
„nordischen Ländern zu verbessern? Ich habe es aus Man-
„gel an zuverläßigen Nachrichten ganz kurz fassen müssen.
„In der 2ten Ausgabe gedenke ich viel wegzustreichen,
„z. E. alles, was den Streit zwischen England und
„Amerika betrift, weil nun der bürgerliche Krieg in den
„Colonien ausgebrochen ist, dessen Ende dem ganzen
„engländischen Handel nach Amerika eine andere Gestalt

„geben

„geben muß. Dagegen habe ich aus England, Jamaica, „Westflorida und andern Gegenden, seit 1774 viele Neuig„keiten vom Handel empfangen, die ich mittheilen will. „Ich wünschte mir nur einen Monat Zeit zu diesen Ver„besserungen, werde ihn aber nicht finden.„

7. **Gedanken über die Vermehrung der Menschen in den amerikanischen Pflanzörtern der Engländer.** Man findet sie in dem zweyten Jahrgang meiner wöchentlichen Nachrichten, S. 22. St. 169 f.

8. Short account of a particular kind of the Torpedo, found in the river Danube, with several experiments made on thir fish. Dieser Aufsatz stehet in den Philosophical - Transactions von 1775. Er war ein so grosser Liebhaber der Naturgeschichte, daß, als ich ihm 1775 meinen Unterricht in derselben zuschickte, er versicherte, er solle immer als ein Handbuch auf seinem Tisch liegen: denn ob er **gleich die besten engländischen Naturforscher mehr als einmal** gelesen, so habe er doch aus diesem kleinen Buch vieles gelernt, das er noch nicht gewußt, oder davon wenigstens keine deutliche Begriffe gehabt. Insonderheit erfreuete es ihn, daß ich den grossen Endzweck, und die wahre Absicht der Naturgeschichte, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte daraus zu erlernen, immer vor Augen gehabt, denn, setzte er hinzu, sonst ist sie nur eine Befriedigung der Neugierde. Dieser Geschmack, der nicht der gemeine ist, gereichte Tauben zur wahren Ehre.

9. **Geschichte der engländischen Handelschaft, Manufacturen, Colonien und Schiffahrt, in den alten, mittlern und neuern Zeiten, bis auf das laufende Jahr 1776. Im Grundriß entworfen von Frid. Wilh. Taube, kaiserl. königl. Hofsecretär. Mit einer zuverläßigen Nachricht von den wahren Ursachen des jetzigen Krieges in Nordamerika, und andern dergleichen Dingen.** 1776 in gr. Octav. Es wird gut seyn, des Verfassers eigene Nachricht von

der

der Entstehung dieses Buchs, aus seinem Brief, den er am 27sten März 1776 geschrieben hat, zu hören, zumal da sie ausführlicher als diejenige ist, welche er in der Vorrede davon ertheilet.

„Ich kann mit der 2ten und ganz umgearbeiteten „Ausgabe meiner Abschilderung ꝛc. vor der Messe nicht „fertig werden. Herr Kraus war darüber sehr ungedul„dig, und drohete, die erste Ausgabe, so wie sie ist, wieder „drucken zu lassen; er stand aber wieder davon ab, als „ich versicherte, daß ich alsdenn einen andern Verleger „für die verbesserte Ausgabe suchen würde. Um ihn aber „schadlos zu halten, habe ich ihm erlaubt, das erste Ka„pitel, welches ganz neu ist, besonders herauszugeben. „Ich habe einen besondern Titul, und eine besondere „Vorrede dazu gemacht, und die Handschrift ist schon „nach Leipzig abgeschicket worden. Ich hoffe das Buch „werde vor dem Ausgang der Messe noch fertig werden „können. Ich habe den ganzen Winter daran gearbei„tet, und es ist mir sauer geworden, weil ich, meines „Wissens, keinen Vorgänger gehabt, der diese Materie „in solchem Geschmack bearbeitet hat.„

Von dem Schicksal des Buchs in Wien, gab er mir am 17ten Julius folgende Nachricht.

„So oft ich noch hier etwas herausgegeben habe, „sollte es verboten werden; ich erfuhr es aber immer noch „bey Zeiten, und hintertrieb das Verbot glücklich. Allein „die Geschichte der engländischen Handelschaft war nicht „zu retten, und sie stehet nun in dem Catalogo librorum „prohibitorum. Die krausische Erben, welche die „Handlung fortsetzen, bekümmern sich wenig darum, „theils weil sie ihren meisten Absatz ausserhalb Oestreich „haben, theils weil hier die verbotenen Bücher gesuchet, „und theurer als andere bezahlet werden. Ich gewinne „und verliere nichts dabey, es ist mir also gleichgültig. „Ich habe noch kein einziges Exemplar gesehen, weil alle „bey der Censur im Gefängniß liegen. Wenn zu Wien

„ein

„ein Buch verboten wird, so gehen 100 Exemplaria „davon ab, sonst kaum 50.„ Mit der 2ten Ausgabe dieses Buches, welche 1777 erschien, ging es besser; denn ob sie gleich die Censur auch verbieten wollte, weil S. 156 und 157 stehet, Portugal, Spanien und Oestreich säben zu stark auf ihre Gold- und Silberbergwerke, und versäumten darüber das Handelswesen: so ward sie doch noch kümmerlich gerettet.

10. M. **Joh. Jac. Schatzens Kern der Geographie, aufs neue umgearbeitet und vermehrt durch Frid. Wilh. Taube.** 1786 in Octav. Damit man wisse, wie Taube dazu gekommen ist, dieses Buch zu verbessern, so setze ich aus seinem Briefe vom 20sten März 1776 folgende Stelle hieher.

„Seit Weihnachten vorigen Jahres plagt mich „Kraus, daß ich dieses Buch durchsehen, und zu einer „neuen Ausgabe verbessern mögte, vermuthlich weil er „weiß, daß ich für meine Mühe nichts von ihm annehmen werde. Ich habe mich aber immer geweigert, „theils weil bey diesem Geschmier keine Ehre einzulegen „ist, theils weil ich glaubte, daß Herr Schwabe alles, „was zu verbessern ist, in der 1775 zu Rostock bey Koppe „an das Licht getretene Ausgabe schon verbessert hätte. „Da ich aber zu meiner Verwunderung das Gegentheil „fand, und Kraus gar nicht ablassen wollte, so mußte „ich ihm endlich versprechen, diese Arbeit zu übernehmen, „doch geschahe es unter folgenden Bedingen, 1) daß ich „nur die gröbsten in die Augen fallenden Fehler, welche „Schwabe hat stehen lassen, ausmerzen wolle, und „2) daß mein Name verschwiegen bleiben solle. Ich „habe nun mein Versprechen bey einer Pfeife türkischen „Taback erfüllet, hin und wieder eine Zeile, insonderheit „bey Asia, Afrika und Amerika, hinzugefüget, aber 100 „(er hätte sagen können, tausend,) Unrichtigkeiten stehen „lassen müssen. Als ich fertig war, und Kraus sahe, daß „ich so viel geändert hatte, plagte er mich so lange, bis ich

„zugab,

„zugab, daß er meinen Namen auf das Titulblatt setzen „dürfte. Damit nun aber die stehen gebliebenen Fehler „mir nicht zugeschrieben würden, so habe ich in der Vor„rede zu verstehen gegeben, (denn ganz deutlich konnte „ichs, ohne dem Verleger zu schaden, nicht sagen,) daß „ich nicht alle Fehler, sondern nur die gröbsten, verbessert „habe, weil ich sonst das ganze Buch hätte umarbeiten „müssen. So gern ich mich auch sonsten mit geographi„schen Dingen beschäftige, so ungern habe ich doch diesen „Wüst bearbeitet.„

11. **Gedanken über die Verschönerung der Städte, nebst einer historischen Nachricht, wie die vornehmsten europäischen Hauptstädte sich seit dem letzten Frieden von 1763 verschönert haben.** Sie stehen im deutschen Museum, im Juliusmonat des Jahres 1776, und er schrieb am 25sten May von denselben an mich:

„Von den vielen Verschönerungen der Stadt Ber„lin habe ich nichts anführen können, weil ich davon „keine zuverläßige und genaue Nachrichten besitze. Desto „umständlicher aber habe ich die grossen Veränderungen „abgehandelt, welche von 1763 bis 1776 zu Madrid, „London und Wien vorgefallen sind. Das Meiste habe „ich von Reisenden und von unsern Cabinetscouriers, die „oft in alle Hauptstädte geschicket werden, und durch „Briefe von meinen Freunden erfahren, die sich in diesen „Hauptstädten aufhalten. Sollte dieser kurze Aufsatz „Beyfall finden, so könnte ich mich wohl entschliessen, „denselben weiter auszuführen, und besonders drucken zu „lassen: denn die Materie ist fruchtbar, wie ich bey der „Ausarbeitung gefunden habe. Wer vor 20 Jahren „Lissabon, Madrid, Sevilla, Barcellona, Paris, Mar„seille, London, Dublin, Wien, Presburg, Pesth und „Ofen gesehen hat, kennet jetzt diese Städte nicht mehr, „wenn er dahin kommt. Woher rühret der allgemeine Ver„schönerungsgeist?„

11. Historische und geographische Beschreibung des Königreichs Slavonien, und des Herzogthums Syrmien, sowohl nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch nach ihrer jetzigen Verfassung und neuern Einrichtung in kirchlichen, bürgerlichen und militärischen Dingen. Aus eigener Beobachtung und im Lande selbst gemachte Wahrnehmungen entworfen, von Frid. Wilh. von Taube, kaiserl. königl. wirklichen Regierungsrath. Erstes Buch, 1777, zweytes Buch, 1777, drittes Buch, 1778. In gr. Octav. Sie ist zu Jena gedruckt. Kurzböck zu Wien, welcher der Verleger des Buchs ist, scheuete sich, seinen Namen auf das Titulblatt zu setzen, weil er befürchtete, daß es zu Wien verboten werden, ihn auch bey der griechischen Geistlichkeit, von welcher er meistens sein Brodt hatte, verhaßt machen mögte. *)

*) Man muß sich unter uns die nichtunirten griechischen Bischöfe nicht alle als ungelehrte und unaufgeklärte Leute, auch nicht alle als solche, die mit der Sprache und Lebensart der feinen Welt unbekannt wären, vorstellen. Folgender Brief des griechischen Bischofs zu Plasky oder Plasko in Croatien, Herrn Petrovich oder Petrowics, eines insonderheit in der Kirchengeschichte und in den Kirchengesetzen sehr erfahrnen Mannes, den er an Taube mit eigner schöner Hand geschrieben, und den dieser mir mitgetheilet hat, wird seine Leser mit Hochachtung für den Urheber erfüllen.

La reponse, dout Vous m'avés honoré, m'a causé une extrême satisfaction, tant par les nouvelles intéressantes que Vous m'y mandés, que par l'assurance de votre amitié. Continués la moi, je Vous en supplie, Monsieur! et soyés persuadé, que ma reconnoissance égalera toujours le prix, que je dois mettre a un présent si chèr. Les desordres qui arriverent à Versetz, n'ont été que l'effet d'un dérangement dans principes de ceux qui étoient chargés d'établir l'ordre, et de conserver l'harmonie. Etrange politique, qui veut changer les coutumes des peuples par des Loix!

qui

Durch dieses Buch sind zwey beträchtliche Provinzen weit besser bekannt geworden, als sie vorher gewesen, und es hat also einen beträchtlichen Werth. Nichts destoweniger

qui pour faire une revolution soudaine dans les ésprits, met la douleur et le déséspoir dans tous les coeurs. Comment? des actions indifférentes par leur nature, sont elles du ressort de la legislation? Tel peuple qui regarde avec indifférence, qu'on lui ôte ses loix et sa liberté, ne souffrira jamais, qu' on attente sur ses opinions et ses préjugés, sur tout quand ceux-la ont ou sont crus d' avoir du rapport a la Religion. Pour Vous donner une forte preuve de l' extrême attachement qu' a cette Nation à ses coutumes réligieuses, je m' en vais Vous raconter un trait tout récent. Il y a quelques jours, qu' un Veillard étant venu chés moi s'informer, si l' innovation concernant l' enterrement des morts, éroit mon Ouvrage, on seulement un acte arbitraire des Curés, qui disoient avoir reçu ordre pour cela? J'ai cru être de la prudence de l' assurer, que je n' en savois pas la moindre chose, et que loîn de faire de pareils réglements, „je mettrois ordre, pour faire mieux „observer par les Curés les anciennes Cerémonies. Aprés „quoi, tu vois Seigneur, mon grand âge, dit-il, je vais „mourir bientot, donc je te demande, de me donner par „écrit, ce que tu viens de m' assurer de bouche. Je vais „montrer ton ordre au Curé, afin qu' il n' ose m' enterrer „qu' à la maniére de nos péres.„ Je n' ajoute rien à ce trait fort et naturel, pour ne pas prévenir vos réflexions.

J'ai un plaisir sensible d' apprendre, que Vous ayés publié un Ouvrage, dont ma patrie Vous a fourni le sujet. Je brûle d'impatience de le lire, car un sujet neuf comme celui-ci, manié par la plume d' un Philosophe, c'est à dire d'un homme, qui juge les choses par ce qu'elles sont plutot, que par ce quelles paroissent être, ne peut que former une piece interessante. Ainsi Vous m' obligerés infiniment, quand Vous me l' enverrés par l' Archimandrit Sacabenth. En reconnoissance je Vous envoye d' avance la decision du fait, que le Docteur Busching Vous a disputé. L' Eglise orientale n'a jamais connu de Hierarchie, ni les moines grecs d'autre regle que celle de Basil. Il est plus probable, que Msr. Busching s'est en cela plus fié aux opinions et aux rapports vagues des quelques gens mal

instruits,

ger hat es die Censur zu Wien verboten. Als Tauben nach seiner Zurückkunft aus Slavonien und Syrmien aufgetragen wurde, diese Länder zu beschreiben, weigerte er sich dessen; denn, sagte er, schreibe ich die Wahrheit, so wird mein Buch verboten, verheele und verdrehe ich aber die Wahrheit, so ist meine Arbeit nichts werth. Es half aber diese Gegenvorstellung nicht, und er schrieb also das Buch. Am 12ten November 1777, als die Büchercensoren eine Versammlung hielten, verdammten sie ein Paar Dutzend Bücher von einheimischen und auswärtigen Schriftstellern, und unter denselben war auch dieses, von welchem damals die beyden ersten Abtheilungen fertig waren.

13. Critische Nachricht von unterschiedlichen neuen Entdeckungen, welche 1776 und 1777 in Slavonien, Syrmien, und in den angränzenden Ländern gemacht sind, und sowohl die Alterthümer als auch die Naturgeschichte betreffen, von Frid. Wilh. von Taube. Mit Kupfern, Rissen und Landcharten. Leipzig 1777 in Quart. So gab der Verfasser mir am 26sten März 1777 den Titul des Buchs, den Inhalt aber auf folgende Weise an.

Von

instruits, qu' il n'a étudié l'esprit de l'église orientale, ce qui ne m'empêche pourtant pas d' avoir la plus haute éstime pour ce savant homme.

Je suis charmé, que la direction des affaires Illyriennes est echüe à des hommes, qui ne se jouent pas de l'humanité. Je ne manquerai pas des profiter du privilége que Vous me donnés de Vous addresser une lettre pour Msr. le Comte de Hadick. Je suis avec la plus grande Veneration.

Monsieur

à Plasky 23 Janv. St. vet. 1778.

Votre très humble Serviteur

Petrowics.

s. meine wöchentlichen Nachrichten von 1778, S. 375 und die Vorrede zu dem zweyten Theil meiner Geschichte der evangelischen Gemeine im rußischen Reich, S. 13.

„Von den Trümmern und Bruchstücken bey Halaga „und von Syrmium, Justiniana prima, Acumincum, Co„macum, Mursia, Budalia, Jasoru, und von den vorhan„denen Alterthümern zu Titul, Fünfkirchen oder Peuce, „u. a. m. imgleichen vom römischen Mausolão im Krus„schedoler Walde. Ferner: Beweis, daß die Berge in „Slavonien und Syrmien Queckſilber und Gold enthal„halten. Blick auf die eingegangenen Bergwerke in „Bosnien. Von einigen neugefundenen Pflanzen. „Wilde Dattelnbäume in Syrmien und Servien. Wilde „Baumwollenstauden eben daselbst. Warum der Fisch „Hausen im März das schwarze Meer verlasse, und „Millionenweise 300 deutsche Meilen die Donau hinauf„steige, im October aber wieder zurückkehre. Von der „Republik der Biber oder Castore in der Save oder „Sau. Kleine Krokodillen, oder grosse Wassereideren „in den Morästen. Giftige Schildkröten. Bunte „Schlangen von 30 Schuhen. Der syrmische Ichneu„mon. Wie die wilden Schwäne ihre Nester wider die „Nachstellungen der Menschen und Thiere in Sicherheit „setzen. Weisse Adler. Flug der Adler, das richtigste „Wetterglas. Künstlicher Bau ihrer Nester. Beson„dere Eigenschaft der Kraniche, Trappen, Falken und „des Vogels Nimmersatt. Löffelgänse. Wilde Hunde. „Die zahmen Schweine in den Wäldern, verwandeln sich „bey der dritten Zeugung in wahre wilde Schweine. „Der slavonische Luchs. Wilde Pferde. Bärenjagd „der Illyrier. Der Bär sammlet des Sommers wildes „Obst, Honigseim, Fleisch und dergleichen mehr, wovon „er des Winters in seiner Höhle lebt, welche derselbe „im März wieder verläßt. Scorpionen. Fliegende „Wanzen. Die graue Hausgrille. Besondere Art von „Mücken und andere Insecten.„

Er hatte es eher verfertiget als die Beschreibung Slavoniens und Syrmiens, denn er setzte in seinem Brief hinzu: „die übrigen Nachrichten, die ich in diesen Län-

„dern

„dern gesammlet habe, werde ich auch ausarbeiten, und „wo nicht in künftiger Michaelsmesse, doch gewiß in der „Ostermesse 1778 herausgeben, unter dem Titul: His„storische und geographische Beschreibung des Königreichs „Slavonien ꝛc. und am 23sten April schrieb, er sey mit „den critischen Nachrichten ꝛc. schon vor 14 Tagen fertig „gewesen.„ Mit dem Kupferstecher aber ging es ganz anders, denn er war um die Ostermesse noch nicht halb fertig, und die Ausgabe des Buchs wurde deswegen bis in die Michaelismesse verschoben. Die folgenden Briefe des Verfassers gedenken dieses Buchs mit keinem Wort, ich habe es auch nicht zu Gesicht bekommen, und es ist mir unbekannt, ob es als vollendet vorhanden ist, oder nicht?

Zuletzt will ich anführen, daß von 1773 bis 1778 in meinen wöchentlichen Nachrichten viele Artikel vorkommen, zu welchen er mir die Materien übersandt hat, die aber von mir nach meiner Art bearbeitet und vorgetragen worden; und daß er zu den Ausgaben meiner Erdbeschreibung, welche in den Zeitlauf meines Briefwechsels mit ihm fallen, viele selbstgemachte Verbesserungen zu Oestreich und England geliefert hat; von welchen aber jetzt wenig mehr passet, weil die geographischen und politischen Materien erstaunlich vielen Veränderungen unterworfen sind.

Anhang

Anhang

von

merkwürdigen Stellen aus taubischen Briefen,

welche

in der vorhergehenden Lebensbeschreibung nicht füglich haben angebracht werden können.

I.

Historische, politische und litterarische.

1.

Als ich neulich den P. Hansiz wegen einer historischen Streitigkeit um Rath fragen wollte, fand ich den Herrn Reichshofrath von Senkenberg bey ihm. Es hat nemlich der Herr Hofrath Scheidt in der Metropoli Laureacensi dieses Jesuiten gelesen, daß Kaiser Luther, bey seinem vorgehabten Heerzuge nach Welschland, Heinrich den stolzen, den Vater Heinrichs des Löwen, zum Reichsverweser erkläret hätte. P. Hansiz hat aber nicht angeführet, woher er diese Nachricht genommen, welche Herr Hofrath Scheidt gern seiner braunschweig-lüneburgischen Geschichte, als einen merkwürdigen und rühmlichen Umstand, einverleiben mögte. Endlich erinnerte sich dieser Jesuit, daß ihm bey Ausarbeitung seiner Metropolis ein Codex diplomaticus von der kaiserl. königl. Bibliothek geliehen worden, welcher, nebst andern seltenen Handschriften, auch denjenigen Brief enthält, durch welchen Kaiser Luther den H. Heinrich zum Reichsverweser ernannt hat. Dieser Brief soll, nach des P. Hansiz Versicherung, noch mehr merkwürdige Umstände des Hauses Braunschweig-Lüneburg in sich fassen. Daher denn der Herr Reichshofrath von Senkenberg sich alle Mühe giebt, eine beglaubte Abschrift dieses Briefes zu erhalten.

2.

Kennen Sie die schöne Dissertation: de Hungaris extra Hungariam? Der Verfasser zeiget in derselben, daß in der grossen Tatarey, am mäotischen Sumpfe,

und

und besonders in einer kleinen Landschaft in China, Hungarn seßhaft sind, welche die hungarische Sprache noch itzt reden.

3.

Wien ist ein Ort, woselbst man sich mehr um Staats- als um gelehrte Sachen bekümmert. 1760.

4.

Oestreich ist das wärmste Land in ganz Deutschland. Der Sommer fängt einen Monat früher an, und dauert einen Monat länger, als in Niedersachsen und Westphalen. Der Winter ist im flachen Lande sehr gelinde, aber im im Gebirge rauh und strenge. Ich habe Winter erlebet, in welchen es in Wien fast gar kein Eis und keinen Schnee gegeben. In diesem (1760sten) Jahr haben wir schon im April eine Hitze gehabt, die grösser war als in den wärmsten Sommertagen in Niedersachsen und Westphalen. Wenn die Hitze groß ist, und lange anhält, thun sich Scorpionen hervor, welches ich selbst erlebet habe. Es giebt auch hier zu Lande Kräuter, Gewächse und Blumen, die in andern Reichskreisen gar nicht wachsen, oder doch mühsam gezogen werden müssen, als Saffran, Brockoly, u. a. m. Im Land unter der Ens ist die Luft und Witterung vorzüglich angenehm. Der Himmel ist fast den ganzen Sommer über heiter, und man weiß von keinem stürmischen lang anhaltenden Regenwetter. Das ganze Land scheint ein Garten zu seyn. Die Hügel sind mit Wein bedecket, und in den Thälern erblicket man blumenreiche Wiesen, Safrangärten, Waitzen- und Hirsefelder. Wohin man die Augen kehret siehet man Landhäuser, Schlösser und Lustgärten. Ich habe bemerket, daß öfters mitten im Winter plötzlich ein warmer Wind aus der Türkey bläset, der Schnee und Eis in einer Stunde recht sichtbar schmelzet. Mir fällt

hier etwas ein, das ich anführen will, ob es gleich nicht eigentlich hieher gehört. Vor etlichen Jahren wollte es kein Eis frieren, und man befürchtete schon, daß alle Eiskeller, zum Mißvergnügen der Herrschaften, und zum Schaden der Fleischhacker, leer bleiben würden, als ein Schiff mit Eis aus Bayern auf der Donau ankam. Der Schiffer war mit dem Eise zu theuer, und mitlerweile kam ein warmer Wind, der die ganze Ladung in einer Stunde zu Wasser machte.

Ich will noch etwas von dem östreichischen **Weinwachs** bemerken. In den 2 südlichen Vierteln jenseits der Donau ist der Weinstock weit ergiebiger, als in den 2 Vierteln ob- und unter dem Wiener Walde. Aber der Wein jenseits der Donau ist auch von weit schlechterer Güte, als diesseits. Denn er verbessert sich gar nicht durch die Zeit, hält sich nur etliche Jahre, und muß jung weggetrunken werden: anstatt daß derjenige, der auf der Südseite der Donau wächset, und **Gebürgwein** heisset, alt werden muß, und sich immer verbessert. Wenn dieser 10 oder 20 Jahre gelegen hat, ist er dem Rheinwein gleich, wo er ihn nicht gar übertrift. Daher ist es von Alters her verboten, daß der Wein von der Nordseite, welcher schlechthin **Donauwein** genannt wird, nicht über die Donau in die 2 südlichen Viertel geführet werden darf. Es geschiehet aber doch seit etlichen Jahren durch Nachsicht der Obrigkeit, und wegen der starken Mauth, die von dem Donauwein bey der Ueberfuhr entrichtet werden muß: wodurch sich die landesfürstlichen Einkünfte vermehret haben. Allein alle Gastwirthe in den beyden südlichen Vierteln kaufen nunmehr den schlechten und ganz wohlfeilen Donauwein, welchen sie entweder mit ungarischen oder mit Gebirgwein vermischen, und ausschenken: wodurch der Weinbau in den 2 südlichen Vierteln grossen Schaden leidet. Der ärmste Bürger zu Krembs, Klosterneuburg, Baden, Neustadt, Bruck, und an andern Oertern mehr, hat für etliche 100 Gulden Wein im Keller liegen,

liegen, zu welchem er keine Käufer finden kann; folglich in seiner Nahrung sehr zurückgesetzt wird: anstatt daß er sonst alle Jahre den gekelterten Wein ohne Mühe verfil-bern konnte.

In den kaiserl. königl. Erblanden giebt es dreyerley Arten Weintrauben, rothe, blaue und weisse. Die röthlichen sind anfänglich weiß; werden aber von der Sonne roth gefärbet. Diese Art zeitiget sich am leichtesten, ist am süssesten, und giebt wegen der dünnen Haut den meisten Saft; wird also auch am häufigsten angebauet. Von dieser Art kommt der gewöhnliche gelbliche Wein. Die blauen Trauben geben den rothen Wein; werden aber in Tyrol, Inneröstreich und Ungarn mehr angebauet, als in Niederöstreich. Die Weingebirge bey Ofen sehen auch viele Meilen weit ganz blau aus. Die weissen Trauben sind von mancherley Art. Zu ihnen gehören auch die Muscatellertrauben, die den köstlichen Muscatellerwein geben. Sie erfodern aber ein besonderes Erdreich und viel Sonne; können also nur an wenig Orten gebauet werden. Die östliche Seite des Kalenberges bey Grinzing herum ist fast mit lauter Muscatellertrauben bedeckt; doch hält sich dieser Wein nicht so lang als der gewöhnliche östreichische Wein. In Ungarn ist die Weinlese alle Jahr viel später als hier, nämlich erst nach Allerheiligen. Denn die Ungarn finden gut, daß der Reif über den Wein geht: und die Erfahrung lehret, daß sie Recht haben. Alles, was beym Keltern übrig bleibt, ist brauchbar. Die Träber dienen nicht nur zur Mästung der Schweine, (wie dort im Evangelio dem verlornen Sohn,) sondern haben auch eine heilsame Kraft. Sie gerathen nämlich von selbst in eine starke Gährung, und werden ganz heiß: alsdenn brauchet man sie zu Bädern, die eine starke auflösende Kraft haben, und oftmals die Lähmung der Glieder heilen. Man machet aus den Trauben auch Branntewein, der höher gehalten wird als derjenige, welchen man aus der Weinmutter, das ist, aus dem dicken und schlam-

migten Wesen, welches sich auf dem Boden der Weinfässer sammlet, und Läger heisset, bereitet. Die Kerne der Weinbeeren werden bey schlechten Jahren gemahlen, und unter das Mehl gemischet, woraus das Landvolk Brodt backet. 1760.

In Oestreich ist der beständige Staub eine grosse Unbequemlichkeit. Die Oberfläche des Erdbodens bestehet aus einer leichten Kreideerde, die der geringste Wind emporhebet, und über die Häuser wegführet. Wenn heute ein Platzregen fällt, so staubet es morgen schon wieder eben so heftig, als wenn in andern Ländern der Regen des Sommers etliche Monate ausgeblieben ist. Die Bäume an der Heerstrasse sehen nicht grün, sondern weiß aus, weil sie dicke mit Staub bedecket sind. Diese Beschaffenheit des Erdreichs erstrecket sich tief in Ungarn hinein, und der beständige Wind vermehret die Unbequemlichkeit. 1760.

Die geringern Städte im Lande unter der Ens, als Ips, St. Pölten, u. a. m. sind weit besser gebauet und reiner, als die grossen Städte in Westphalen, und als viele ansehnliche Oerter in Niedersachsen, als welche in hiesigen Gegenden weiter nichts als grosse Dörfer seyn würden. Osnabrück, Minden, Hildesheim, Einbeck, u. a. m. sind nicht so sauber und rein als die meisten östreichischen Dörfer. 1761.

Sie führen bey den meisten westphälischen und niedersächsischen Ländern alle landtagsfähigen Güter an, und die hiesigen übergehen Sie größtentheils: da doch ein geringer Meyerhof hieselbst oft mehr einträgt, und ansehnlichere Gerechtsame (die Landtagsfähigkeit bey Seite gesetzt,) besitzt, als dort ein hochadeliches Rittergut; so groß auch die westphälischen und niedersächsischen Edelleute

dar-

darauf thun. Ich kann aus der Erfahrung versichern, daß ein mittelmäßiges Gut im östreichischen Kraise allemal mehr einträgt, als 10 ansehnliche Güter in Niedersachsen und Westphalen; etwan Hollstein, Ostfriesland und die Rheinländer ausgenommen. Die Ursachen sind in der Fruchtbarkeit des Landes, in der Schönheit des Climatis, in den Vorrechten des östreichischen Adels, in dem langen Genusse des Friedens, oder, daß ich recht sage, in der langen Entfernung des Krieges, und in andern Umständen zu suchen. Alle liegende Gründe in Oestreich werfen jährlich 5 bis 6, ja wohl 7 pro cento ab; in Norddeutschland aber kaum halb so viel. Eben deswegen kann der hiesige Adel eine grössere Figur machen, als mancher Reichsfürst. Die gelinde Regierung machet den Adel auch reich. 1760.

Die Ausdrücke **Landl, Landler**, u. s. w. bedeuten in Wien ungefähr das, was zu Paris durch Province, Provincial, Provinciaux, angezeiget wird; nämlich, was ausser der Hauptstadt lieget, und diejenigen, welche nicht in derselben ansäßig sind. Daher können die Leute aus dem Lande ob der Ens diese Beynamen kaum im Scherz vertragen. 1760.

5.

Ich kann gar nicht rathen, daß Sie sich mit Beschreibung der kaiserl. königl. hohen Collegien lang aufhalten, denn wir haben keinen standhaften Fuß, sondern es geschiehet oft eine Veränderung derselben. Vor kurzer Zeit ist die Repräsentation und Kammer aufgehoben, und theils dem Directorio in publicis, theils dem Directorio in cameralibus einverleibet worden. Der grosse niederländische Rath ist eingezogen, und mit dem wälschen Rath verbunden worden. Die Regierung, das ist, die Justiz-

kanzley,

kanzley, für das Erzherzogthum Oestreich, war unter Kaiser Karl dem sechsten mit ihrem Statthalter unabhängig, Ihro Majestät die itzt regierende Kaiserin aber haben die ganze Regierung mit dem Statthalter aufgehoben. Vor kurzem ist wieder eine Regierung mit einem Statthalter errichtet worden, sie stehet aber unter der obersten Justitzstelle. Zur Zeit Kaisers Karl des sechsten war das Generalkriegescommissariat ein sehr ansehnliches Collegium, und hatte in der Militärwirthschaft die Oberaufsicht über die ganze kaiserliche Armee in allen Landen; doch dependirte es von dem Hofkriegsrath und von der Hofkammer. Die Kaiserin erhob es gar zu einer immediaten und independenten Hofstelle. Vor ungefähr einem Jahr aber wurde dieses Collegium aufgehoben, und der Rest davon ist unter das Directorium in publicis et cameralibus gebracht worden. Der Codex Austriacus enthält die vormalige gute Einrichtung der Gerichtshöfe und andere Stellen; jetzt aber lassen Ihro Majestät durch 4 der gelehrtesten Männer einen Codicem Theresianum verfertigen, welcher die heutige Verfassung anzeigen, und einen standhaften Fuß auf immer festsetzen soll; daher zu wünschen wäre, daß er nun bald zu Stande kommen mögte, zumal da man schon 4 bis 5 Jahre daran arbeitet. Es ist aber zu besorgen, daß das ganze Werk zuletzt doch noch wohl ins Stecken gerathen werde. 1760.

6.

Zu der erlangten Postfreyheit wünsche ich Glück, *) aber dieselbe gehet nicht auf die kaiserl. königl. Länder, denn der Graf Par will mit den Postmeistern im Reich keine Rechnung und Gegenrechnung gestatten. Hieraus folget zweyerley. Erstlich, wer zu Wien auf die Post einen Brief ins Reich bringet, muß das Postgeld durch das Oestreichische bis an die Gränze entrichten, der Brief mag franquirt seyn oder nicht. Wenn er weiter als das Oestrei-

*) Sie war ungegründet.

Oestreichische gehet, kann man hier nicht einmal das Postgeld bezahlen, wenn man gleich gern will. Zweytens, wer hier einen Brief aus dem Reich empfängt, muß von der östreichischen Gränze an bis hieher das Postgeld entrichten, es mag auf dem Briefe franco stehen oder nicht. So kostete z. E. Dero letztes Schreiben 1 Gulden 4 Kreutzer, obgleich franco darauf stand. Und wenn jemand im Reich auf seine Briefe z. E. franco Nürnberg setzet, so muß er doch in der That das Postgeld bis an unsere Gränze bezahlen. 1760.

7.

Ich habe bey der hiesigen Universität eine gute Einrichtung bemerket, welche werth ist nachgeahmet zu werden. An Sonn- und Feyertagen halten die Professoren der Philosophie, besonders der Mathematik und Naturlehre, in den philosophischen Hörsälen öffentliche academische Vorlesungen, begleitet von Versuchen für Manufacturisten, Fabrikanten, Handwerksleute und Handwerksburschen. Der Nutzen derselben ist groß. Mancher lernet in einer einzigen Stunde einen abgekürzetern Weg, oder einen guten Handgriff, den er in einer Reihe von vielen Jahren kaum würde entdecket haben. Sie lernen auch viele Mißbräuche einsehen, welche sie für wesentliche und nothwendige Dinge gehalten haben, weil man sie es also gelehret hat. 1760.

8.

Sehr viele Wörter, ja ganze Redensarten haben im östreichischen und in den benachbarten Reichskreisen einen ganz andern Sinn, als in Unterdeutschland, wie folgende Proben zeigen.

Schmecken, gustare, heisset hier riechen, wie der Engländer smell.

Schaffen, creare, agere, heißt hier befehlen, jubere.

Die

Die Nacht, Nox, hier der Abend, Vespera, wie der Engländer Night.

Bastey, ein Bollwerk, hier der ganze Wall.

Der Fraß, esus, hier die Epilepsie.

Bube, ein Scheltwort, hier ein Knabe.

Das Sonderbarste ist, daß man hier anstatt ich bat, fand, lief, stieß, ritt, grif, roch, schloß, schlug und sprang, saget, ich bittete, ich findete, ich laufete, ich stossete, ich reitete, ich greifete, ich riechete, ich schliessete, ich schlagete, ich springete. So spricht man nicht nur, sondern so schreibet man auch; doch findet man es bey guten östreichischen Schriftstellern nicht. Am meisten befremdet mich, daß die östreichische Mundart ungemein viel Wörter, Redensarten und Züge der Gedanken mit dem Engländischen gemein hat, da doch sonst die östreichische Aussprache von der engländischen himmelweit unterschieden ist. Folgende Beyspiele zeigen es.

Weib, saget man hier von keiner sehr geringen Frauensperson, sondern man braucht es, so wie in England, von einer verehelichten Frau. Der Vornehmste sagt, mein Weib.

Gieb mir ein Brodt, ein Wasser, einen Wein, ꝛc. saget man hier und in England, nicht, gieb mir Brodt, Wasser, Wein.

Der König ist fischen gegangen, wie der Engländer, the King is gone a fishing, nicht, der König ist hingegangen zu fischen.

9.

Aus London vom 7ten Jun. 1765. Im vorigen Jahr kaufte ein englisches Schiff auf der Goldküste in

Guinea zwey weisse Sclaven, welche fremd gekleidet waren, und eine ganz unbekannte Sprache redeten. Sie wurden der hiesigen afrikanischen Handelsgesellschaft geschicket. Man rief einen Mann aus Oberegypten, der sie zwar anfänglich sehr wenig verstehen konnte, aber ihnen seit 8 Monaten schon viel von seiner Sprache beygebracht hat. Diese beyden Leute sind wahrscheinlich aus dem Mittelpunct von Afrika, woselbst, nach ihrer Beschreibung, ein gesittetes, fruchtbares, und mit vielen volkreichen Städten angefülletes Land ist.

10.

Da man hier Neuerungen liebet, so ist man auf die Gedanken gekommen, das Verbot der Einfuhr fremder Waaren entweder wieder aufzuheben, oder doch zu mildern. Die Berathschlagungen darüber haben merkwürdige Schriften veranlasset. Die erste ist, **Handlungsgrundsätze zur wahren Aufnahme der Länder, aus der Natur und Geschichte untersucht.** Freyburg, 1768. (Wien 1773.) Die Verfasser sind der Staatsrath **Cresel**, der Hofrath **Blank**, und der Regierungsrath **Hägelein**, welche das Verbot ganz aufheben wollen. Die zweyte ist eine Widerlegung der ersten, und heisset, **Beytrag zur Berathschlagung über die Handlungsgrundsätze** ꝛc. Cosmopolis, 1768. (Wien 1773.)

11.

Die Stücke 28 bis 34 ihrer wöchentlichen Nachrichten vom jetzigen (1774sten) Jahr haben fast 2 Monate unter der Censur gelegen, und man wollte eines davon, wegen

wegen des Artikels Venedig, verbieten, so behutsam und bescheiden derselbe auch abgefasset ist. (Taube hatte mir den Stoff zu demselben geschrieben.) Die Censur machte darüber gar einen Vortrag an den Hof, bekam aber abschläglichen Bescheid. Daß man aber die freymüthigen Briefe an den Grafen V. über den Zustand der wienerischen Universität, Schulwesens und Gelehrsamkeit, hier verboten hat, ist ganz begreiflich. Der Staatsrath Freyherr von Gebler, welcher vor 12 Jahren als holländischer Gesandtschaftssecretär in Berlin stand, ist über diese Briefe so erzürnt, daß er einige Buchdrucker zu Frankfurt und Leipzig sogar gerichtlich hat verhören lassen, um den Verfasser zu entdecken, welches aber vergeblich gewesen. Endlich hat er zuverläßig erfahren, daß diese Briefe zu Lindau gedrucket, und von da in die Schweitz geschicket worden. Obschon Herr Mieg, der hiesige holländische Gesandtschaftssecretär, durchaus nicht der Verfasser seyn will, so schliesse ich doch aus vielen besondern Umständen, mit der größten Gewißheit, daß er diese satirischen Briefe geschrieben hat.

12.

Als der türkische Gesandte am vorigen Sonntag, den 17ten dieses, zum erstenmal in der Opera war, rückte nach 8 Uhr die gewöhnliche Stunde zum Gebet heran, welche er in der Loge vor dem Volk mit seinem Iman sehr andächtig und rührend verrichtete, sonst aber betete keiner von seinem Gefolge.

13.

Man hat sich hier sehr gewundert, daß Sie vom Professor Popowitsch so genaue Nachrichten haben, als

als sie in den wöchentlichen Nachrichten mittheilen, und sie sind mit Vergnügen und Beyfall gelesen worden.

Im Sept. 1775. Der öffentliche Verkauf seiner zahlreichen Büchersammlung ist am 8ten Jänner angegangen, und ob sie gleich nicht viel gute und seltene Werke enthält, so werden doch alle Bücher ungemein theuer verkauft, wie Epictets Lampe. Hier schätzet man einen Gelehrten erst wenn er todt ist. 1776.

14.

Was Sie im 23sten Stück S. 178 von den Vorrechten eines römischen Kaisers anführen, hat gemacht, daß dieses Stück über sechs Wochen unter der Censur geblieben; und das 27ste Stück lieget auch seit 4 Wochen in der Censur. Im September 1775.

Anmerkung. Der Inhalt der für bedenklich gehaltenen Artikel dieser und anderer Stücke des dritten Jahrganges meiner wöchentlichen Nachrichten war aus Taubens Briefen gezogen.

15.

Als Leibnitz hier war, ward ihm die Einrichtung einer gelehrten Gesellschaft, nach dem Muster der londoner und Pariser, aufgetragen. Er arbeitete auch einen Plan zu derselben aus, dessen Ausführung aber der Krieg hinderte. Vor ungefähr 15 Jahren suchte man den leibnitzischen Plan wieder auf, konnte ihn aber nirgends finden. Es ward also einem gelehrten Mann aufgetragen, einen neuen Entwurf zu machen. Dieser schickte die Bedingung voraus, alle Jesuiten auszuschliessen, so daß keiner von ihnen Mitglied der künftigen Gesellschaft, und

ihnen

ihnen also die Gelegenheit abgeschnitten würde, alles nach ihrem Sinne einzurichten. Weil aber die Jesuiten damals die Patres omnipotentes waren, die in allen Geschäften die Hand hatten, so wurde diese Bedingung gleich verworfen. Als der Jesuiterorden aufgehoben war, und das Vermögen der Collegien desselben in den kaiserl. königl. Erblanden untersucht wurde, beschloß man 1774 zum drittenmal zu Wien eine Gesellschaft der Wissenschaften zu errichten, und einen Theil der Einkünfte der Jesuiten zu derselben anzuwenden. Dem Staatsrath Baron von Cresel, einem gebornen Böhmen, wurde wegen seiner Einsicht, Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit aufgetragen, den Entwurf zu der Gesellschaft zu machen. Dieser kam im Maymonat 1775 zu Stande, und nun ward er dem kaiserl. königl. Hofastronom Maximilian Hell zur Ausführung übergeben, welcher sich dazu 3 Jahre Zeit ausbat. Man gedachte zugleich an einen hinlänglichen Fonds für die Gesellschaft, weil die Jesuitergüter auf eine andere Weise gebrauchet wurden. Die deutschen Stände entschuldigten sich durch ihr Unvermögen, daß sie sich nicht zu einen Beytrag erklären, die ungarischen Stände erboten sich zwar, einige tausend Ducaten jährlich dazu zu geben, verlangten aber, daß ein Drittel der Mitglieder allezeit aus gebornen Ungarn bestehen, und von diesen die Hälfte Protestanten seyn, die Gesellschaft auch vorzüglichen Fleiß auf die ungarische Geschichte, Sprache, u. s. w. wenden sollte. Diese Bedingungen wurden zwar angenommen, man wollte aber einen grössern Fonds, wenigstens von fünftausend Ducaten, oder achttausend Thalern, haben. Hell schlug das Calenderwesen dazu vor, und berechnete, daß dieses aus der ganzen östreichischen Monarchie jährlich an viertausend Ducaten eintragen müsse. Dieser Gedanke ward als gut angenommen und bestätigt; aber Hell versahe es in der Ausführung desselben. Denn weil

er

er selbst Verleger der Calender in der ganzen Monarchie seyn, und sie den Buchdruckern und Buchhändlern verkaufen wollte, so konnte er das grosse Werk nicht übersehen, geschweige den Verlag bestreiten. Dazu kam noch Trattners List. Denn weil dieser ein Privilegium auf den so genannten Krakauer Calender hatte, der in den hiesigen Ländern sehr beliebt ist, so ließ er dieses Privilegium bey Zeiten bestätigen, und druckete nun Calender in allen Formaten, insgesammt unter dem Titul, **Krakauer Calender.** Diese konnte er wohlfeiler verkaufen, verstund sie auch besser abzusetzen als Herr Hell: also blieb dieser mit seinen Calendern sitzen, und aus der kaiserl. königl. Gesellschaft der Wissenschaften wurde zum drittenmale nichts. Hiermit waren aber die ungarischen Stände nicht zufrieden, sondern wollten den versprochenen jährlichen Beytrag verdoppeln, und also auf eigene Kosten in Ungarn eine Gesellschaft der Wissenschaften errichten, deren Mitglieder lauter gelehrte Ungarn, zur Hälfte katholisch, und zur Hälfte protestantisch, seyn sollten. Auch hieraus ist nichts geworden. 1776.

16.

Aus Bosnien ist die Nachricht eingegangen, daß daselbst der dritte Mann zum Soldaten gemacht werde; welches einen ganz nahen Krieg andeutet. Wir werden nicht böse darüber werden, wenn sich der Krieg zwischen Rußland und der Pforte erneuert. Der letzte Krieg hat für Schießgewehr, Ochsen, Getraide, Wein und andere Dinge, Millionen Gulden sowohl von den Russen als Türken in die kaiserl. königl. Lande gebracht. Im März 1778.

II.

Persönliche.

Carl Granelli, welcherdie Topographiam Germaniae Auſtriacae 1759 erausgegebenhat, war ein Mailänder, und hatte von Deutſchland ſo viel Kenntniß als von den Ländern im Mond. Er hat auch keine Zeile von der Topographia gemacht, ſondern der Verfaſſer iſt der gelehrte **Jeſuit Aegidius Dornick** geweſen. Trattners Ausgabe iſt ganz verſtümmelt; denn es ſind nicht nur alle Charten weggelaſſen, ſondern auch die Beſchreibung von Böhmen, Mähren und Schleſien. 1760.

2.

Der Herr Baron von Kinkel, der jetzt kaiſerl. königl. Intendant zu Cleve iſt, hat allenthalben den Ruhm eines Menſchenfreundes und dienſtfertigen Mannes. Mir iſt lieb, daß er ſich als ein ſolcher auch gegen Sie, bey der Schenkung der biedermanniſchen Geſchlechtsregiſter der Fürſten, Grafen und Edelleute in Franken, bewieſen. Sie ſind aber auch der erſte aus dortiger Gegend, (Göttingen,) von dem ich ihn loben höre; denn als der Baron von Steinberg noch hier ſtand, vernahm ich, daß man ganz und gar nicht mit der Wirthſchaft zufrieden ſey, die der Baron von Kinkel in der 2ten Hälfte des 1757ſten Jahres als kaiſerl. königl. Commiſſär zu Hannover geführet hat. 1760.

3.

Am 21sten April 1775. Vor 3 Wochen kam Herr Leßing hieher, um zu versuchen, ob er hier unterkommen könne? Weil sich aber die Sache in die Länge ziehet, und sein Urlaub schon seit 8 Tagen zu Ende gegangen ist, so gehet er schon morgen nach Braunschweig zurück. Man thut ihm allenthalben die größte Ehre an. Seit Ostern, da die Schauspiele wieder anfingen, werden keine andere als seine Stücke auf dem deutschen Theater aufgeführet, welche sich allezeit mit dem Jubelgeschrey, viva Leßing! viva Leßing! enden; ja am 9ten dieses wiederholete das Volk sein Geschrey, und verlangte Herrn Leßing zu sehen, welcher sich denn mit Erröthen öffentlich zeigen mußte, worauf eine viertel Stunde lang che viva! gerufen wurde.

Am 26sten April. Herr Leßing ist erst gestern von hier gegangen; er kommt aber in 2 Monaten wieder, vermuthlich um die Frau König zu heirathen, die Witwe des Kaufmanns König aus Hamburg, der vor 6 Jahren mit vielen Sammet- und Seidenwebern hieher kam, und mit einem Vorschuß der Commerzcasse Manufacturen anlegte. Leßing ist in dem lichtensteinischen und andern fürstlichen und gräflichen Häusern zur Tafel gezogen worden. Der Staatsrath Gebler war sein getreuer Gefährte. Herr von Sonnenfels suchte seine Freundschaft eifrig, aber Leßing wollte nichts mit ihm zu thun haben, weil er in den klotzischen Briefen von Sonnenfels beschuldiget worden, daß er ein böses Herz habe, welches er ihm nicht vergessen kann.

Am 24sten May. Als Leßing nach Braunschweig zurücke gehen wollte, empfing der Prinz Leopold von

Braun-

Braunschweig, der hier war, den Befehl von Hause, nach Padua zu reisen, und Leßing zu seinem Gefährten mit zu nehmen, welches auch am Tage darauf geschahe. Der Prinz kommt mit ihm in diesen Sommer wieder nach Wien. Aus der Heirath, von welcher ich neulich schrieb, wird wohl nichts werden, weil Madame König vorgestern nach Hamburg zurückgekehret ist, und ihrem Buchhalter Hornborstel aus Hamburg ihre hiesige Manufactur eingeräumet hat. Leßing hat sich hier allenthalben braunschweigischer Justitzrath genannt und geschrieben. Es scheint, daß er ein unruhiger Mann sey.

Sigismund Streit,

vornehmer Kaufmann zu Venedig, aus Berlin gebürtig.

Eingang.

Der Mann, dessen Geschichte ich entwerfe, ist merkwürdig, weil er sich aus dem geringen Zustande seiner Eltern, durch Mühe, Arbeit und Vertrauen auf Gott, zu Ansehn und Vermögen empor geschwungen, beydes sich in einem entfernten fremden Lande erworben, und sein erlangtes Vermögen auf die nützlichste Weise angeleget hat.

Seine Jugendgeschichte.

Sigismund Streit wurde 1687 am 13ten April zu Berlin von seiner Mutter **Eva Maria Melzow** geboren. Seine Geburt versprach ihm keine Vorzüge in der Welt, denn sein Großvater war zu Spandau ein Schmidt gewesen, und sein Vater, **David Streit**, war ein Bürger, Hufschmidt und Bierbrauer in Berlin. Dieser war zwar für einen Handwerksmann seiner Art in einem ganz guten Zustande, welches daraus zu schliessen, weil er, ungeachtet er verschiedene Kinder gehabt und erzogen, dennoch so viel hinterließ, daß von dem Erbtheil, welches unser **Streit** nach seiner Eltern Tode 1715 nach Venedig geschickt bekam, funfzig Thaler Abzugsgeld erlegt werden mußten, daher es in 500 Thalern bestanden haben wird: allein er konnte doch seinem Sohn **Sigismund** keine Erziehung geben, welche ihm Ansehn in der

Welt verschaffet hätte. Und doch wollte er einen Gelehrten aus ihm machen lassen. Es ist ein gemeiner Fehler der Handwerksleute, daß sie ihre Söhne gern studiren lassen, und ein Unglück, daß sie dieselben am meisten dem Predigtamt widmen, welches doch Leute von vorzüglichem Kopf und Geschmack, von edler Gesinnung, und von feinen Sitten erfordert, wenn es zur Ehre der Religion, und zum gemeinen Nutzen, wohl verwaltet werden soll. Sie sehen aber gemeiniglich nur auf ein gutes Gedächtniß, und wenn dieses auch nur mit einer kaum mittelmäßigen Fähigkeit zum Denken und Urtheilen verbunden ist, so sind die meisten Lehrer in Schulen und Kirchen sehr geneigt, die Eltern und Kinder aus dem Handwerksstande in ihrer Studirabsicht zu stärken. So ging es auch mit unserm **Sigismund Streit.** Sein Vater schickte ihn in das Gymnasium des grauen Klosters, ich weiß aber nicht, in welchem Jahr es zuerst geschehen, finde aber in der Matrikel, daß er 1700 im November zum zweymal in dasselbige, und zwar in die zweyte Klasse, eingeführet worden. Er selbst erzählet in einem Briefe, daß er, (von unten auf) durch alle Klassen, bis zur zweyten gegangen sey, ungeachtet er nicht zu der vierten fähig gewesen. Er klaget die damaligen Lehrer des grauen Klosters an, daß sie, durch die ihm angedichtete Fähigkeit zum Studiren, seinem Vater geschmeichelt, und diesen guten Mann, der es nicht beurtheilen können, gewiß überredet hätten, ihn auf eine Universität zu schicken, wenn derselbe nicht vor der Zeit gestorben wäre. Er selbst saget bey dieser Gelegenheit die grosse Wahrheit, daß es besser seyn würde, wenn die meisten Studirenden entweder ein Handwerk lerneten, oder dem Pfluge nachgingen. Es gehöret in der That zu den sichtbarsten Mängeln des gemeinen Wesens, daß die Obrigkeiten nicht durch einsichtsvolle Männer bestimmen lassen, wer studiren und nicht studiren soll? Streit war gewiß ein guter

Kopf,

Kopf, aber kein Kopf für die Wissenschaften, auf welche auch seine eigene Wahl nicht fiel.

Als sein Vater gestorben war, folgte er seiner Neigung, entschloß sich ein Kaufmann zu werden, und sein Glück ausser seinem Vaterlande zu suchen. Dieser Entschluß war nicht leichtsinnig, denn er kennete sich schon in seiner ersten Jugend sehr gut. Er war von der Kindheit an etwas harthörig, sehr scorbutisch und schwach, und fürchtete, daß er sein Brodt werde erbetteln müssen, ja daß er auch dazu kaum fähig seyn mögte. Doch er ermannete sich, und beschloß, entweder es zu etwas in der Welt zu bringen, oder zu sterben, denn zu seiner und seiner Familie Schande herum zu irren, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Er ging 1701 nach Altona an der Elbe, weil er daselbst einen Verwandten hatte, übete sich im Schreiben, Rechnen und Buchhalten, und übertrieb fast seine Kräfte. 1704 trat er als Lehrling in das Expeditionsgewerbe des Herrn **Dirks**, und nachgehends kam er eben daselbst zu Herrn **Ettler**. Von hier ging er nach Leipzig, und von da zu Fuß nach Venedig. Diese Reise ward ihm sehr sauer. Bey Tage aß und trank er Brodt und Wasser, des Abends genoß er für anderthalb Groschen warme Speisen, und des Nachts schlief er auf einem Heuboden. Und ungeachtet dieser grossen Sparsamkeit mußte er doch, um der nothwendigsten Nahrung willen, seine silberne Schnallen, seinen Mantel und Degen, ja selbst seine Hemden, bis auf zwey Stücke nach, verkaufen. Aber, wer der Neigung, die sein Kopf verursachet, ich will sagen, wer seinem natürlichen Beruf folget, läßt sich durch keine Schwierigkeit abschrecken. **Streit** kam gegen das Ende des 1709ten Jahres glücklich nach Venedig, Gottes Vorsehung verschaffte ihm eine Condition, und er war einige Jahre lang Kaufmannsdiener in einer Schreibstube. Was er während dieser und in der folgenden Zeit ausübte, das fand er so nützlich, daß er es hinwieder andern anrieth. „Ein junger Mensch,„ sagt

er

er in einem Briefe, „der Krämerey lernen will, findet „dazu allenthalben Gelegenheit. Will er aber Handlung „lernen, nemlich in der Schreibstube (Comptoir) eines „Kaufmanns, so rathe ich nicht leicht, daß er sich zu „einem Banquier begebe; denn dergleichen Gewerbe „dereinst selbst anzufangen erfordert ein grosses Kapital. „Besser ist, sich wahrer Handlung zu ergeben, insonder„heit der Commißionshandlung, da man von seinen „Freunden den Auftrag erhält, gewisse Waaren einzukau„fen und zu verkaufen. In solchem Geschäft lernet man „alles, was in der Handlung vorgehet, und man kann „für sich selbst dergleichen mit einer geringen Summe „anfangen. Hamburg, Amsterdam, und vornemlich „London, sind Städte, in welchen man etwas rechtschaffe„nes lernen, und mit der Zeit sein Glück machen kann. „Hier haben sich viele geringe Leute eine Vermögen erwor„ben.„ Er selbst war nun zu Venedig, und sahe sich durch verschiedene Umstände genöthiget, 1715 selbst als Kaufmann etwas zu versuchen.

Fängt eigenen Handel an.

Der Versuch wurde gemacht, aber mit vielen Thränen. Er hatte weiter kein Vermögen in Händen, als 1026 Rthlr. 7 Gr. brandenb. Geldes, welche zu Venedig 1241 Thaler 16 Gr. Current ausmachten. Daher arbeitete er beständig, und lebte äusserst sparsam. Es war kein Mensch vorhanden, den er auch nur um ein Darlehn von funfzig Thalern anzusprechen gewagt hätte. „Gott wollte,„ sagte er, „daß ich allein von „ihm abhangen sollte, und ich vertraute ihm.„ Dieser beschriebene Weg, den er betrat, war der sicherste, auf welchem er zu etwas zu gelangen hoffen durfte, und es ist ihm auch gelungen. Er hat klein angefangen, ist nach und nach immer weiter gekommen, hat niemals einen Thaler

Zinsen

Zinsen bezahlet, sich jederzeit vor dem Wechselschwindel gehütet, hingegen in Bezahlungen die Pünctlichkeit der größten Häuser beobachtet, und dadurch Credit erlangt. Ein junger Mann, der sich durch tausend Schwierigkeiten durcharbeitet, ohne fremde Unterstützung fortkömmt, und etwas erwirbet, muß sich gefaßt halten, Neid und Haß zu erfahren. So ging es auch unserm Streit, dessen Neidern es vortheilhaft war, daß er, wegen seines schwachen Gehörs, wenig sprach. Es konnte ihn aber nichts muthlos machen, und jedermann mußte bekennen, daß er ein ehrlicher Mann sey, welches ihm schon genug war. Er litte manchen Verlust und Schaden, aber keiner stürzte ihn, denn er hatte immer so viel Ueberschuß, und ging mit solcher Vorsichtigkeit und Klugheit zu Werke, daß ihn widrige Zufälle nicht unglücklich machen konnten. Er wagte auch nicht alles, was die vorkommende Gelegenheit darbot, und begnügte sich mit der anständigen kaufmännischen Lebensart. Unterschiedene seiner Correspondenten thaten ihm aus guter Meynung glänzende Vorschläge, er widerstand aber dieser Versuchung, und war zufrieden, daß er sein Vermögen nach und nach etwas vermehrte. „Mein Beyspiel,„ sagte er gelegentlich; „kann junge Leute überzeugen, daß man in jeder „Lebensart, der man sich widmet, es zu etwas bringen „kann, wenn man nur Ehrfurcht vor Gott, und Ver„trauen zu demselben hat, den ersten Stein wohl leget, „seine Kunst gründlich erlernet, fleißig nachdenket, spar„sam und ehrliebend lebet, nach und nach Stufenweise „höher steiget, und ungeachtet der nicht ermüdenden Ar„beitsamkeit, sein Glück nicht zu übertreiben sucht.„ Weil er nicht für rathsam und nöthig hielt sich zu verheirathen, auch unter seinen Verwandten keinen fand, der auf eine vernünftige Weise die Familie in Aufnahme zu bringen Willen und Fähigkeit zeigte, so ergrif er, wie vorhin gesagt worden, nicht alle günstige Gelegenheiten

zur

zur Erwerbung eines grossen Vermögens, sondern war mit einem mäßigen zufrieden.

Was eben von seinen Anverwandten gesagt worden, verdienet eine kurze Erläuterung. Als er 1724 eine weitläuftige Reise durch Deutschland und Holland nach England unternahm, ging er auf derselben auch nach Berlin, um zu untersuchen, ob unter seinen Verwandten solche wären, für welche etwas zu erwerben der Mühe werth sey? Allein er fand unter ihnen keinen, der zum Denken fähig und willig war, und er war doch der richtigen Meynung, daß nur solche Leute, welche ihre Köpfe anzustrengen, auch fleißig zu arbeiten, und sich und ihre Familien empor zu bringen willig sind, eine Unterstützung verdienten. Ob er sich nun gleich auch nachher viele Mühe gab, sie durch Briefe zu ermuntern und in Ordnung zu bringen, so waren doch solche Versuche vergeblich. Es schmerzte ihn gar sehr, daß unter seinen Verwandten kein einziger war, mit dem er in Briefen vernünftig reden konnte, weil keiner in seiner Jugend vernünftig zu denken, und sich schriftlich gut auszudrücken, gelernet hatte. Er richtete aber doch sein Augenmerk insonderheit auf die Kinder seines verstorbenen Bruders **Benjamin**, weil dieser sich auch, wie er, aus dem Vaterlande weg begeben, und etwas über den Stand des gemeinschaftlichen Vaters erhoben hatte, und ließ sich davon nicht abhalten, daß derselbige es wagte, ihm gerade im Anfang seiner eigenen Handlungsgeschäfte, den dritten Theil seines kleinen Erbtheils zu entziehen. Er schenkte der einzigen Tochter desselben, zu ihrer Verheirathung in Hamburg, eine Mitgabe von 4000 Mark Banco, und einen Sohn desselben, der in Berlin Krämerey gelernet hatte, schickte er mit Empfehlung nach Hamburg, Amsterdam, London und Paris, unterhielt ihn daselbst auf seine Kosten, und ließ ihn hierauf zu sich nach Venedig kommen, in der Meynung, daß er ihm in seinem Alter zur Stütze dienen, zum Besitz seines Vermögens gelangen, und seinen Han-

del

del fortsetzen sollte. Aber auch dieser ward und betrug sich nicht nach seinem Sinn, daher er sich von ihm losmachte, wiewohl er doch nachher bey seiner Hauptstiftung in Berlin noch zwey tausend Thaler niederlegte, deren Zinsen ihm auf Lebenslang zum nothdürftigen Unterhalt gereichet werden sollten.

Beschliesset, sein Vermögen zu frommen Stiftungen anzuwenden.

Also fing er an zu beschliessen, daß er sein erworbenes Vermögen an fromme Stiftungen verwenden wolle, konnte aber lange nicht zu einem festen Entschluß kommen, ob er es an Kirchen, oder Schulen, oder Hospitäler, oder Armencassen schenken solle? Ueberhaupt sahe er seinen Vorsatz als eine besondere Schickung Gottes an, und versicherte, daß ihn kein Hochmuth dabey leite, keine eitle Absicht, sich ein Gedächtniß seines Namens zu stiften, sondern, wenn es möglich wäre, so wünschte er, daß eine seiner Hände nicht wissen mögte, was die andere thäte. Es ist freylich schwer zu verhüten, daß sich in die guten Absichten der Menschen keine Eitelkeit mischet, es schadet aber auch diese Einmischung nicht, sondern stärket und vermehret die Triebfedern. Und so wie die göttliche Weisheit sich auch der Fehler der Menschen zu guten Absichten bedienet, also weiß sie auch den Schaden derselben zu vermindern und zu tilgen.

Seine Stiftungen für das berlinische Gymnasium zum grauen Kloster.

Herr Streit, der nunmehr bey sich festgesetzt hatte, frommen Anstalten aufzuhelfen, gedachte vorzüglich an sein

sein Vaterland, an seine Geburtsstadt, und endlich an die Schule, in welcher er als Knabe gelernet hatte. Er schrieb also am 29sten Jänner 1751 an den damaligen Rector des berlinischen Gymnasiums, Herrn **Bodenburg**, den jüngern, und entdeckte demselben etwas Weniges von seinen Absichten. Mit diesem ersten Briefe fängt nun eine grosse Reihe seiner Briefe an, welche bis auf das 1775ste Jahr fortgesetzet worden, und aus welchen ich die Materialien zu dieser Schrift, nicht ohne Mühe, gesammlet habe. In dem genannten ersten Briefe, und in dem zweyten vom 16ten April, saget er, er sey ein geborner Berliner, und habe das berlinische Gymnasium in seiner Jugend besucht. — Vor einem Jahr habe er seine allezeit mit Ehren geführte Handlung aufgegeben, und könne nun von dem, womit ihn Gott bey grosser Mühe, Arbeit und Widerwärtigkeit gesegnet, in seinem angegangenen hohen Alter bequem leben, wenn es Gott gefallen werde, ihm das Erworbene bis an sein Ende zu lassen. Er glaube, es sey nun Zeit, im Ernst sein Haus zu bestellen, weil er schon im 64sten Jahr lebe. Hierzu habe er guten Rath nöthig, und deswegen wende er sich an den Herrn Rector. Er sey nicht willens, seine Verwandte zu übergehen, sondern sie sollten insgesammt von ihm bedacht werden, ungeachtet sie ihm wenig Muth eingeflösset hätten: doch wünsche er auch andern evangelischen Christen nützlich zu seyn, weil er das, was er besitze, bloß durch offenbaren Beystand Gottes erlanget habe. Welchen Weg er aber erwählen, und wie er es angreifen solle? das wisse er nicht. Seine jetzige Meynung wäre, jährlich 2, 3 oder 400 Thaler mehr oder weniger, zu geistlichen Stiftungen in seinem Vaterlande nach seinem Tode zu lassen. Das berlinische Gymnasium sey zu seiner Zeit in Flor gewesen, und von vielen auswärtigen Landeskindern besucht worden. Solchen jungen ausserhalb Berlin gebornen Leuten, die fromm, tugendhaft, wohlgesittet, fähig, lehrbegierig und fleißig wären, wünsche

er fortzuhelfen, sie mögten übrigens studiren was sie wollten. Dadurch hoffe er dem Gymnasium einen Zuwachs, und unbemittelten jungen Leuten Gelegenheit zur Zubereitung auf die Universität, welche in kleinen Städten fehle, zu verschaffen. Die berlinische Jugend müsse sich ohnedem schon in dem Gymnasium einfinden. Er sey auch nicht abgeneigt, an die Lehrer und derselben Witwen zu denken. Hätte er ein Vermögen von einer Million, so würde er es für Glückseligkeit achten, dasselbige herzugeben, um der Bedürfniß der genannten Personen auf einmal abzuhelfen, und in vielen Städten und Dörfern seines Vaterlandes etwas Nützliches zu stiften, auch verarmten Familien, alten Männern und Frauen zu helfen, und arme Studenten, die mit bester Hoffnung von der Universität zurück gekommen, in den Stand zu setzen, daß sie noch ein Paar Jahre entweder in fremde Länder reisen könnten, um daselbst mit gelehrten und rechtschaffenen Leuten umzugehen, oder noch für sich studiren, ohne sogleich Hauslehrer abzugeben. Auf solche Weise wünsche er gute Stützen für die evangelische Kirche zu erziehen, an welchen es gegenwärtig sehr fehle. Allein, was ihm Gott bescheret habe, reiche nicht so weit, er müsse es also dabey bewenden lassen, wenigen, und unter diesen nur den nothdürftigsten zu helfen. So lange er lebe mögte wohl kein Zufluß von ihm erfolgen, weil es in Venedig theuer zu leben sey, er schon viel Ausgaben, aber die Handlung ganz aufgegeben, und doch sein Vermögen noch nicht auf Zinsen angelegt habe. Er suche es aber in Deutschland unter zu bringen, damit es nach seinem Tode desto näher sey. Es sey schon ein kleines Kapital in Berlin, welches auf Gelegenheit warte, bey der churmärkischen Landschaft untergebracht zu werden, und eine gleiche Summe habe er hieher bestimmt, welche vertheilt zur ersten Hypothek auf Landgüter ausgethan werden solle. Von den Zinsen wünsche er zu leben, nach

seinem

seinem Tode aber sollten sie verschiedenen zu gute kommen. So waren seine damaligen Gedanken beschaffen.

Nach vielen Unterhandlungen und Berathschlagungen, welche er mit dem Rector **Bodenburg**, und mit dem Hofrath und Stadtsyndicus **Wackenroder** anstellte, kam er endlich zu dem festen Entschluß, durch eine Schenkung unter Lebendigen, den Lehrern und Schülern des berlinischen Gymnasiums 10000, und den Wittwen der Lehrer 3000 Thaler zu widmen. Beyde Summen waren damals in den Händen des grossen hiesigen Kaufmanns Herrn **David Splitgerber**, (mit welchem Herr **Streit** in seiner Jugend vertraute Freundschaft unterhalten hatte,) und sollten bey der churmärkischen Landschaft für fünf Procent Zinsen untergebracht werden, welches auch geschehen ist. Die Schenkungsbriefe über beyde Summen hat er zu Venedig am 25sten October 1752 eigenhändig ausgefertiget. Die Direction beyder Stiftungen übertrug er dem jedesmaligen Probst an der berlinischen Pfarrkirche zu St. Nicolai, und dem jedesmaligen Rector des Gymnasiums im grauen Kloster: jener war damals der Oberconsistorialrath **Johann Ulrich Christian Köppen**, dieser der schon genannte **Johann Christian Bodenburg**. Er behielt sich aber auf Lebenslang den Genuß der Zinsen von den geschenkten Summen, und die Mitdisposition über derselben sichere Unterbringung vor. Er schrieb auf das Künftige folgende Anwendung der jährlichen Zinsen von den **zehntausend Thalern** vor. Die neun ordentlichen Lehrer des grauen Klosters sollten jährlich 90 Thaler zu gleichen Theilen: zwey geschickte Männer, welche die Directoren zu Lehrern in der Mathematik, Politik, Rechtsgelehrsamkeit und Latinität erwählen würden, hundert Thaler, nemlich jeder funfzig, oder auch einer etwas mehr als der andere: zehn arme, tugendhafte und hoffnungsvolle Schüler der ersten Klasse, welche nicht aus Berlin, aber doch aus den königl. preußisch. Landen gebürtig wären, hundert Thaler, auch zu gleichen Theilen:

len: zwey andere arme, gute und fähige junge Leute, aus des Königs Landen, (aber nicht aus Berlin,) auf der Universität drey Jahre lang jährlich jeder funfzig Thaler: und ein Consulent und Beystand der Directoren, jährlich zehn Thaler haben. Die einkommenden mehreren Zinsen sollten entweder zur Vermehrung des Capitals, oder, nach dem Gutfinden der Directoren, zum Nutzen der Schüler und des Gymnasiums, angewendet werden. Die Zinsen von dem Stiftungscapital der **dreytausend Thaler** widmete er den hinterbliebenen Witwen und Kindern der Lehrer des grauen Klosters, und zwar den letzten bis in das funfzehnte Jahr. Beyde Stiftungen wurden von den Directoren gerichtlich angenommen, und von dem Magistrat der hiesigen königl. Residenzstädte bestätiget.

Als diese Stiftungen gemacht waren, welche gleich nach seinem Tode genossen werden sollten, gab er zu verstehen, daß er noch andere im Sinn habe, und wegen der Ungewißheit des Lebens gern bald ausführen mögte, er erklärte sich aber erst 1754, daß sie dem berlinischen Gymnasium mit zugedacht wären. Er ging dabey mit furchtsamer und mißtrauischer Bedenklichkeit zu Werke, und weil die Landesgesetze verordnen, daß einem pio corpori nicht mehr als 500 Thaler vermacht werden sollen, so verlangte er erst, und erhielt auch unterm 27sten Jul. 1754, von dem **Großkanzler von Cocceji** (welcher dieser Sache wegen ausdrücklich bey dem König anfragte,) die eigenhändige Versicherung, „daß er ohne das geringste „Bedenken zum faveur der hiesigen piorum corporum „disponiren könne, weil das Edict keinesweges auf Fremde „gehe, welche von ihrem auswärtigen Vermögen den piis „corporibus etwas vermachen.„ Ein Brief, den er am 22sten October 1755 an den Hofrath und Stadtsyndicus **Wackenroder** geschrieben hat, enthält eine überaus schöne Stelle, welche hieher gesetzt zu werden verdienet. „Ich danke zwar für ihre so gütige Danksagung, Namens „derjenigen, denen durch mich einst Gutes geschehen wird:

„es

„es ist aber doch solches (solchen Dank zu empfangen,) „gar nicht nach meiner Denkungsart. Mein sehr geringer „Anfang in der Handlung, die beständige Furchtsamkeit „und Behutsamkeit in einer so gefährlichen Handthierung, „die Menge der Feinde, das ziemlich schwache Gehör und „Gedächtniß, und eine kränkliche Leibesbeschaffenheit bis „in etliche und funfzig Jahre, haben mich genug über„zeuget, daß Gott allein mir helfen wollen. Ich gebe „ihm also in seinen Gliedern pflichtmäßig wieder zurück, „was sein, und nicht mein ist. Er wolle das gewiß mit „größter Sorge und Kummer von mir Erworbene bestän„dig erhalten und segnen, damit sein Name auf ewig „gelobet, und der Dank gegen ihn ersetzet werde, den „meine Unart leider nur gar zu oft vergessen hat, so daß „gewiß äusserst zu bewundern ist, daß der grosse Jehovah „mich recht elende Creatur hat so hoch beglückseligen wollen, „andern, die viel geschickter, und unsäglich würdiger sind, „Gutes thun zu können, wofür sein grosser Name ewig „gelobet sey.„ Nachdem er nun mancherley Vorschläge gethan und empfangen, nach allen Umständen sich genau erkundigt, und alle Entwürfe sehr wohl überlegt und durchgearbeitet, auch schon dem grauen Kloster 1757 und 58 einige hundert Bücher, zu welchen 1763 noch mehrere gekommen sind, *) und eine Anzahl schöner Gemälde, **) die er selbst auf 802 Species Ducaten ge-

*) Sie sind insgesammt nützlich, auch guten Theils erheblich, als, *Car. du Fresne Glossarium*, die Venediger Ausgabe in 6 Folianten, vom Jahr 1736, die Geschichtschreiber der Republik Venedig, *Sabellico*, *Bembo*, *Morosini*, *Gratianus*, u. a. m.

**) Die vornehmsten derselben habe ich in der Sammlung aller Schriften, welche bey der zweyten hundertjährigen Jubelfeyer des berlinischen Gymnasii geschrieben worden, genannt. Abtheil. II. S. 109. 110. Unten im Anhang folget ein vollständiges Verzeichniß derselben.

geschätzt, übersandt hatte, erfolgte endlich 1760 am ersten October seine dritte Schenkung unter Lebendigen, welche seine **Hauptstiftung für das berlinische Gymnasium** ist, und genennet wird. Sie bestehet in **funfzigtausend Thalern**, welche er mit solcher Kunst eintheilete, und zum Anwachs und Gebrauch bestimmte, daß es nicht leicht ist, sich einen deutlichen Begriff davon zu machen; zumal wenn man noch die 4 Anhänge zu seiner Hauptstiftung vom 26sten May 1763, vom 12ten October 1765, vom 15ten Januar 1769, und vom 16ten April 1771, dazu nimmt. Ich will also nur kürzlich sagen, daß, wenn alles, was er verordnet hat, geschehen soll, ein Capital von beynahe 149000 Thalern nöthig ist, welches vier Procent Zinsen einbringet. Diese Summe ist endlich jetzt vorhanden, man läßt sie sich aber durch Zinsen noch etwas vergrössern, um ein mehreres zum nothdürftigen Gebrauch zu haben, als Streit verordnet hat. Sie würde weit eher die bestimmte Grösse erlanget haben, wenn nicht der ehemalige Kaufmann Werstler hieselbst, welchen Herr Streit zum Mitdirector und Rendanten seiner Stiftung verordnete, dieselbige um eine grosse Summe betrogen, auch das im siebenjährigen Kriege eingekommne schlechte Geld einen Verlust von 15530 Thalern verursachet hätte.

Herr Streit hat auch ein Directorium über seine gesammten Stiftungen errichtet, welches aus drey geistlichen und drey weltlichen Mitgliedern bestehet. Jene sind allezeit der Probst zu St. Nicolai, und die beyden ersten Lehrer des Gymnasiums, diese, ein Paar Räthe aus den hiesigen hohen Collegien, insonderheit aus dem Oberconsistorium, und ein Kaufmann. Diese Directores sollen den Stiftungen einzig und allein vorstehen, und in solcher Direction von niemand gehindert und gestöret werden. Der zugleich verordnete Consulent hat keine Stimme in Directionssachen.

Herr

Herr Streit hat durch seine Stiftungen noch mehr für die Jugend, welche in dem grauen Kloster unterrichtet wird, als für die Lehrer derselben gesorget. Diesen, insonderheit den beyden letzten, hat er, mit den ihnen bestimmten Einkünften, auch viel Last, und den vier ersten noch dieses auferlegt, daß der Rector allezeit Doctor der Theologie, und die drey folgenden allemal Magistri auf gesetzmäßige Weise geworden seyn sollen. Hingegen hat er für junge Leute freyen Unterricht in Sprachen und Disciplinen, und, wie aus dem obigen erhellet, für einen Theil derselben auch freye Wohnung und Speisung, ja auch Stipendia verordnet. Der freye Unterricht kommt den Berlinern am meisten zu Nutze, hingegen die Wohlthat des Freytisches soll keinen Berlinern, sondern andern königlichen Unterthanen wiederfahren; doch hat er in dem fünften Artikel des ersten Anhangs gerathen, wenn die Sparkasse einen Ueberschuß habe, von demselben einen oder zwey Berliner von ausserordentlicher Fähigkeit und Neigung zum Studiren, nicht nur auf der Schule und Universität bestens unterrichten zu lassen, sondern auch während dieser Zeit in allen Stücken zu versorgen, um vorzügliche Gelehrte aus denselben zu ziehen, damit man, wenn es möglich, auch einmal sagen könnte, dieser oder jener berühmte Gelehrte sey ein geborner Berliner. *)

*) Die zahlreichen Gelehrten, welche geborne Berliner sind, wollen diese Stelle ihrem verstorbenem würdigen Landesmann zu Gute halten. Er war kein Gelehrter, und wußte also auch nicht, daß und wie viel Berliner berühmte Gelehrte vor und zu seiner Zeit, und ohne seine Hülfe, geworden sind. Die Rede ist nicht von allen Berlinern, welche durch ihre Gelehrsamkeit zu Aemtern geschickt geworden und gelanget sind, sondern von solchen, die sich durch gelehrte Schriften der Welt bekannt gemacht haben. Die Anzahl derselben ist nicht klein, es sind auch Lehrer und Schüler des grauen Klosters unter denselben. Zu den verstorbenen gehören,

Frid.

Seine zweyte Stiftung.

Er fing 1752 mit dem Doctor und Professor der Theologie Gotthilf August Franke zu Halle einen Briefwechsel an, in welchem er ihm meldete, daß er entschlossen sey, eine Schenkung und Stiftung zur Unterhaltung armer Kirchen- und Schulanstalten der vereinigten evangelisch-

Heinr. Christian von Ammon, Ludewig von Beausobre, Alex. Gottl. Baumgarten, Frid. Ehrenreich Behmer, Georg Conr. Berg, Joh. Steph. Bernard, Joachim Berke, Joh. Blankenfeld, Joh. Brunnemann, Fridr. Rud. Carl. Freyherr von Canitz, Joh. Fridr. Cassebohm, Joh. Crüger, Otto Ludewig von Eichmann, Christian Distelmeier, Joh. Dan. Gohl, A. N. Grischow, Georg Gutke, Mich. Haßlob, Fridr. Hennert, Joh. Gust. Wilh. Hesse, Wilh. Hilden, Christoph und Fridr. Wilh. Horch, Mathäus Hostus, Abraham Humbert, Paul Ernst Jablonsky, Phil. Jos. Pandin von Jariges, Carl Steph. Jordan, Joh. Nathan. Lieberkühn, Caspar von Lilien, Caspar Marche, Andr. Sigism. Marggraf, Albr. Fridr. Mellemann, Cäsar de Missy, Fridr. Herm. Ludew. Mutzel, Gottl. Sam. Nicolai, Georg Nößler, Nic. Pascha, Ernst Pfuel, Ernst Martin Plarre, Joh. Moriz Polz, Joach Just. Rau, Joh. Frid. Reinhard, Fridr. Wilh. Riedt, Georg Ludewig Rolof, Ernst August Schulze, Andr. Erasm. von Seidel, Mart. Fridr. von Seidel, Christ. Ernst Simonetti, Fridr. Wilh. Stosch, Joh. Peter Süßmilch, Gottl. Phil. Jac. Troschel, Joach. Tydichius, Iren. Vehr, Barthol. Zorn, Joh. Fridr. Zückert.

Zu den jetzt hier und an andern Orten lebenden, und durch Schriften berühmten Berlinern, gehören, Franz Carl Achard, Paul Jer. Biraubé, Joh. Sam. Diterich, Theod Jac. Dittmar, Joh. Pet. Ermann, Joh. Heinr. Sam. Formey, Carl Franz von Irwing, Joh. Georg Krünitz, Joh. Carl Wilh. Moehsen, Fridr. Nicolai, Joh. Carl Conr. Oelrichs, welcher, nach seiner weitläuftigen litterarischen Kenntniß, und grossen Dienstfertigkeit, mir ehedessen zu diesen Verzeichnissen behülflich gewesen ist, Aug. Frid. Pallas, Peter Simon Pallas, Joh. Albr. Philippi, Fridr. Gabriel Resewitz, Jac. El. Troschel, Casp. Fridr. Wolf.

lisch-lutherischen Gemeinen in Nordamerika, unmittelbarer großbritannischer Landeshoheit, zu machen; und nachdem er sich endlich demselben verständlich gemacht hatte, fertigte er zu Venedig unterm 27sten Sept. 1753, mit seiner eigenhändigen Unterschrift, einen Schenkungs- und Stiftungsbrief folgenden Inhalts aus. Er widme gedachten Gemeinen, Eben-Ezer und was davon abhängt, ausgeschlossen, durch eine Schenkung unter Lebendigen, 15000 Gulden Augsburger Wechselcurrent, in Augsburg befindlich, und verordne, daß dieses Capital nach seinem Tode von Franken, als Director des Waisenhauses zu Glaucha bey Halle, und von desselben Nachfolgern im Directorio, nach bestem Wissen und Gewissen zu dem erwehnten Zweck angewendet werden solle. Die Zinsen von diesem Capital, nemlich 5 von 100, behalte er sich auf Lebenslang zu seinem Unterhalt vor, und sie sollten ihm, ohne seine Gefahr und Kosten, von dem Director des Waisenhauses, in Augsburger Wechselcurrent, alle halbe Jahre nach Augsburg, an seinen zu ihren Empfang beorderten Freund, franco geliefert, und dieserwegen sowohl, als wegen des Capitals, so lange dasselbe nicht bey einem sichern Mann, und auf gute Hypotheck, untergebracht worden, das waisenhäusische freye Lehngut zu Berga, mit landes- und lehnsherrlichen Bewilligungen, zur sichern Hypotheck verschrieben werden. So lange er lebe solle das geschenkte Capital nicht nur nicht nach Amerika an die dasigen evangelisch-lutherischen Gemeinen geschicket, sondern auch von dem Director des Waisenhauses nicht ohne sein Vorwissen und seine Bewilligung in Deutschland für 5 Procent auf seinen Namen sicher untergebracht werden. Damit aber das Directorium des Waisenhauses wegen Auslagen, Kosten und Schaden, die es etwa in dieser Schenkungssache haben mögte, sicher sey, und schadlos gehalten werde, so sollten nach Streits Tode die vereinigten evangelisch-lutherischen Gemeinen in Amerika von dem geschenkten Capital die Zinsen nicht eher geniessen, als bis das Directorium des

Wais-

Waisenhauses wegen aller seiner dieser Sache wegen gehabten Auslagen, Kosten und Schäden vollkommen schadlos gemacht worden.

Diese Schenkung nahm Franke im Namen der erwehnten Gemeinen in Amerika, oder genauer, in Pensylvanien, vor der fürstlich-schwarzburgischen Regierung zu Frankenhausen an, es ward auch das geschenkte Stiftungscapital in zehntausend Thlrn. preußischer Friderichsd'or, den Gebrüdern von Ebra auf ihr von dem Fürsten zu Schwarzburg zu Lehn gehendes Rittergut zu Ichstedt, mit des Lehnsherrn Bewilligung, zum erstenmal auf sechs Jahre für jährliche 500 Thaler Zinsen in Friderichsd'or, geliehen.

Seine dritte Stiftung.

Als die zweyte Stiftung zur völligen Richtigkeit gekommen war, schenkete und schickte er in der Michaelismesse 1754 nach Leipzig noch 15000 Gulden Augsburger Wechselcurrent, zu einem beständigen Fonds für die evangelische Mißion zu Madras und Cudelur in Ostindien, so daß die von Halle dahin gesandte, und unter der Direction des Doctors Franke und seiner Nachfolger im Directorat des Waisenhauses stehende Mißionarien, die Zinsen von diesem Capital zum Behuf der Mißionsanstalten, nach der Disposition Frankens und seiner Nachfolger, künftig geniessen und anwenden sollten. Er behielt sich aber auch von diesem Capital auf Lebenslang die Zinsen, 5 von 100, zu seinen Unterhalt vor, und verpflichtete die Directores des Waisenhauses, ihm dieselben alle halbe Jahr, ohne seine Gefahr und Kosten, franco nach Augsburg in dasigem Wechselcurrent zu schicken, und ihm zu seiner und des Capitals Sicherheit das waisenhäusische Gut zu Berga, mit des Grafen von Stolberg zu Wernigerode lehnsherrlicher Bewilligung, zu verpfänden. Auch dieses geschenkte Stiftungscapital sollte bey seinem Leben in Deutschland für 5 Procent Zinsen auf sichere

Hypotheck untergebracht, und die auf seinen Namen gestellte Verschreibung ihm, entweder im Original oder in beglaubigter Copey, übersandt werden. Nach seinem Tode solle die Mißion nicht eher zum Genuß der Zinsen von dem geschenkten Capital gelangen, als bis das Directorium des Waisenhauses wegen seiner gehabten Auslagen, Kosten und Schäden schadlos gestellet worden. Uebrigens solle die Schenkung nicht an die Oerter Madras und Cudelur gebunden seyn, sondern wenn die Mißion durch Krieg und andere Umstände von da vertrieben, und in andere Gegenden und Oerter Indiens verleget würde, so solle auch diese Schenkung dahin versetzet seyn; und wenn die Mißion ganz aufhörete, und die Mißionarien aus dortigen Landen vertrieben würden, so sollten dieselben die Zinsen des Capitals auf Lebenslang zu ihrem Unterhalt geniessen, nach ihrem Tode aber die Directores des hallischen Waisenhauses, oder wer sonst die Besorgung der milden Wohlthaten für das auswärtige Mißionswerk in Ost- und Westindien alsdenn haben mögte, berechtiget seyn, das geschenkte Capital für Amerika, und andere ausserhalb Deutschlands angerichtete gute Anstalten, nach ihrem Gutfinden und christlichen Eifer für die Fortpflanzung eines rechtschaffenen Wesens im Christenthum, zu disponiren. So wie Franke diese Schenkung für die Mißionsanstalten dankend annehme, also solle sie auch der gräflich-stollbergischen Kanzley zu Wernigerode gerichtlich insinuiret, und dieselbe um ihre Confirmation gebeten werden.

Das letzte ist am 13ten Februar 1756 geschehen, nachdem ihr die streitische Original-Schenkungs- und Stiftungsurkunde, unterschrieben und untersiegelt zu Venedig am 15ten December 1755, vorgeleget worden.

Anmerkungen über obige Stiftungen.

Die beyden letzten Stiftungscapitalien selbst, welche Streit geschenket hat, sollen nie nach Nordamerika und Indien

Indien geschicket, sondern, vermöge §. 3 der ersten, und §. 4 der zweyten, von den Directorium des Waisenhauses zu Glaucha bey Halle, in Deutschland auf sichere Hypotheck untergebracht, und nur die Zinsen von denselben nach jenen Erdtheilen zu dem bestimmten Zweck gesendet werden. Er sind beyde angeführte Paragraphen etwas ungeschickt abgefasset, denn es stehet in denselben, daß die beyden geschenkten Capitalien bey seinem Leben nicht nach Amerika und Indien geschicket werden sollten, woraus man schliessen sollte, daß es nach seinem Tode geschehen könne: dieses stehet aber nicht nur in den Stiftungen nicht, sondern es wird vielmehr in denselben verordnet, daß sie in Deutschland zinsbar untergebracht, und unter der Directoren des Waisenhauses beständiger Sorgfalt und Disposition bleiben sollten. So lange Streit lebete, mußte ihm das Directorium die fünf Procent Zinsen in gutem Golde zu seinem Unterhalt jährlich zweymal, nemlich halb auf Ostern, und halb auf Michaelis, aus der Casse des Waisenhauses, und derselben Einkünften, schicken, die Zinsen von den Capitalien mogten zur rechten Zeit bey derselben eingehen oder nicht, sie mogten in gutem Golde oder in schlechtem Currentgelde von den Schuldenern abgetragen werden. Das war dem Waisenhause zur Zeit des siebenjährigen Krieges in der That beschwerlich, und Herr D. Franke schrieb am 20sten Sept. 1759 an Herrn Streit, er müsse gestehen, daß, wenn er das Kriegesübel vorhergesehen hätte, er sich in diese Sache, wenigstens in Ansehung der Geldsorten, nicht eingelassen haben würde. Das nahm ihm Streit in seiner Antwort vom 25sten October dieses Jahrs übel, weil dem Waisenhause alles ersetzet würde, und es also nur auf die Mühwaltung ankomme, die ein liebreicher Director solcher Stiftungen wohl übernehmen könne und werde. Von seinen Stiftungscapitalien für das Berliner Gymnasium im grauen Kloster behielt er sich auf seine Lebenszeit die Zinsen vor, ließ sich aber dieselben nicht wirklich schicken, sondern wenn

sie

sie eine beträchtliche Summe ausmachten, schenkte er sie dieser seiner Stiftung, damit die verschiedenen Capitalien, welche aus dem Hauptcapital von 50000 Thalern nach und nach durch die Zinsen von demselben entstehen sollten, desto eher vorhanden wären.

Zu den vorhin erwehnten Schenkungen und Stiftungen, welche er dem Directorium des Waisenhauses zu Glaucha bey Halle zur Vorsorge aufgetragen hatte, that er 1756 noch eine kleine Schenkung hinzu. Er hatte nemlich bey Herrn Joseph Halder in Augsburg 1740 Gulden Augsburger Wechselcurrent stehen, in Ansehung welcher er am letzten Dec. 1755 in einem Schenkungsbriefe verordnete, daß die jährlichen Zinsen von denselben an einen Mann, Namens Joseph Fischer, damals zu Nürnberg wohnhaft, so lange derselbe lebe, und als ein aufrichtiger evangelischer Christ, unter einem ganz evangelisch-lutherischen Magistrat wohne, ausgezahlet werden sollten. Nach desselben Tode aber, oder wenn er die Kirche veränderte, sollten diese 1740 Gulden, sammt den etwa vorräthigen Zinsen, von J. Halder, oder desselben Erben, dem Directorium des Waisenhauses zu Glaucha bey Halle geliefert werden, und halb den evangelisch-lutherischen Gemeinen in Nordamerika, welche unmittelbar unter der Krone Großbritannien stünden, (die in Carolina ausgenommen,) für ihre arme Kirchen, Schulen, Waisen- und Armenanstalten, halb aber der evangelischen Mißion zu Madras und Cudelur, gehören, wie sein Stiftungsbrief besage. Der genannte Joseph Fischer starb bald, 1760, welches Streit dem D. Franke am 20sten März dieses Jahrs meldete, und ihn ersuchte, nun mit den 1740 Gulden nach seinem Stiftungsbrief zu verfahren.

Streit bat, daß seine Stiftungen in Deutschland bey seinem Leben nicht öffentlich bekannt gemacht werden mögten, weil es, zum Schaden seiner evangelischen Mitbrüder in Venedig, den dasigen Katholiken mißfallen würde,

würde, daß er dasjenige, was er zu Venedig erworben, auswärtigen ketzerischen frommen Stiftungen gewidmet habe. Ich glaube zwar, daß er auch zu Venedig beträchtliche Vermächtnisse gemacht habe, kann sie aber durch keine urkundliche Nachrichten bestätigen.

Noch einige Anmerkungen über seine grosse berlinische Stiftung.

So, wie er sich in seiner Hauptstiftung für das berlinische Gymnasium, und in derselben Anhängen, in sehr genaue Entwürfe eingelassen, also hat er auch Vorschläge zu einem Feyertage zum Gedächtniß der verstorbenen Wohlthäter des Gymnasiums gethan, an welchem eine von den italienischen Lobreden auf die Republik Venedig, die er hat verfertigen lassen, gehalten werden soll; er hat auch von dem künftigen Bau, welcher auf seiner Stiftung Kosten in dem Kloster vorgenommen werden soll, seine Meynung umständlich eröfnet. Es ist aber nicht zu leugnen, daß ein guter Theil seiner Verordnungen und Vorschläge in seinen Stiftungs- und übrigen Papieren, besser gemeynet als getroffen, und auch jetzt nicht recht passend sey: nichts desto weniger ist wahr, daß der Hauptzweck seiner Stiftungen sehr nützlich, wichtig und preiswürdig sey, und die Nachahmung, welche er gewünschet und gehoffet hat, verdiene.

Fortsetzung und Beschluß seiner Geschichte.

Ich komme zu seinem Lebenslauf zurück. Er beschloß sein kaufmännisches Gewerbe mit dem 1749sten Jahr, doch blieb er bis an das Ende seines Lebens auf gewisse Weise ein Theilnehmer an der Handlung des berühm-

rühmten wagnerischen Handelshauses zu Venedig. Anfänglich hielt er sich jährlich in den acht ersten Monaten zu Padua, und in den übrigen vier Monaten zu Venedig auf. Als er aber 1754 von einer Krankheit genas, begab er sich von Venedig ganz nach Padua, von dannen er im März 1755 schrieb, daß die dasige gute Luft viel zu seiner Stärkung beytrage, daher er nun an der Bestellung seines Hauses desto ernstlicher arbeiten wolle: welches gerade die gegenseitige Denkungsart von der gewöhnlichen ist, nach welcher man die Bestellung seines Hauses vergisset, so bald man wieder gesund geworden. Er hatte schon seit einigen Jahren zu seiner Gesellschaft einen Candidaten, Namens **Hoffmann**, angenommen, mit welchem er sechs Jahre lang recht vergnügt lebte: daher ging es ihm sehr nahe, als er diesen guten Mann im Maymonat des 1756sten Jahres verlor. Er schrieb gleich darauf hieher: „So lange ich bey meiner jetzigen „Gesundheit, Leibes- und Gemüthskraft bleibe, hat es „gar keine Noth, allein ich muß doch an neue Krankheit, „und an den Tod gedenken, in welchem Zustande mir „eine treue Seele von der evangelischen Religion unentbehrlich ist.„ Also bat er einige seiner Correspondenten, ihm einen andern gelehrten und guten Mann vorzuschlagen, dergleichen er auch an einem, der ihm von Augsburg aus empfohlen wurde, und sich zu Leipzig aufhielt, zu bekommen meynete, aber nicht fand, daher er ihn bald wieder gehen ließ, und 1763 schrieb, „er habe seit „einigen Jahren keinen Studenten mehr, verlange auch „keinen wieder.„ In allen seinen Briefen bezeigte er sich als einen grossen Eiferer für die evangelische Kirche, und war sehr bekümmert, ob auch in seiner Geburtsstadt noch practisches Christenthum sey? weil man ihm das Gegentheil versichert hatte. Sein Gehör wurde immer schwächer, das Gesicht aber blieb, ungeachtet der hohen Jahre, welche er erreichte, noch immer gut, bis es im 1775sten Jahr auch so schwach wurde, daß man in seinem weitläuftis-

läuftigen letzten Briefe, den er im Maymonat an das Directorium seiner Stiftung schrieb, nicht alles lesen konnte, da sonst seine Hand sehr leserlich war. Am ersten Junius 1775 machte er sein letztes Testament, durch welches er alle seine vorhergehenden testamentlichen Verfügungen aufhob, und dessen Vollziehung er den berühmten deutschen Kaufleuten zu Venedig, Herrn Amad. Schwayer und Herrn Hieronymus Wagner, auftrug, welchen er für diese Mühwaltung theils etwas Geld, theils sein Silbergeschirr vermachte. In diesem Testament bestätigte er nicht nur seine berlinischen Stiftungen, sondern verordnete auch, daß das graue Kloster das Wenige, was er nach Abzug sowohl der Legaten als Begräbnißkosten, hinterlassen werde, auch erben solle. Da er, ungeachtet seiner vieljährigen Wohnung zu Padua, ein treues Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche blieb, aber sonst niemand als seine römisch-katholischen Domestiken um und bey sich hatte, so verhütete er mit grosser Klugheit, daß diese in seiner tödtlichen Schwachheit nicht katholische Geistliche rufen liessen, welche nach seinem Tode vorgäben, er sey zu ihrer Kirche übergetreten. Er brachte nemlich in sein Testament folgende Stelle: „Ich bin geboren und habe beständig „gelebet in der evangelisch-lutherischen Religion, wie es „denen, welche mich kennen, bewußt ist, und in dieser „Religion bin ich gesonnen, will es, und erkläre es fest, „durch völlige Ueberzeugung und Eifer gedrungen. bis „zum letzten Hauch meines Lebens beharren. Mein „Diener, Johann Neri, ist von dieser meiner inbrünstigen „Entschliessung durch mich, und andere würdige Per„sonen, sehr oft unterrichtet, und aufs eifrigste ermahnet „worden, daß er mir in dieser wichtigen Sache, auf „welche ich mich völlig verlasse, getreu seyn solle, und ich „bin gewiß, daß er mich nicht hintergehen wird. Sollte „aber, wider alle meine Erwartung, verlauten, daß ich „die Religion verändert, und die evangelisch-lutherische

„ver-

„verlassen hätte, so erkläre ich in diesem Fall, daß der „Neri alles dessen, was ich ihm in diesem Testament „vermacht habe, (dreyhundert Current Ducaten, und „alles Hausgeräthe,) verlustig gehen soll.„ Er entschlief nach einer kurzen Krankheit, in der Nacht vom 19ten auf den 20sten December 1775, und sein Leichnam wurde am 22sten December nach Venedig abgeführet, um auf der nahe gelegenen Insel St. Christoph, und auf dem dasigen Kirchhof der protestantischen Deutschen, begraben zu werden, wie er in seinem letzten Testament verordnet hatte.

Sein Character.

Herr **Streit** gehöret ohne Widerrede zu den Personen, welche nicht nur von ihren Zeitgenossen, sondern auch von der Nachwelt geachtet zu werden verdienen. Es hat in allen europäischen Staaten und grossen Handelsstädten, und auch zu Berlin, ansehnliche und reiche Kaufleute gegeben, welche sehr klein angefangen haben: allein selten wenden solche Kaufleute, oder andere reich gewordene Personen, ihr erworbenes Vermögen zum gemeinen Nutzen so gut an, als Herr **Streit**, der eben deswegen zu den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts gezählet werden muß. Diesen Titul kann man Personen, welche ihr Vermögen öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten widmen, mit Fug und Recht beylegen, und man muß sie in allen Staaten desto höher schätzen, je weniger wirkliche Hülfe heutiges Tages die Schulen von den Regierungen der Staaten zu erwarten haben, als die wegen der kostbaren Kriegesverfassung, in welcher sie beständig seyn müssen und wollen, an die Schulen wenig oder gar nichts verwenden können.

Herr **Streit** hat in seinem Gewerbe, in seinen Briefen, und in seinen Stiftungen, einen richtigen und

gründ-

gründlichen Verstand gezeiget. Seine Briefe sind zwar nicht durchgehends grammaticalisch richtig, es kommen auch in denselben harte und unangenehme Stellen vor, weil er je älter je mißtrauischer und mürrischer wurde: ich habe sie aber doch wegen des Verstandes und der patriotischen Gesinnung, welche aus denselben hervorleuchten, mit Vergnügen gelesen. Zu den vielen Stellen, die mich belustiget haben, gehöret auch die folgende.

Der Rector Bodenburg schrieb ihm 1756 zu seiner Beruhigung, daß in Berlin, und überhaupt in den hiesigen Landen, zwar viel Ruchlosigkeit, aber doch noch viel thätiges Christenthum, unter hohen und niedern Personen, zu finden sey, und mischte in diese Erzählung eine Anmerkung über seinen Sohn ein. Herr Streit antwortete am 14ten September: „Nehmen sie nicht „übel, daß es mich gewundert, bey dieser Gelegenheit „ihren Sohn angebracht zu sehen. Daß ein Bursch „bey Nacht einmal weinet, vielleicht weil ihm das Stu„diren sauer wird, ist noch kein Zeichen seiner Frömmig„keit, und daß ihn das im Schwange gehende gottlose „Leben kränket. Ich hoffe, es werden noch viele junge „Leute alldort vorhanden seyn, welche in wahrer Furcht „Gottes leben. Es wäre erschrecklich, wenn man fürch„ten müßte, daß bey dem zarten Kinde eines so grossen „Lehrers schon ein Ansatz der Freygeisterey sey. Gott „behüte ihn dafür, und mache ihn dereinst zu einer „Stütze unserer heiligen Religion, daran es jetzt ziemlich „fehlet. Ich hoffe, an ihrem jungen Menschen werde „nicht wahr werden, daß der Geistlichen Herren Kinder „gemeiniglich am schlechtesten pflegen erzogen zu werden, „und daß es den Kindern zum größten Unglück gereiche, „wenn die Eltern denselben ihre Zärtlichkeit nicht zu „verbergen wissen.„

Ich darf gewiß glauben, daß alle bisher angeführte eigene Worte dieses vernünftigen Kaufmanns, die Leser derselben nach mehreren Stellen aus seinen Papieren begie-

begierig gemacht haben, und deswegen will ich noch einige hieher setzen.

„Die herrliche lateinische Sprache kommet leider unter „uns (Deutschen) sehr in Verfall, und viele Studenten kön„nen nicht einmal den Professor, wenn er lateinisch redet, „verstehen. Das werfen uns die Katholiken vor, und „sehen die wolfischen Werke wegen des schlechten Lateins „nicht so an, als sie es verdienen.„

„Man kann weder früh genug anfangen, noch „ämsig genug fortfahren, ernstlich und gründlich zu den„ken, und in seinem Thun sich zu gewöhnen, mit Ver„stand zu verfahren, nicht aber nach Caprice: sonst „bleibet man lebenslang ein Thor, mit dem nichts anzu„fangen ist.„

„Es ist auch höchst nöthig, daß man bey Zeiten „anfange die Menschen zu studiren. Mit ordentlichen „und rechtdenkenden Leuten kommt man leicht aus, allein „es hält sehr schwer, mit eigensinnigen, unordentlichen, „wankelmüthigen und unverständigen Menschen Umgang „zu haben, und doch muß es seyn: es ist auch nicht „unmöglich, wenn man nur die Stärke und Schwäche „der Menschen eingesehen hat.„

„Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein junger Mensch „bey gutem Herzen ein munteres fröliches Gemüth hat: „es wird ihm alle Arbeit leicht. Ein Träumer aber fällt „sich und anderen zur Last, und kommt nicht fort in der „Welt.„

„Zur Beförderung wahrer und gründlicher Gelehr„samkeit ist nichts dienlicher, als Ehrentitel und gute „Besoldung für die Lehrer der Jugend. Auch die „ehrliebende Jugend wird dadurch angefeuert, den äusser„sten Fleiß im Studiren anzuwenden, um dereinst zu „solchen ansehnlichen und vortheilhaften Bedienungen zu „gelangen.„

Ich habe weiter nichts gethan, als den Lesern die Geschichte dieses Mannes, so weit sie mir bekannt ist, erzäh-

erzählet, den Geist und die Gesinnung desselben durch Stellen aus seinen schriftlichen Aufsätzen gezeiget, und seine wohlthätigen Stiftungen beschrieben. Alles dieses ist ohne rednerischen Schmuck geschehen, dessen auch die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes ganz und gar nicht bedarf. Was aber ohne Kunst von ihm angeführet worden, ist vollkommen hinlänglich, um ihn einem jeden Leser dieser Schrift zur Hochachtung zu empfehlen. Doch Bewunderer wird er wohl haben: mögten nur viele unter denselben seine Nachfolger werden!

Anhang
von den Gemälden,
welche Herr Streit
dem grauen Kloster geschenket hat.

1. La gloria di Venezia. Die Herrlichkeit der Republik Venedig. Ein kleines eyrundes Gemälde, welches bisher über dem folgenden stehet. Aus dem Meer raget ein gemauerter Pfeiler hervor, auf welchem zwey Löwen sitzen, ein grimmiger und ein sanfter: jener zeiget sich heftig, und erdrückt ein Ungeheuer, dieser, welcher geflügelt ist, hat einen seiner vordern Füsse auf ein Horn des Ueberflusses gesetzt, und in dem zweyten hält er ein Buch mit der Inschrift, pax tibi Marce evangelista meus. Dieser ist das Wappen der Republik Venedig. Zwischen beyden Löwen sitzet ein köstlich geschmücktes Frauenzimmer,

in

in Venediger Tracht, mit dem fürstlichen kostbaren Kopfschmuck, welches in der rechten Hand den Zepter, in der linken einen Perpendikel hält. Ueber demselben erblickt man einen hellen Stern, dessen Einfluß auf diese Person merklich gemacht worden. Auf dem Meer siehet man ein Kauffarthenschiff, welches auf diese allegorische Person zusegelt, und auf der andern Seite ein Kriegesschiff.

2. La Sala del maggior consiglio. **Der Saal des grossen Raths,** in dem herzoglichen Pallast zu Venedig. Das grösseste Gemälde unter allen, welches diesen prächtigen Saal, so wie er zur Zeit der Versammlung des grossen Raths sich zeiget, vortreflich perspectivisch vorstellet. Ueber demselben stehet jetzt das Gemälde Num. 1.

3. Il Giovedi grasso. **Die Lustbarkeiten am Donnerstag vor Aschermittewochen,** die auf dem Markusplatze angestellet werden, unter welchen der Mann, welcher sich an einem steif gespannten Seil von dem Markusthurm herab läßt, und dem Doge einen Blumenstrauß überreicht, nebst der Forza d'Ercole, oder dem Thurm von Menschen, die auf einander stehen, am meisten in die Augen fallen.

4. La processione del corpus domini. **Der feyerliche Umgang am Frohnleichnamstage auf dem Markusplatz zu Venedig.** Ein grosses Gemälde.

5. La Partenza del Doge a Lido. **Die Abfahrt des Doge in dem prächtigen Schiff** Bucentoro oder Bucintoro, welche am Himmelsfahrtstage nach Lido, zur Vermälung mit dem Meer, angestellt wird. Ein grosses Gemälde.

6. Il Doge nel Pozzetto. **Der Doge wird aus der Markuskirche,** in welcher er den Eid abgeleget hat, in einem Gerüst, Pozzo oder Pozzetto genannt, **auf dem Markusplatz herum, und nach dem herzog-**

lichen

lichen Pallast getragen, und läßt unterwegs Geld unter das Volk werfen. Ein grosses Gemälde.

7. La regatta. **Das Wettrennen in Böten,** welches bisweilen zum Vergnügen fremder hoher Fürsten angestellet wird. Ein grosses Gemälde.

8. Prospetto sopra il canale grande. **Aussicht über den grossen Kanal.** Ein vortreffliches perspectivisches Gemälde, von dem berühmten *Antonio Canaletto.*

9. Rialto. **Die Börse zu Venedig,** dahin man von ponte (di) Rialto kommt, welche Brücke man aber zur linken Hand nicht erblicket. Auch von *Antonio Canaletto* schön gemalt.

10. La vigilia di Santo Pietro. **Der Abend vor St. Peterstage,** und

11. La vigilia della Santa Marta. **Der Abend vor dem Tage der heiligen Martha,** zwey grosse und sehr schöne Nachtstücke von *Antonio Canaletto.*

12. **Der grosse Markusplatz zu Venedig.** Von dem Maler **Richter,** einem Schweden.

13. **Der kleine Markusplatz.** Von eben demselben. Beyde Gemälde sind von mittlerer Grösse.

14. **Loth mit seinen beyden Töchtern.**

15. **Susanna.** Drey Figuren.

16. **Bathseba.** Drey grosse Figuren.

17. **Abrahams Aufopferung Isaacs.** Diese 4 schöne Gemälde sind groß, und von *Amiconi* gemalet.

18. **Salomo** betet ein Götzenbild an. Zehn Figuren und drey Köpfe in der Ferne. Von dem Maler *Amiconi.*

19. **Die Rebecca beym Brunnen.** Fünf grössere Figuren, und zwey kleinere, von eben demselben.

20. **Ahasverus und Esther.** Sechs Figuren von welchen 3 entfernet sind. Auch von demselben.

21. **Jupiter entführt in der Gestalt eines Stiers die Europa.** Fünf Figuren, drey entfernet. Auch von demselben.

22. **Paulus auf dem Wege nach Damascus.** Fünf Figu-

Figuren und vier Pferde. Auch von demselben. Insgesammt von mitlerer Grösse.

23=26. Vier allegorische Gemälde, genannt Templum gloriae, (der Tempel der Ehren,) Educatio,(die Erziehung,) Cognitio, (die Erkenntniß,) und Operatio perfecta, (die vollkommene Kunst.) Alle vier von dem berühmten *Nogari*.

27. Die Geburt des Bachus. Von *Amiconi*.

28. 29. Zwey Landschaften von dem Maler *Zuccarelli*.

30. Ein kleineres Gemälde, welches einen Wald vorstellet. Von einem Ungenannten.

31. 32. Zwey auf Holz gemalte Waldstücke. Von einem flandrischen Maler.

33. Die Muse. Ein vortrefliches und sehr schätzbares Gemälde, welches eine halbe Figur ist. Streit schreibet nur, es sey von einem alten grossen Meister gemalet; ich halte aber, wegen der ausserordentlich starken Masse von Schatten, welche unter dem Halse der Muse angebracht worden, und wegen des vielen schwarzen, dafür, daß es von Michel Angelo Amerighi da Caravaggio sey, dessen kräftige Manier ausserordentliche Wirkung thut.

34. 35. Eine alte Frau mit einer Brille in der Hand, und ein Holländer mit einer Tabackspfeife in einer, und einem Beutel in der andern Hand. Zwey schöne halbe Figuren von *Nogari*.

36. Ein alter Mann, und

37. Eine alte Frau, zwey Köpfe, von dem Maler Ströbel.

38. König Friderich der II von Preussen, und

39. Dessen Gemalin. Sind in Berlin gemalt, und keine Meisterstücke.

40. Herrn Streits Bildniß, als er 30 Jahre alt war, gemalt von einem Schweden.

41. Eben desselben Bildniß, als er 45 Jahre alt war, von Ströbel.

42. Eben desselben Bildniß, als er 52 Jahre alt war, von *Amiconi*.

43. Eben desselben Bildniß, als er 72 Jahre alt war. Ist ähnlich gerathen.

44=46. Desselben Vater, Mutter und Schwester.

Fast alle diese Gemälde haben schöne vergoldete Rahmen. Herr Streit selbst hat sie auf 802 holländische Ducaten geschätzet.

Register.

A.

Aderlassen, monatliches, wird zwanzig und einige Jahre ausgehalten. 24
Alaunbergwerk in Oestreich, von einem preuß. Officier entdeckt. 236
von Aldenburg, Anton, Graf, und desselben Gemalin. 205
von Alefeldt, Balthasar, dän. Generallieutnant. 53
= = Christian, dän. Conferenzrath. 53. 60—62
= = Ottilia Elisabeth, Aebtißin zu Itzehoe. 51
= = Sophie Ernestine, Eltern und Geburt. 53 wird Stiftsfräulein zu Itzehoe. 53. 54 romanhafte Heirathsgeschichte derselben. 54. erbet von ihrer Tante. 60 gute Vorsorge für den Ihrigen. 60—62 Krankheiten. 63 f. die letzte tödtliche. 65 ihr schöner Character. 66 f.
= = dänischer General. 62
= = churbraunschw. General. 64
zu Anhalt, Anna Sophia, Fürstin. 43
= = August Ludwig, Fürst zu Cöthen, ein sonderbarer und wunderlicher Prinz. 96. 97
= = Johanne Wilhelmine, Prinzeßin zu Cöthen, des vorhergehenden Tochter, Braut des Fürsten von Schönaich-Carolath 97
von Arnim, wird preuß. Minister. 100

Register.

B.

Baden-Durlach, Friderich Magnus, Markgraf. 12 desselben Tochter, Cathrina, vermälte Gräfin von Leiningen-Dachsburg-Hartenburg. 12

= = Johanna Elisabeth, Gemalin Eberhard Ludwigs, Herzogs von Wirtemberg-Stuttgard. 12 f. 23. 46

= = Karl Friderich, Markgraf. 46

von Bamberg und Würzburg, Bischof, Friderich Carl, Graf von Schönborn. 199 f.

Bauerhauses in Ingermanland Beschreibung. 118

Baumgarten, S. J. Doctor und Prof. der Theologie zu Halle. 93 f.

von Bees, Leopold, Graf. 27. 49

von Berkentin, Graf, und dänischer Staatsminister. 124. 125 127. 172

von Bernstorf, Graf, und dänischer Staatsminister. 124. 140 162. 163. 167. 170

Bestuschef, Graf, und Großkanzler, und desselben Gemalin. 122. 127. 154. 155

Blume, dänischer Hofprediger, ist Schuld daran, daß die calmarsche Union, durch Erwahlung des Kronprinzen Friderichs von Dänemark zum Thronfolger in Schweden, nicht wieder erneuret worden. 83

von Bödiker, zu Amsterdam. 206

von Bonin, verwitwete Conferenzräthin von Horn. 63

Boerhave, grosser Arzt zu Leiden. 207

von Bothmar, Sophie Charlotte, Gräfin. 16 Gemalin Heinrichs des eilften Reuß zu Ober-Greitz. 16 f.

von Boufleur, Marschall von Frankreich, Anecdote von demselben. 203

von Brandenburg, Prinz Friderich Wilhelm, wird holländischer General. 216 Anecdoten von demselben. eben daselbst.

von Brockdorf, Cathrina Hedwig, verheirathete von Warnstedt. 62

von Brown, Graf, und General zu Riga. 114

Broze, sächsischer General und Gesandte. 211

von Brühl, Grafen und Ministers, Haus und Tafel beschrieben. 26. 27

Burmann, Peter, Anecdoten von demselben. 208

Register.

von Bynkershoek, Präsident des hohen Raths von Holland, Anecdote von demselben. 213 f.

C.

Caponi, Marchese. 204
von Carlowitz, Christiane Caroline. 31. 50
di Cavalieri, Marchese, päbstlicher Nuntius zu Cöln. 203
von Chesterfield, großbrit. Ambassadeur im Haag. 209 f.
le Clerc oder *Clericus*, *Joh.* 206. 210
Cöln, Churfürst August Clemens. 291
Cronstädter Hafen und dasige Flotte. 132
Curische Nehrung, beschrieben. 110
Curländer, beschweren sich sehr über die Räubereyen der rußischen Soldaten. 112
Curländerinnen, der gemeinen, Fleiß, wird beschrieben. 111

D.

Dalekarlischen Bauern, wollen den dänischen Kronprinzen Friedrich zum Thronfolger in Schweden haben, richten aber nichts aus. 83. 84
von Dänemark, König Christian der Sechste. 18 f. 80 wer ihn abgehalten die gewünschte Ernennung seines Kronprinzen Friderichs zum Thronfolger in Schweden ernstlich durchzusetzen. 83 König Friderich der Fünfte ist dem Grafen zu Lynar sehr gewogen. 89. 126. 161. 162. 169. 178
des dänischen Hofes Unterhandlungen durch den Grafen zu Lynar wegen Schleswig und Holstein mit Schweden. 81 und mit der rußischen Kaiserin Elisabeth und den Großfürsten Peter. 89. 109
von Dankelmann, Baron und Staatsminister. 101
Danzig, etwas von dasigen Händeln im 1752sten Jahre. 158 f.
Daruvar, daselbst gemachte Entdeckung von Tauben. 258
von Dehn, Baron, dänischer Staatsminister. 130. 162. 212
von Dohna, Burggrafen, in Ost-Preussen, verschiedene Personen beyderley Geschlechts von dieser Familie, insonderheit zu Schlodien, werden beschrieben. 107 f. 157

Register.

Dover, Stadt in England, und Berg mit einem neuen Schloß bey derselben. 240
Duc de Holstein-Vaisselle, ein Scherz-Zuname. 109

F.

de Fenelon, Marquis und franz. Ambassadeur im Haag. 21 f.
von Flemming, Graf, churf. Feldmarschall. 15 f.
Fouquet, preußischer General, Anecdoten von demselben. 236 237
Franke, A. H. Doctor und Professor der Theologie zu Halle. 23. 93
Franke, Gotth. Aug. 321—325
Frankfurt am Mayn, etwas von dasigen gottesdienstlichen Merkwürdigkeiten. 201
Französischer Abbé, ein grosser Pedant. 95
von Friese, Johanne Christiane, Freyin, vermält mit Grafen Heinrich Wilhelm zu Solms. 43
Fürsten sind nicht zuverläßig. 151

G.

Gemeinden, vereinigte evangliſch-lutherische in Pensylvanien, bekommen ein Stiftungscapital von zehntausend Thalern. 322. 323
Generalstaaten, was sie ehedem schon von den deutschen Prinzen, welche eine ansehnliche Stelle bey ihnen gesucht, verlanget haben. 216 f.
Geschichten, romanhafte. 20 f. 54 f.
von Geusau, Anton, Rath und Hofmeister. 78. 79. 93. 199
von Groß, rußischer Gesandte zu Berlin. 99
Groß-Weßiers Entscheidung einer theologischen Streitfrage. 228. f
von Gyllenstiern oder Gyldenstern, Baron, Schicksal desselben. 156

H.

Register.

H.

Haymberg oder Haynberg, Stadt im Lande unter der Ens, Entdeckung eines neuen Bades daselbst. 254 f.
Heinsius, Anecdoten von seinen Commentarien über den Virgil. 205. 209
Henkel, Grafen, Ursprung. 3
= = Elias Andreas, Graf. 4. 5
= = Erdmann Heinrich, Graf, Geburt und Eltern desselben. 5. 6 studirt zu Leipzig. 6 seine ersten Reisen. 8 wohnt zu Pölzig. 8 f. Reisen nach Wien und Prag. 10 erste Vermälung. 10 zweyte. 11 Mitvormundschaft über den Grafen Heinrich den eilften Reuß. 15 andere Vormundschaften. 17 soll an den dänischen Hof kommen. 18 reiset in das Reich. 20 traurige Vorfälle in seinem Hause. 20 f. reiset mit seiner Familie zu der Herzogin von Wirtemberg. 25 f. unterschiedene kleine Reisen, vormundschaftliche und andre Geschäfte. 24 f. wird völliger Besitzer der Herrschaft Oderberg. seine tödtliche Krankheit. 28 f. sein Character. 32 seine Schriften. 41 seine Familie 43 f.
= = Gottlob Alexander Maximilian, Graf. 8
= = Helena Constantia, Gräfin, vermälte Gräfin Solms. 8
= = Henriette Helene, Gräfin. 11 derselben abentheuerliche Geschichte. 20 f.
= = Jacob, Stammvater der Grafen Henkel. 3
= = Johann Erdmann, Graf. 47
= = Johanne Charlotte, Gräfin, vermälte Gräfin von Bees, ihre Lebensgeschichte, und Character. 10. 24. 30. 31. 34. 48 f.
= = Lazarus oder Eleasar, der ältere. 4
= = Lazarus, der jüngere, erster Graf Henkel. 4
= = Ludewig Bernhard, Graf. 20 entleibt sich selbst. 21
= = Wenzel Ludewig, Graf, des nächstvorhergehenden Vater. 5. 6. 15. 17. 18
Herbel, Doctor, hat grosse Reisen gethan. 249 f.
von Hessen, Prinz Willhelm, Gouverneur von Mastricht. 217
von Heynitz, churfächsischer Bergrath. 27
Hindfort, Mylord, gewesener großbrit. Ambassadeur zu St. Petersburg. 104

von

Register.

von Holstein, Albertine Friderike, Herzogin, Mutter des Königs Adolph Friderich von Schweden, und Großmutter der rußischen Kaiserin Catharina der zweyten. 19
von Holstein-Beck, Friderich Willhelm, Herzog und Feldmarschall. 107 wird im Scherz Duc de Holstein-Vaisselle genannt. 109 desselben Gemalin Ursula Anna. 108
von Holstein-Gottorf, Georg Ludewig, Herzog. 108
l'Hopital, Marquis, Generallieutenant und Commendant zu Memel. 110
Huth, Doctor und Prof. der Theol. zu Erlangen. 95

J.

Illirische Nation beschrieben. 255

K.

Kälte, strenge, in Liefland und Ingermanland beschrieben. 117. 118
Katholiken haben grossen Credit zu Berlin, und Hoffnung, Zuwachs zu ihrer Kirche zu bekommen. 94
von Korff, Baron, rußisch. kaiserl. Geheimerath und Gesandte zu Kopenhagen. 90. 123. 152
von Koschitzky. 31

L.

Lacy, Graf und Feldmarschall zu Riga, eine Nachricht von demselben. 114
Lateinische Sprache, wird von einem Kaufmann angepriesen. 332
Lehrer der Jugend müssen Ehrentitel und gute Besoldungen bekommen. 332
von Leiningen-Dachsburg-Hartenburg, Johann Friderich, Graf. 12 desselben Gemalin Cathrine, Markgräfin von Baden-Durlach, eben desselben Tochter Charlotte Marie Albertine, Gemalin des Grafen Erdmann Heinrich Henkel. 12 f. ihre Lebensgeschichte. 45 f.
Letten, gemeine Weibsleute derselben, beschrieben. 117

Register.

von Lieven, Graf, schwedischer Reichsgraf, Anecdote von demselben. 210
von Lützelburg, churf. General. 17
von Lützow, geb. von Scheel, verwitwete Obristen von Scheel. 63
zu Lynar, Rochus Guerini, Graf. 75. 76
= = Moritz Carl, Graf, churf. Geheimerath. 77 Anecdoten von demselben. 101 f. 107
= = Rochus Friderich, Graf, Geburt, Kindheit, Jugend und Studirarten. 77—79 Reise nach Holland beschrieben. 199 f. reiset auch nach Dänemark und Schweden. 79 wird dänischer Kammerherr. 80 wird nach Ostfriesland geschickt. Eb. das. vermälet sich. 82 gehet als dänischer Gesandte nach Stockholm. 81 etwas von seinen dasigen Staatsgeschäften. 82 f. ist sehr beliebt bey dem schwedischen König Friderich den ersten, den er auch schildert. 84 f. bekommt den Danebrogorden. 85 wird Amtmann zu Steinburg, und Kanzler der Regierungskanzley zu Glückstadt. 86 eine Probe, wo er sich zu den Marschleuten herabgelassen. 88 wird wirklicher Geheimerath. 88 warum er nach St. Petersburg als dänischer Gesandte geschicket worden. 91 warum er nicht gern dahin ging. 92 bereitet sich aber doch zu dieser Gesandtschaft, eb. das. trit die Reise nach St. Petersburg wirklich an. 93 besucht den Fürsten von Anhalt-Cöthen. 96 etwas von seinem Aufenthalt zu Berlin. 97 f. wie er auf der Reise aller Bequemlichkeit entsaget habe, in einem Beyspiel. 105 Ehrenbezeugungen, welche ihm zu Danzig wiederfahren. 106 Aufnahme zu Schlodien von den Burggrafen von Dohna. 107 f. besiehet zu Mitau den angefangenen herzoglichen Pallast und das Begräbnißgewölbe unter einem Flügel desselben. 118 wie er zu Riga aufgenommen worden. 113 und zu Narva. 117 Ankunft zu St. Petersburg. 118 Audienz am Hofe und Antritsreden. 119 Antritsschmaus. 123 wird geheimer Conferenzrath. 129 und soll Staatsminister zu Kopenhagen im geheimen Conseil werden. 123 wird zu Sarskösselo auf Befehl der Kaiserin prächtig bewirthet. 128 auch zu Schlüsselburg, Peterhof und Oranienbaum. 129 wird nicht Staatsminister im Etatsconseil zu Kopenhagen. 140. 162 Abschiedsaudienzen und Reden zu St. Petersburg. 151 sein Recreditiv und Geschenk. 153. 154 Abreise von St. Petersburg. 155 Ehrenbezeugungen sind ihm zu Narva und Riga wiederfahren, eb. das. kommt zu Itzehoe an. 160 kommt auf der Reise nach Kopenhagen zu Hadersleben. 161 erreicht Kopenhagen. 161 wird zum Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ernannt. 161. 162 was er, zu St. Pe-

Register.

Petersburg ausgerichtet hat. 162. 163 sein Zustand zu Oldenburg. 165 f. vermittelt 1756 die Convention zu Kloster Zeven. 166 f. bekommt den Elephantenorden. 168 verlieret die Statthalterschaft. 168—170 gehet nach Lübbenau, welche Herrschaft ihm zufällt. 170 sein dasiger Zustand. 170 f. verlieret seine Gemalin. 171 stirbt selbst. 171. 172 sein Character. 172 seine moralischen Sätze und Regeln der Weisheit. 181 f. seine Bücher und Schriften. 193 f. seine Kinder:

Graf Friderich Ulrich. 187
Graf Christian Ernst. 189
Gräfin Charlotte Wilhelmine Isabelle. 189
Graf Rochus. 190
Gräfin Aemilie Sophie Friderike. 190
Graf Heinrich Casimir Gottlob. 191
Gräfin Wilhelmine Marie Amalie. 192
Graf Moritz Ludewig Ernst. 192

M.

von Malzahn, Barbara Helena, Freyin, vermälte Gräfin Henkel. 5. 8. 9
Marschall, Mylord, Erzählung desselben. 99
Marschbauer in Holstein wird beschrieben. 189
von Mengden, Juliane, Baronin, Braut des Grafen Moritz Carl zu Lynar. 101 f.
Menno Simonis, Anecdote von demselben. 206
Mentschikof, Fürst, Anecdoten von demselben. 211
Mißionsanstalt, evangelisch-lutherische zu Madras und Cudelur in Ostindien, bekommt ein Stiftungscapital von zehntausend Thalern. 323
Mitau, dasiger herzoglicher Pallast, von dem Herzog Ernst Johann angefangen, wird beschrieben. 112 Begräbnißgewölbe der Herzoge von Curland unter einem Flügel desselben. 112. 113
von Moltke, Phil. Lud. Baron, und desselben Familie, beschrieben. 224 f.
von Molzahn, dänischer Kammerherr und Gesandte in Rußland. 137. 146
Mondorf, ein Jesuit. 227 f.
von Montbel, portugiesischen General und dessen Gemalin. 11. 23
Mühlhausen, kleine Stadt in Preussen, weigert sich durchreisende Fremde zu beherbergen. 106
von Münchhausen, Charlotte Henriette Luise. 50
Mursia, alte römische Stadt, zu Essek entdeckt. 250 f.

N.

Register.

N.

Nonne, eine entlaufene, wird als Heuchlerin entdeckt. 39
der nordischen Höfe politisches Verhältniß zu einander, unter den Königen Friderich den fünften, Adolph Friderich, und unter der Kaiserin Elisabeth. 89 f.

O.

Oestreichischen Hauses Einkünfte, und was demselben der siebenjährige Krieg gekostet hat. 231 in desselben deutschen Landen verwechseln die Landgüter sehr oft ihre Besitzer. 234 Oestreichs Handel mit Polen. 249 des Landes unter und ob der Ens Beschreibung. 289 f.
Osmannen, von P. Mondorf beschrieben. 229 f. dergleichen hatte der Baron von Penkler in Briefen aus Ofen gesammlet. 241
Otto, Eberhard, Prof. zu Utrecht. 205

P.

von Penkler, Baron, hat starken Briefwechsel nach dem osmanischen Reich in Asien gehabt. 241
Petschkau, Herrschaft in Böhmen, welche der General Laudon geschenkt bekommen, Werth. 236
Picard, Bernhard, berühmter Kupferstecher. 206
Pietist, erkläret. 210
von Podewills, Graf und Cabinetsminister. 99
Postmeister zu Coslin, ein pralerhafter Verkäufer geräucherter Gänse. 105
von Preiß, schwedischer Gesandte im Haag. 210
von Preussen, Sophia Dorothea, verwitwete Königin. 27. 28
= = Friderich Wilhelm, König, eine Anecdote von demselben. 100

von

von Preussen, regierende Königin Elisabeth. 98
= = Friderich der zweyte, König. 98. 100
= = August Wilhelm, Kronprinz. 98
= = Friderich Wilhelm, desselben Sohn, (jetziger König,) in seiner Kindheit. 98. 99.
= = Aemilia, Prinzeßin. 98
Preußisches Silbergeld von 1751, Anmerkungen über dasselbe. 157. 158
Preußische Kriegsgefangene in Oestreich. 236
von Promnitz, Erdmann, Graf. 20.

R.

von Reuß, dänischer Gesandte im Haag. 210
von Reventlau, Graf und Staatsminister. 169
Reuß, Grafen,
Heinrich der zweyte, von Obergraitz. 9. 15
Heinrich der eilfte, des vorhergehenden Sohn, jetziger Fürst. 15 desselben Kindheitsgeschichte. 16 f. trit die Regierung seines Landes an. 25
Heinrich der ein und zwanzigste, zu Köstritz. 9. 19. 77. 79. 82
Heinrich der sechste, churf. Feldmarschall. 15 desselben Gemalin Henriette Amalia. 16
Heinrich der sechste, aus Köstritz. 78. 70. 132. 134. 199
Sophia Maria Helena, Gemalin des Grafen Rochus Frider. zu Lynar. 82
Heinrich der neunte, aus Köstritz. 97. 171
Riedel, Prof. Beruf nach Wien, erläutert. 242
von Riperda, Herzog, ehemaliger spanischer Minister, und desselben Sohn, Anecdoten von beyden. 212
Römerschanze in Ungarn. 259
Rußische Fuhrleute, beschrieben. 115. 116
Rußlands Kaiserin Elisabeth, soll in ihrer Jugend den Herzog von Holstein und Bischof zu Lübeck, Adolph Friderich, heirathen. 89 hilft denselben auf den schwedischen Thron. eb. das. beschrieben. 121. 122. 133. 185

Register.

Rußlands Großfürst, Peter Fedrowitsch, soll wegen Schleswig und Holstein zu einem Vergleich mit Dänemark bewogen werden. 91

Rußlands Kaiserin Cathrina die zweyte. 19. 46. 102. 123. 185

S.

von Schack, östr. Officier, macht seinen Bruder, einen preuß. Officier, zum Gefangenen. 237

Scheidt, Christian Ludwig, Hofrath. 20

Schneider, dän. Legat. Secretär zu St. Petersburg. 129. 154

Schulin, Graf, dänischer Staatsminister. 123. 152

Schulting, A. grosser Jurist zu Amsterdam. 207

Schwandtner, und desselben Familie. 216

Schwedens König, Friderich der erste, durch den Grafen zu Lynar geschildert. 84 f. König Adolph Friderich, war in seiner Jugend zum Gemal der rußischen Prinzeßin Elisabeth bestimmt, und ihm als Kaiserin zum schwedischen Thron hilft. 89 erfüllet die Hofnung derselben nicht. 90 Anecdote vom König Carl den zwölften. 210

Seba, Apotheker zu Amsterdam. 202

von Seguth-Stanislawsky, Alb. Sig. Graf. 109

von Sickenthal, Georg Wilhelm, Baron, dänischer geheimer Conferenzrath. 59

Solms, Grafen.

Johann Christian der erste, zu Baruth. 8. 18. der zweyte. 18

Heinrich Wilhelm, zu Sonnewalde. 10. 43

Luise Sophie, des vorhergehenden Grafen Tochter, vermält mit Grafen Erdmann Heinrich Henkel. 11 f. ihre Lebensgeschichte. 43 f.

Sprachen-Studium, empfohlen. 332

von Stolberg, Christian Ernst, Graf, zu Wernigerode. 18

Streit, Sigismund, Herkunft und Geburt. 307 Jugendgeschichte. 308 f. lernt die Handlung. 309 gehet zu Fuß von Altona nach Leipzig und Venedig, ebendas. fängt eignen Handel an. 310 nimmt sich seiner Blutsverwandten an. 312 seine Stiftungen für das Gymnasium im grauen Kloster zu Berlin. 313 f. für die vereinigten evangelischen Gemeinen in Pensilvanien. 323 und für die evangelische Mißion zu Madras und Cudelur in Asia.

Register.

Asia. 324 letzte Zeit seines Lebens, und Abschied von der Welt. 327—333 Verzeichniß der Gemälde, welche er dem berlinischen Gymnasium geschenket hat. 333—336

T.

Taranta, Gräfin. 205
Taxera, reicher Jude im Haag. 215
von Taube, Friedrich Wilhelm, Herkunft und Geburt. 221 studirt zu Göttingen. 222 wird frühzeitig ein Schriftsteller, und da dieses mißlung, wartet er 15 Jahre, ehe er wieder etwas schreibet. 223 Reisen, ebendas. wird Doctor der Rechte und Advocat, ebendas. Haus-Sachwalter des Reichshofraths von Hammerstein. 224 Secretär des Feldmarschalls von Moltke zu Wien. 224 f. trit zu der römisch-katholischen Kirche. 227. 268 Bemühungen und Verdienste desselben um des Verfassers Erdbeschreibung. 227 ist gegen preußische Kriegsgefangne dienstfertig. 236 wird kaiserl. königl. Legationssecretär zu London. 237 f. seine Rückreise nach Wien. 240 wird kaiserl. Hof-Secretär beym Commerzienrath. 241 verheirathet sich. 242 Reise nach Temeswar und Siebenbürgen, ebendas. wird nach Venedig geschickt. 246 ist mit der zur Bücher-Censur verordneten Hof-Commißion in Wien unzufrieden. 245 f. wird nach Teschen geschickt. 247 sein Hof-Secretäramt höret auf. 252 abwechselnde Entschliessung, welche er daraus fassete. 253 der Kaiser schickt ihn nach Slavonien und Belgrad. 255 f. Entdeckung, die er zu Temeswar gemacht hat. 258 besieht die Römerschanze. 259 macht eine Zeichnung von den Tschaikisten-Bezirk. 260 sein Aufenthalt in Belgrad. 260—263 bereiset den Banat Temeswar. 261 wird in den Adelstand erhoben, und wirklicher Regierungsrath in der niederöstreichischen Regierung. 263 schlechter Zustand seiner Gesundheit und Tod. 266—268 sein Character. 268 f. seine Schriften und Bücher. 272—286 Sammlung merkwürdiger Stellen aus seinen Briefen an den Verfasser. 288 f.
Teschen, etwas von der daselbst angelegten Messe. 247 f.
Tschaikisten Bezirk in Ungarn. 260
Tucker, Dechant zu Glocester, ein Verwandter von Taube. 254

V.

Register.

V.

Venedig, etwas von diesem Staat. 247
Vitriarius jun. zu Leiden. 209
Volk, ein an dem schwarzen Meer wohnendes, zu der deutschen Nation gehöriges, beschrieben. 230 f.

W.

von Warnstedt, dänischer Obristlieutenant. 62
von Wartenberg, Gräfin, 209
von Wartensleben, Graf Alexander. 100 Graf Friderich. ebendas.
Wellner, Doctor. 24
der allgemeinen Welthistorie, englische Verfasser. 238
Wien, Zahl seiner Einwohner. 231
von Windischgrätz, Gräfin, 97
Wirthshaus, auf einem Dorf in Westpreussen beschrieben. 106
Wirthshäuser in Curland. 111
von Wohnsfleth, Sara Ernestine, vermälte von Alefeldt. 53
= = = Sophie Hedewig, vermälte von Alefeldt. 53. 60
Wolf, philosophisch, oder in Ansehung des Lateins, beurtheilet. 332
Woronzow, Graf und Großkanzler des rußischen Reichs. 106. 133

Y.

von Yfselmuyden, zum Haag. 209

Z.

Zeven, Kloster, berühmte, dasige Convention von 1757, wird von den Grafen zu Lynar vermittelt. 166 f.
von Zinzendorf, Graf, von demselben erzählt die verwitwete Königin von Preussen viel Abentheuerliches. 27 Frankens Erzählung von demselben. 94
= = = Graf, röm. kaiserl. Gesandte im Haag. 211

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

243

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsching, Anton Friedrich, 1724-1793

Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer

Bd.: 4

Halle (1786)

Biogr.c. 66-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069876-2
VD18 8014330